

SUSANNE KARCH

YAGO

auf der suche





SUSANNE KARCH

wurde 1965 in Süddeutschland geboren und studierte Geowissenschaften und Romanistik in Trier,

Santiago de Compostela und Lissabon. Sie arbeitet als Übersetzerin und Lektorin. Schon seit ihrer Studienzeit befasst sie sich mit den europäischen Entdeckungsreisen, durch die sich die Welt dramatisch veränderte. Der Roman Yago ist das literarische Ergebnis ihrer langjährigen Studien und Recherchen vor Ort.

SUSANNE KARCH

Y A G O

auf der suche



Karch, Susanne:

Yago

Auf der Suche

© Copyright: Susanne Karch

1. Auflage

Erschienen bei local global

Stuttgart, Oktober 2023

local global GmbH, 70174 Stuttgart

Satz und Titelgestaltung: Julia Steiner

Druck und Bindung: Alfaprint S.R., Slowakei

ISBN: 978-3-9820948-5-4

KAPITEL 1	
Die Ankunft der Pinta	13
KAPITEL 2	
Samuel	32
KAPITEL 3	
Flucht	45
KAPITEL 4	
London	60
KAPITEL 5	
Stallhof	71
KAPITEL 6	
Die Dirne	91
KAPITEL 7	
Jane	100
KAPITEL 8	
Auf der Straße	109
KAPITEL 9	
Southwark	119
KAPITEL 10	
Benahoare	132

KAPITEL 11	
La Palma	148
KAPITEL 12	
Drachenbaum	173
KAPITEL 13	
Auf der Suche	194
KAPITEL 14	
Tazacorte	206
KAPITEL 15	
Taufe	225
KAPITEL 16	
Umbruch	250
KAPITEL 17	
Versteck	266
KAPITEL 18	
Domini Canes	273
KAPITEL 19	
Santa Cruz	286
KAPITEL 20	
Entscheidung	296

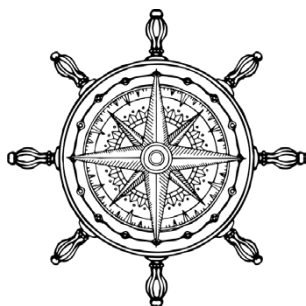
Barquero, amigo barquero
Llévame al mar en tu barca
Que está mi barquita rota
Y yo me acabo en la playa

Toda la mar hoy es verde
Quiero ir donde tú vayas
A la mar de las tormentas
A la mar de las bonanzas

No me alegra el que sea buena
Ne me aflije el que sea mala:
Quiero la mar, ¡la que sea!
Que yo me muero en la playa

¡Barquero, amigo barquero
Llévame al mar en tu barca!

José Pérez Vidal, 1928



KAPITEL 1

Die Ankunft der Pinta

Am Tag, der die Geschicke der Welt verändern sollte, saß Yago mürrisch auf seinem Lieblingsfelsen am Meer und warf gedankenverloren einen Stein nach dem anderen ins Wasser. Wochenlang hatte es unaufhörlich geregnet und heftig gestürmt. Noch immer war die See aufgewühlt, und die Gischt schäumte an den Klippen wie ein tollwütig gewordenes Tier. Solch einen gewaltigen Sturm habe es seit Menschengedenken nicht gegeben, stöhnten die Seeleute, die im Hafen von Baiona festsaßen, froren und sich langweilten. Die kleine Hafenstadt an der nordspanischen Atlantikküste bot ihnen durchaus Vergnügungen und Zeitvertreib, aber die meisten der Matrosen hatten ihre spärliche Heuer längst schon ausgegeben und mussten sich nun seit Tagen damit begnügen, auf ihren Schiffen herumzulungern, Karten zu spielen und müßig darauf zu warten, endlich wieder mit den unterschiedlichsten Waren an Bord in See stechen zu können. Baiona war vor einiger Zeit zum königlichen Hafen ernannt worden, was der Stadt einen blühenden Handel mit Frankreich, Flandern und England ermöglicht hatte. Die Schiffe brachten Tuche und Stoffe nach Baiona und kehrten mit Weinfässern, Früchten und gesalzenem Fisch beladen wieder in ihre Heimatländer zurück. So war die Stadt wohlhabend geworden und ihre Einwohnerzahl stetig gewachsen.

Yago allerdings fühlte sich hier nicht mehr wohl.

Schweremütig saß der kleine Junge am felsigen Ufer und starrte ins Leere. Seit Wochen hatte er nicht mehr an seinen Lieblingsfels gehen können, so heftig war der Sturm gewesen. Nun hatte es endlich aufgehört zu regnen, und die Sonne sandte ihre ersten schüchternen Strahlen durch die sich immer noch bedrohlich am Himmel auftürmenden grauen und weißen Kumulus-Wolken, die vom Westwind wie an einer Perlenkette aufgereiht vom Meer im Westen zum Land im Osten getrieben wurden. Ein erster, zarter Hauch von Frühling lag in der Luft, doch Yago konnte sich nicht darüber freuen. Steine ins Wasser zu werfen war nun einmal langweilig, wenn man es immer allein tun musste. Sein einziger verbliebener Spielkamerad war sein älterer Bruder Samuel, aber der musste dem Vater helfen, seit die beiden ältesten Brüder zusammen mit seinen beiden Onkeln und deren Familien Spanien verlassen hatten. Und Yagos kleine Schwester Débora durfte sowieso nie aus dem Haus.

Traurig schaute Yago den Möwen nach, die sich am Himmel immer weiter in die Höhe schraubten.

„Wenn ich doch auch einfach wegfliegen könnte, so wie die Möwen da oben“, dachte er betrübt.

Am besten ganz weit weg, an einen Ort, wo die Menschen freundlicher waren und andere Kinder ihn nicht als „marrano“, als Schwein, beschimpften. Er verstand nicht, warum er – hier geboren und aufgewachsen – so anders sein sollte. Wie alle anderen ging er jeden Sonntag in die Kirche und konnte im Gegensatz zu seinem älteren Bruder Samuel sogar schon das Vater Unser auswendig.

Die Sonne verschwand hinter einer gewaltigen, bleiernen Wolke, und eine kalte, heftige Windbö riss den Sechsjährigen jäh aus seinen melancholischen Gedanken. Es begann zu tröpfeln. Yago runzelte die Stirn und seufzte laut.

„Ich geh‘ jetzt wohl besser wieder nach Hause“, dachte er niedergeschlagen.

Missmutig stand er auf und schaute nach Westen aufs offene Meer, wo sich die Wellen schäumend und gurgelnd überschlugen und dann vor ihm am Ufer auf die Granitfelsen klatschten, die so glatt waren, dass man meinen konnte, ein Steinmetz habe sie mit feinstem Sand

geschliffen. Lustlos hob Yago einen letzten Stein auf, kickte ihn mit dem Fuß ins Wasser und ließ seinen Blick noch einmal über den Horizont schweifen.

Links lag das offene Meer, direkt vor ihm am Horizont waren die Islas Cíes zu erkennen, eine Inselgruppe, die wie ein Schutzschild vor der großen Bucht lag, an deren südlichem Rand sich Baiona befand. Rechts von Yago erhob sich auf dem Monte Boi, einem aus dem Meer ragenden massiven Felsen, die aus dunklem Granitgestein erbaute, uneinnehmbare Festung der Stadt, an deren Fuß sich kleine, knorrige Kiefern festklammerten und sich dem permanenten Westwind wie trotzig kleine Gnome widersetzen. Während Gischt und Wellen wie hungrige Ratten unablässig an den Felsen am Westrand des Monte Boi nagten, waren die Handelsschiffe in der geschützten Bucht auf der Ostseite des Monte Boi selbst bei Sturm sicher und konnten in Ruhe gelöscht und beladen werden.

Zwischen den Islas Cíes und der Festung von Baiona bemerkte Yago ein Schiff. Vermutlich ein Handelsschiff, das es nach dem Sturm endlich wieder wagte, die Hafenstadt anzusteuern. Yago zog den Kopf ein und verschränkte die Arme, um sich gegen eine neue Windbö zu schützen, und machte sich auf den Heimweg. Doch plötzlich hielt er inne, drehte sich noch einmal um und kniff die Augen zusammen, um das Schiff genauer betrachten zu können.

Irgendetwas stimmte da nicht.

Und tatsächlich: Wie ein betrunkenen Matrose taumelte das Schiff hin und her.

Yago reckte den Kopf in Richtung des Schiffes, zog die Augenbrauen zusammen und beobachtete das Schiff genauer. Dann erkannte er, was ihn schon vorhin beim flüchtigen Hinschauen irritiert hatte: Die Karavelle hatte nicht wie üblich alle Segel gesetzt, um vom Westwind angetrieben direkt ostwärts in die Bucht von Baiona zu steuern. Stattdessen flatterten zerrissene Segelfetzen konfus im Wind, und einer der drei Masten war ganz offensichtlich abgebrochen. Der Sturm hatte dem Schiff wohl gewaltig zugesetzt. Aus einer stolzen Karavelle schien ein willenlos in der Strömung treibendes Stück Holz geworden zu sein, mit dem die Wellen ganz nach Lust und Laune spielen konnten.

„Na ja“, dachte Yago, „Papa wird mir schon erzählen, was für ein Schiff das ist.“

Yagos Vater kannte tatsächlich alle Schiffe und erinnerte sich stets an jedes einzelne, das jemals in Baiona gewesen war. Denn der Wein-
händler träumte schon seit Jahren davon, selbst auch einmal aufs Meer
zu segeln, anstatt immer nur Weinfässer auf die Schiffe zu laden und
zuzuschauen, wie sie in fremde Länder verschwanden.

Welch unglaubliche Reise diese Karavelle allerdings hinter sich hat-
te, sollte nicht nur Yago in Staunen versetzen.

Doch zunächst erlosch sein Interesse an der taumelnden Nuss-
schale, denn Yagos Magen hatte zu knurren begonnen, und der kleine
Junge überlegte, was es heute wohl zum Mittagessen gab. Hoffentlich
nicht schon wieder Stockfisch. Nein, darauf hatte er wahrlich keinen
Appetit.

Während Yago mit eingezogenem Nacken zurück in Richtung
Stadt schlenderte, an leckere gebratene Garnelen statt an langweiligen
Stockfisch dachte und mit den Füßen möglichst große, runde Steine
vor sich her kickte, wurde oben auf der Festung von Baiona der Wäch-
ter des Torre del Príncipe, dem westlichen Turm, auf das taumelnde
Schiff aufmerksam. Er erkannte sofort, dass es sich bei dem allmäh-
lich heranschaukelnden Wrack nicht um ein englisches, französisches
oder flandrisches Handelsschiff handelte, sondern um eine spanische
Karavelle. Karavellen waren kleiner als andere Schiffe, und ihr Rumpf
war bauchiger. Sofort gab der Turmwächter das Signal, dass ein spa-
nisches Schiff einlief. Noch während die unbekannte Karavelle wie
ein Volltrunkener nach einer durchzechten Nacht um die Festung he-
rum torkelte und schließlich die windgeschützte Bucht von Baiona
erreichte, kamen die Einwohner der Stadt am Strand zusammen, um
zu schauen, was für eine Karavelle das wohl sein mochte, die sich so
kurz nach dem heftigsten Sturm seit Menschengedenken aufs Meer
gewagt hatte. Auch die Matrosen der in der Bucht festliegenden Han-
delsschiffe kamen neugierig an Deck, dankbar für jede Abwechslung
ihrer unfreiwilligen Gefangenschaft an Bord.

„Die ist ja übel hergerichtet“, rief einer der Matrosen.

„Ja, schaut mal, der große Mast ist abgebrochen, und die Segel sind ganz zerfetzt“, brüllte ein anderer.

Immer mehr Menschen kamen raunend und murmelnd zusammen, um dem Spektakel beizuwohnen.

„Macht ein Boot klar, Leute“, rief jemand am Ufer. „Wir müssen ihnen entgegenrudern und helfen, sie an Land zu bringen.“

„Halt“, brüllte einer der Seeleute vom Deck eines Schiffes. „Wartet erst mal ab mit dem Boot. Ich glaube, die schaffen es auch so. Schaut mal, da winkt einer und macht ein Zeichen, dass alles in Ordnung ist.“

Dieser Mann war der erste Steuermann, Cristóbal García Sarmiento. Er stammte aus der Gegend von Baiona und war mit der Region so vertraut, dass er das von Wind und Wetter gezeichnete Schiff sicher in den Hafen manövrieren konnte.

Es war der erste März des Jahres 1493.

— 2 —

Payo Veloso, der feiste, leicht ergraute Stadthalter von Baiona, ließ sich von seinen Gefolgsleuten einen Weg durch die versammelte Menschenmenge bahnen und beobachtete in würdevoller Haltung, wie die Karavelle vor Anker ging, ein Beiboot klargemacht wurde und zwei Männer von einem Matrosen an Land gerudert wurden. Ihr Anblick war erbärmlich, und der Geruch, den sie verströmten, ließ erahnen, dass sie sich sehr viel länger als nur einige Tage auf See befunden hatten. Payo Veloso rümpfte die Nase, holte ein mit feinsten Klöppelarbeit umrandetes Taschentuch aus seiner Brusttasche heraus und wedelte sich selbstgefällig etwas Luft zu. Diese verlotterten Seeleute sollten ihm nicht den Tag verderben. Er gedachte, sich kurz angebunden nach deren Identität und der Herkunft der Karavelle zu erkundigen und sich dann schleunigst wieder in die Festung zurückzuziehen, wo ein üppiges Mittagmahl mit anschließender Siesta in den Gemächern seiner zweiten, frisch mit ihm vermählten jungen Gattin auf ihn wartete.

Doch zu seiner Siesta kam Payo Veloso an diesem Tag nicht mehr.

Die Nachricht war zu ungeheuerlich.

Nicht eine Entdeckung verändert die Welt, sondern die Verbreitung des Wissens darüber, und das, was Martín Alonso Pinzón, der Kapitän der gerade eingelaufenen Karavelle Pinta zu berichten hatte, sollte sich wie ein Lauffeuer verbreiten - in Baiona, in Galicien, in Spanien – und schließlich in der gesamten bekannten Welt.

Sieben Monate zuvor, am 3. August 1492, war Pinzón zusammen mit seinem beiden Brüdern Vicente und Francisco unter der Leitung des Admirals Christoph Kolumbus auf den drei Karavellen Niña, Pinta und Santa María in See gestochen, um im Auftrag der spanischen Krone den westlichen Seeweg nach Asien zu finden. Neunzig Mann waren an Bord der drei Schiffe gewesen. Und nun – nach sieben abenteuerlichen und verlustreichen Monaten auf See – hatte Pinzón die Pinta durch gewaltige Stürme gerettet und war mit 25 Mann an Bord in Baiona gelandet. Kolumbus selbst sollte einige Tage später mit der Niña nach Lissabon gelangen. Doch nun war die große Stunde des Martín Alonso Pinzón gekommen. Er verbreitete als Erster die Nachricht vom Gelingen einer aufregenden, geradezu als unmöglich erachteten Expedition, und trotz seiner erbärmlichen, fiebergeschüttelten Gestalt konnte man ihm die Genugtuung ansehen, die es für ihn bedeutete, wieder lebendig nach Spanien zurückgekehrt zu sein. Viele hatten Kolumbus' Idee eines westlichen Seewegs nach Indien belächelt und als pure Spinnerei abgetan. Doch nun war der Beweis dieser Idee gelungen.

Mit zitternden Knien stiegen Pinzón und sein erster Steuermann, Cristóbal García Sarmiento, aus dem kleinen Beiboot, warfen sich in den dunklen, feuchten Sand, küssten den heimischen Boden, bekreuzigten sich mehrmals und murmelten dabei inbrünstig:

„In nomine domini nostri, Jesu Christi“.

Dann standen sie auf, verbeugten sich vor Payo Veloso, und Pinzón ergriff keuchend das Wort:

„In nomine domini nostri, Jesu Christi, im Namen unserer allerchristlichsten, allerhöchsten und erlauchtsten Fürsten, den Königen der spanischen Länder, erlauchter Statthalter von Baiona! Wir haben Cipango erreicht! Wir müssen den Königen sofort eine Nachricht übermitteln!“

Mit hochgezogenen Augenbrauen wedelte sich Payo Veloso etwas Luft zu und schaute skeptisch auf Pinzón, der sich nur mühsam auf den Beinen halten konnte und sich wankend auf Sarmiento stützte, um das Gleichgewicht zu halten. Seine fiebrigen Augen lagen dunkel in tiefen Augenhöhlen, sein hageres Gesicht war von zerzausten schwarzen Locken umgeben und ein struppiger, grauschwarzer Bart zeugte davon, dass er ihn sehr lange nicht mehr gepflegt hatte.

„Wer seid Ihr?“, fragte Payo Veloso kurz angebunden und rümpfte die Nase. „Und, was für eine Nachricht an die Könige?“

„Ich bin Martín Alonso Pinzón, Kapitän der Pinta“, stammelte Pinzón mit starkem andalusischem Akzent. „Wir sind im Namen der spanischen Krone nach Westen gesegelt, und wir haben es gefunden... Land ... Cipango... wir haben Inseln entdeckt. Der Seeweg nach Osten über den Westen...“

Ein heftiger Hustenanfall ließ ihn innehalten, bevor er keuchend ergänzte: „Die Könige müssen das sofort erfahren! Ich muss es ihnen sofort mitteilen!“

Payo Veloso begriff kein einziges Wort. Fragend schaute er Sarmiento an, der Pinzón immer noch stützte.

„Er hat Fieber; er muss ruhen“, sagte Sarmiento bedächtig.

„Und wer seid Ihr?“, fragte Payo Veloso skeptisch und runzelte die Stirn.

„Erkennt Ihr mich denn nicht, Don Payo?“, antwortete Sarmiento, „Ich bin Cristóbal García Sarmiento, ich stamme hier aus der Gegend, ich bin der Neffe von Padre Bartomeo Sarmiento Mariño, dem Abt des Klosters von Santa María de Melón.“

Verblüfft trat Payo Veloso näher an Sarmiento heran und schaute ihm eindringlich ins Gesicht. Auch Sarmiento hatte wirres, ungepflegtes Haar und einen dichten Bart, der sein abgemagertes Gesicht wie ein Fell einrahmte. Doch seine blauen Augen waren klar und lebhaft und schauten Payo Veloso freundlich an.

Langsam senkte dieser seine rechte Hand, mit der er das Taschentuch über seine Nase gehalten hatte.

„Allmächtiger im Himmell!“, rief er verblüfft aus, „Ihr seid es wirklich!“

Während der völlig fassungslose Statthalter Pinzón und Sarmiento zum gemeinsamen Mittagessen einlud und Anweisungen gab, die erschöpften Männer an Bord der Pinta mit Wasser und Nahrung zu versorgen, näherte sich ein weiteres Beiboot dem Strand. Die neugierige Menschenmenge, die sich um Payo Veloso herum versammelt hatte, begann zu raunen und zu tuscheln und rückte näher ans Ufer.

Yago, der sich, anstatt nach Hause zu gehen, durch die neugierige Menge gewunden hatte, um zu sehen, was da vor sich ging, wurde fast gewaltsam nach vorne gedrückt, bis er direkt an der Stelle stand, wo nun das zweite Beiboot ans Ufer kam.

Welch ein Anblick!

„Allmächtiger im Himmel!“, rief Payo Veloso erneut aus und wischte sich mit seinem Taschentuch über die Stirn, auf der sich vor lauter Aufregung kleine Schweißperlen gebildet hatten. Einen Moment lang schien es, als verlöre er das Bewusstsein. Doch er fasste sich wieder und nahm erneut die seinem Stand gemäße würdevolle Haltung ein.

An Bord des Beibootes befanden sich zwei knöchrige spanische Matrosen in zeretzter Kleidung sowie drei fremdartige, fast splitterackte Menschen. Sie saßen zusammengekauert im Boot und zitterten erbärmlich im nun stärker werdenden Nieselregen. Ihr Haar war glatt und kohlschwarz, ihre mandelförmigen Augen lagen dunkel und eingefallen in tiefen Augenhöhlen, ihre Haut glänzte nussbraun im Regen, und sie hatten lange, dürre Gliedmaßen. Yago, der direkt vor ihnen am Ufer stand, konnte sehen, dass es ganz ohne Zweifel Männer waren. Mit allergrößtem Erstaunen stellte der kleine Junge jedoch fest, dass sie keinen Ansatz von Bartwuchs hatten. In Baiona hatten alle Männer Bärte, und sogar seinem Bruder Samuel wuchsen schon viele Haare im Gesicht, obwohl er gerade erst in den Stimmbruch gekommen war.

Mit gönnerhafter Geste hob Kapitän Pinzón seinen rechten Arm und zeigte auf die drei fremden Kreaturen. Er räusperte sich und versuchte, sich möglichst gerade aufzurichten. Dann rief er, so laut er vermochte:

„Schaut her, Einwohner von Baiona, diese drei hier beweisen, dass wir tatsächlich Indien und Cipango erreicht haben. Wir haben sie von einer Insel mitgenommen, die dort Guanahaní genannt wird. Es ist die erste von zahlreichen Inseln, die wir für unsere Könige entdeckt haben. Im Gedächtnis an die Allerhöchste Majestät, deren Großherzigkeit wir alles verdanken, haben wir diese Insel „San Salvador“, getauft. Auch von den anderen Inseln, die wir entdeckt haben, haben wir im Namen ihrer königlichen Hoheiten in aller Form Besitz ergriffen. Wir wurden ehrfurchtsvoll empfangen und sind nirgendwo auf Widerstand gestoßen. Das bedeutet, dass diese Völker die Macht der spanischen Hoheiten uneingeschränkt anerkannt und sich uns unterworfen haben. Man könnte fast sagen, sie haben auf uns gewartet! Unser Admiral, Don Christoph Columbus, hat an Bord der Niña weitere dieser Indios mitgenommen, und sie sollen, so er unversehrt in Spanien ankommt, genau wie diese hier, den Königen Ferdinand und Isabella am Hofe vorgeführt werden. Diese Menschen besitzen keine Waffen. Sie sind unkriegerisch und harmlos. Man braucht ihnen nur noch unsere Sprache beizubringen, um ihnen Anordnungen zu geben, denen sie ohne Murren nachkommen würden.“

Payo Veloso unterbrach Pinzón.

„Gibt es dort auch Gold, Edelsteine und Gewürze?“, fragte er neugierig.

„Ja, hm“, stammelte Pinzón ein wenig irritiert, „Gold... äh ... auch... und Gewürze, Früchte, Pflanzen und seltsame Tiere. Und wir..“

Doch bevor Pinzón fortfahren konnte, war Yago bis zum Knie ins Wasser gewatet, hatte sich einem der im Boot kauernenden Indios genähert und ungläubig an dessen langen, kohlschwarzen Haaren gezogen. Voller Furcht sprang dieser auf, ruderte heftig mit den Armen, verlor das Gleichgewicht und plumpste rücklings ins kalte Wasser. Das Boot schaukelte heftig hin und her. Die beiden anderen Indios hielten sich mit vor Schreck geweiteten Augen aneinander fest, während der Rudermann einen lauten, derben Fluch von sich gab.

Verdutzt verfolgten Pinzón und Veloso den Vorfall. Die um das Boot herum versammelte Menschenmenge hielt erschrocken den Atem an, und eine angespannte Stille legte sich auf einmal über den

Schauplatz. Doch dann begann Veloso so laut und heftig zu lachen, dass sich sein üppiger Bauch wippend auf und ab bewegte. Sein Lachen war so ansteckend, dass schließlich fast ganz Baiona, das sich inzwischen am Strand eingefunden hatte, um zu sehen, was hier vor sich ging, in schallendes Gelächter ausbrach.

Nur Yago lachte nicht.

Er hatte den Fremden nicht erschrecken wollen. Er wollte doch nur sehen, ob er echt war. Und nun waren er und der zu Tode verängstigte Indio, der im Wasser wild um sich schlug und nach Luft japste, zum Gespött der Leute geworden. Wie versteinert stand der kleine Junge knietief im Wasser und beobachtete mit hochrotem Kopf, wie der Fremde endlich an Land kroch und sich erschöpft in den Sand fallen ließ. Was dann geschah, konnte Yago nicht mehr sehen, denn eine große Hand packte ihn energisch am rechten Oberarm, zog ihn aus dem Wasser und zerrte ihn wütend mit sich. Entsetzt stolperte Yago hinter seinem Vater Ismael her, der sich mit grimmigem Blick einen Weg durch die amüsierte Menschenmenge bahnte.

Der Indio aber, der erste Amerikaner, der jemals europäischen Boden betreten hatte, lag zitternd und entkräftet im kalten Quarzsand. Zwei Stunden später starb er. Er hatte die Strapazen und Entbehrungen dieser unfreiwilligen Überfahrt nicht überlebt.

— 4 —

Für einen kleinen Jungen sind drei Tage Hausarrest eine entsetzliche Strafe. Große Tränen kullerten über Yagos Wangen, als er von seinem Vater durch die Haustür geschoben und seiner Mutter übergeben wurde.

„Sieh zu, dass der Bengel trockene Kleidung bekommt und die nächsten drei Tage das Haus nicht verlässt. Er war sehr unartig und setzt noch das Schicksal unserer ganzen Familie aufs Spiel – gerade jetzt, da die Lage sowieso schon explosiv ist.“

Dann ging er fort, ohne sich noch einmal umzudrehen, und die schwere Holztür fiel unheilvoll hinter Yago ins Schloss.

Erschrocken beugte sich Yagos Mutter zu dem kleinen Jungen herab

und befühlte seine Hose.

„Du meine Güte!“, sagte sie. „Du bist ja wirklich patschnass, Kind. Was hast du denn gemacht? Zieh dich aus!“

Sie rubbelte Yago mit einem trockenen Tuch ab und gab ihm frische Kleidung. Seine kleine Schwester, die vierjährige Débora, war die ganze Zeit neugierig um die beiden herumgehopt, und weil Yago nicht aufhörte zu schluchzen, fing auch sie an zu weinen.

„Mama, wa‘um war der Papa ge‘ade so böse?“, jammerte sie.

„Frag deinen Bruder und jetzt hört beide auf mit der Flennererei!“

„Aber Mama“, schluchzte Yago, „ich wollte das doch gar nicht, ich wollte doch nur wissen, ob der komische Mann echt ist. Aber Papa ist immer gleich so wütend, und jetzt darf ich das Schiff nicht sehen.“

„Welches Schiff, Yago, und welcher komische Mann?“, fragte seine Mutter verwundert.

Während Yago aufgeregt erzählte, was er erlebt hatte, hörte auch Débora auf zu weinen und lauschte mit offenem Mund dem abenteuerlichen Bericht ihres älteren Bruders.

Die Ankunft der Pinta war in ganz Baiona das Gespräch des Tages, und auch am Abend, als Yagos Familie zusammen beim Essen saß, redeten sie von nichts anderem.

„Stell dir vor“, sagte Yagos Vater Ismael zu seiner Frau, „wenn es dort tatsächlich solch ein wunderbares Land gibt, wie die Matrosen sagen. Und all die wunderlichen Dinge, die sie mitgebracht haben. Seltsame Tiere und unbekannte Früchte. Und eben diese fremdartigen Menschen.“

„Darf ich die auch se‘en?“, quiekte Débora und hüpfte aufgeregt von ihrem Hocker.

„Jetzt setz‘ sich erst mal wieder hin“, brummte Ismael, „und sei ruhig!“

Débora verzog das Gesicht, setzte sich aber wieder an den Tisch und schielte hinauf zu ihrem Vater.

„Papa, bitte, ich will auch zum Aafen und das Schiff se‘en“, flehte sie.

Ismael konnte sich ein Lächeln nicht verkneifen.

„Na ja, vielleicht gehen wir morgen zusammen hin und schauen

uns das an“, antwortete er mit weicher Stimme und zwickte Débora neckisch in die rosige Wange.

Yago reckte sich, legte den Kopf schief und lächelte seinen Vater an. „Du nicht!“, sagte dieser streng, „Ist das klar?“

Noch während Yago versuchte zu protestieren, fingen seine Eltern an, über die Möglichkeiten zu diskutieren, die solch ein Wunderland wohl bieten würde – ein Land, in dem genug Platz für alle war, vielleicht sogar für sie.

— 5 —

Spät am Abend lag Yago wach im Bett und dachte an die zerschundene Karavelle, die ausgezehrten Seeleute und den fremden Menschen mit dem langen kohlschwarzen Haar. Der kleine Junge fand einfach keine Ruhe, so aufregend waren die Ereignisse des Tages gewesen. Débora hingegen lag tief und fest schlafend neben ihm und schnarchte ganz leise. Voller Zärtlichkeit betrachtete er in der Dunkelheit die Silhouette des kleinen Mädchens, ihre dunklen, lockigen Haare, ihr Stupsnäschen und ihr weiches, kindliches Gesicht. Sie war zwar nur ein Mädchen, aber sie war ein fröhliches Kind, und es machte Spaß, mit ihr zu Hause herumzutoben. Ganz besonders lustig war es, wenn er sie kitzelte und ihr laut ins Ohr schmatzte, denn dann krümmte sie sich vor Lachen. Während Yago in Gedanken seinen ernstesten Vater, seine liebevolle, aber immer besorgte Mutter, seine beiden ältesten Brüder, seinen mürrischen Bruder Samuel und die unbekümmerte Débora der Größe nach vor sich aufreichte, hörte er, wie das Gemurmel aus der Küche nebenan lauter wurde. Neugierig spitzte er die Ohren. Er konnte hören, wie sein Vater etwas sagte und seine Mutter darauf etwas erwiderte. Dann hörte er Samuel, der offensichtlich auch noch wach war. Es musste wohl um wichtige Dinge gehen, wenn er so spät noch bei den Eltern in der Küche saß.

Leise stand Yago auf und schlich zur Tür, öffnete sie einen Spalt, zwängte sich hindurch und ging durch den Flur bis zur Küchentür, die zum Glück nur angelehnt war. Er kauerte sich auf den Boden und lauschte neugierig. Doch nun war alles still. Niemand sagte etwas.

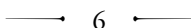
Yago wartete. Aber es blieb still. Langsam begann er zu frieren. Gerade, als er enttäuscht wieder zurück in seine Schlafkammer schleichen wollte, sagte sein Vater bestimmt:

„Heute werden wir das sowieso nicht entscheiden! Wir müssen erst mehr über dieses neue Land erfahren. Also, Samuel, geh schlafen und lass es für heute gut sein. Ich weiß, dass du unsere Entscheidung, zum Christentum überzutreten, verabscheust, aber deine Mutter hat Recht: Wir haben beschlossen hierzubleiben, weil wir hier geboren wurden, und weil Baiona unsere Heimat ist. Deine beiden älteren Brüder und meine beiden Brüder haben im vergangenen Jahr anders entschieden, das ist richtig, und sie haben das Land verlassen. Bis heute wissen wir nicht, wie es ihnen ergangen ist. Wir wissen aber, dass wir hier in Baiona trotz der widrigen Umstände bislang ganz gut zurechtgekommen sind. Und wir wissen seit heute, dass es auf der anderen Seite des Meeres Land gibt – Land, das uns irgendwann vielleicht eine neue Chance bieten könnte. Morgen sehen wir weiter. Gute Nacht“.

Damit drehte er sich um und ging zur Tür. Schnell sprang Yago auf, huschte zurück in seine Schlafkammer und schmiegte sich fröstelnd an seine Schwester.

Ein neues Land und neue Chancen.

Was hatte das zu bedeuten?



Es war noch nicht lange her, da hatte Yago schon einmal kauern vor genau dieser Tür gesessen und einer anderen nächtlichen Familiendiskussion gelauscht. Damals war noch die ganze Familie beieinander gewesen – seine zwei ältesten Brüder, seine beiden Onkel, seine Tanten sowie deren Söhne und Töchter. Und es hatte einen fürchterlichen Streit gegeben, an den sich Yago nun mit allergrößter Sorge zurück erinnerte.

„Hoffentlich bleibt der Samuel ruhig“, dachte er. „Der wird doch immer so schnell wütend.“

Samuel, der dreizehnjährige Bruder, war tatsächlich ein aufbrausender und impulsiver Mensch, und wenn er etwas älter gewesen wäre,

hätte er sich dem Befehl des Vaters widersetzt, in Baiona zu bleiben und zum Christentum überzutreten.

„Ich bin Jude, und ich bleibe Jude!“, hatte Samuel damals gebrüllt. „Und wenn die uns deswegen nicht mehr hier haben wollen, dann gehe ich eben. Wir sind hier doch noch nie akzeptiert worden!“

In Erinnerung an diesen Streit zog Yago die Augenbrauen zusammen, schmiegte sich noch enger an den warmen Körper seiner schlafenden Schwester und dachte daran, wie an jenem Abend ein unbehagliches Schweigen den Raum erfüllt und sich bleischwer auf die ganze Familie gelegt hatte.

Yago seufzte, drehte sich auf den Rücken und überlegte, wie lange das nun schon her war. Damals war es Frühling gewesen, und der blühende Ginster hatte die Hänge hinter Baiona in ein goldgelbes Licht getaucht und überall den leckeren Duft von Honig verströmt. Jetzt war bald wieder Frühling, also war es ungefähr ein Jahr her, als die Nachricht zu Ihnen gedrungen war, dass alle Juden bis zum Sommer das Land verlassen oder zum Christentum übertreten mussten.

Dieses Edikt der spanischen Krone hatte Yagos Familie zerrissen, und danach war nichts mehr so, wie es zuvor gewesen war.

Yago atmete tief durch und versuchte, die aufkommenden Tränen zu unterdrücken. Wie sehr er doch die anderen vermisste! Die Tanten, die Cousins und Cousinen, mit denen er toben und spielen konnte, und die lebendigen Abendessen mit der ganzen Großfamilie!

Nach der Abreise des größten Teils der Familie war sein Vater noch ernster geworden, seine Mutter nie wieder richtig fröhlich gewesen, und Samuel war immer missmutiger und mürrischer geworden. Sanft legte Yago seinen Arm um seine leise schnarchende Schwester, schloss die Augen, und seufzte.

„Nein, wir bleiben!“, hallten die Worte seines Vaters in seinen Ohren nach. „Wir gehören hierher; es geht uns hier nicht schlecht, und außerdem: Wo sollen wir denn hin? Etwa nach Portugal? Oder gar nach Afrika zu den Mauren? Glaubt Ihr denn, dass wir an einem anderen Ort freundlich und mit offenen Armen empfangen werden? Sagt, wovon sollen wir leben? Hier haben wir unsere Arbeit, und wir leben gut davon.“

„Aber Samuel hat recht“, hatte Onkel Isaac, der Älteste in der Runde, erwidert. „Wir sind Juden und dürfen unseren Glauben nicht verraten. Und außerdem: Denkst du denn wirklich, dass sie uns in Ruhe leben lassen, wenn wir Christen geworden sind? Nein, ich bin der Meinung, wir sollten alle miteinander gehen!“

„Warum denn nicht zum Schein konvertieren?“, hatte Yagos Vater entgegnet und nachdenklich die Stirn gerunzelt. „Warum nicht hier weiterleben, um noch einen Tag zu kämpfen, und noch einen, und noch einen! Warum die Heimat verlassen? Es ist schließlich genauso unsere Heimat wie ihre!“

Immer heftiger war der Streit an jenem Abend geworden. Yago erinnerte sich daran, wie er unruhig vor der angelehnten Tür hin- und her gerutscht war und nicht wusste, was er tun sollte, als er die helle Stimme seiner Mutter hörte:

„Wenn wir uns streiten, führt das zu nichts! Ich fühle mich wohl hier, ich gehöre hierher, denn ich bin hier geboren und aufgewachsen, genau wie meine Eltern und Großeltern. Hier ist mein Zuhause. Ich möchte nicht fort von hier. Und ich bin bereit, mich dem Zwang zu beugen und zum Christentum überzutreten, damit ich in meiner Heimat in Frieden leben kann. In meinem Herzen aber trage ich meinen alten Glauben mit mir und verrate deswegen niemanden und nichts. Warum sollte es nicht möglich sein, beides miteinander zu vereinen? Es gibt doch nur einen Gott, und wie wir ihn nennen und ehren, kann doch auf zweierlei Weise geschehen: In der Kirche der Christen und in unseren Herzen!“

„Gut“, entgegnete Isaac nachdenklich, „lasst uns einen Moment innehalten und dann abstimmen.“

„Ja, das sollten wir machen“, warf Yagos Vater zustimmend ein und schaute in die Runde. Alle nickten langsam mit den Köpfen, und es wurde still in der Küche. Nur das Knistern des Feuers war zu hören. Nach einer fast endlos wirkenden Pause erhob sich Isaac und sah jeden einzelnen im Raum eindringlich an.

„Nun: Wer will bleiben? Wer will gehen?“

Yago hielt den Atem an und versuchte, durch die angelehnte Tür einen Blick auf seine Eltern zu erhaschen. Aber er konnte nur den

mächtigen Rücken seines ältesten Onkels sehen. Vorsichtig versuchte Yago, die massive Eichenholztür einen kleinen Spalt aufzudrücken. Doch sie war sehr schwer und bewegte sich nicht. Yago versuchte es erneut mit etwas mehr Kraft. Da öffnete sie sich knarzend und quiet-schend, und unversehens blickte der kleine Junge in ein Dutzend Paar überraschte Augen.

„Yago!“, brüllte sein Vater, „Was machst du denn da?“

„Äh, ich...“, stammelte der Junge und spürte, wie sein Gesicht rot anlief und ihm Tränen in die Augen stiegen. Er schluckte.

„Papa, müssen wir wirklich weg?“, fragte er verzweifelt.

„Ich will nicht weg! Warum müssen wir denn weg?“, fügte er mit erstickter Stimme hinzu.

Inzwischen war seine Mutter zu ihm geeilt und hatte ihn auf den Arm genommen.

„Es ist alles gut, Yago, komm, ich bring dich ins Bett. Du brauchst keine Angst zu haben“, sagte sie mit sanfter Stimme und strich mit dem Finger eine Träne von Yagos Wange.

Bevor sie ihn in die kleine Schlafkammer trug, drehte sie sich noch einmal um und warf ihrem Mann einen vielsagenden Blick zu.

In jener Nacht brach Yagos Familie auseinander. Die beiden Onkel beschlossen, mit ihren Familien Spanien zu verlassen. Yagos Vater hingegen entschied, mit seiner Familie in Baiona zu bleiben. Allerdings stellten sich Yagos beide ältesten Brüder gegen den Beschluss ihres Vaters und schlossen sich den anderen an. Samuel wiederum musste sich gegen seinen Willen dem Beschluss des Vaters beugen und in Baiona bleiben. Er sei zu jung, um das selbst entscheiden zu können, argumentierte Ismael.

Er konnte nicht ahnen, welche Folgen diese Entscheidung Jahre später haben sollte.

— 7 —

Am Morgen nach der Ankunft der Pinta saß Yago unausgeschlafen und misstrauisch vor seinem Frühstück, während Débora fröhlich um ihn herumhüpfte und spielen wollte. Durch die kleinen, milchigen

Fensterscheiben drang das klare Licht der Frühlingssonne herein. Es war ein wunderbarer, strahlender Vormittag und der Gedanke, den ganzen Tag eingesperrt zu sein, während da draußen im Hafen das abenteuerlichste Schiff, das er sich nur denken konnte, mit den wundersamen Fremden lag, ließ in ihm Tränen der Wut hochsteigen. Sein Vater und Samuel waren schon früh am Morgen ins Kontor gegangen, das sich außerhalb der Judengasse, in der sie seit einigen Jahren leben mussten, direkt am Hafen von Baiona befand. Vom Kontor aus hatte man einen wunderbaren Blick auf die Bucht und konnte jedes Schiff sehen, das vor Anker lag. Es war viel interessanter dort als hier in der Judengasse, in der nur noch seine eigene Familie und einige alte Leute geblieben waren, die nicht mehr die Kraft gehabt hatten, in die Fremde zu gehen. Kinder in seinem Alter gab es keine mehr in der Xudería, wie die enge Gasse genannt wurde. Aber wenigstens kam der gutmütige alte Moisés jeden Vormittag vorbei – außer am Wochenende – und übte mit Yago lesen, schreiben und rechnen, brachte ihm Hebräisch und Latein bei und erzählte ihm alte Geschichten. Yago war ein neugieriger und kluger Schüler, und in Baiona gab es nicht viele Kinder, die Lesen und Schreiben lernten.

Auch an diesem Vormittag klopfte Moisés zur gewohnten Zeit an die Tür und trat ein. Freudig hüpfte Débora um ihn herum und rief:

„Eute darf ich mit zum Aafen und das Schiff se‘en. Und der Yago darf nicht mit, weil er böse war.“

„So, eute zum Aafen?“, antwortete Moisés mit einem schelmischen Blinzeln, nahm Debora auf den Arm und zwickte sanft in ihre Wange. Dann wandte er sich Yagos Mutter zu, die gerade einen Brotteig knetete. „Was hat der Bengel denn angestellt?“

Yago saß schmollend am Tisch, während seine Mutter erzählte, was geschehen war. Moisés lächelte.

„Aha, du warst das also?“, fragte er mit seinem sanften, gutmütigen Lächeln. Die Kunde von den Ereignissen des vergangenen Tages hatte sich wie ein Lauffeuer in der gesamten Stadt verbreitet und war natürlich auch Moisés zu Ohren gekommen. Er setzte sich an den Küchentisch und begann, Yago eine Abenteuergeschichte zu erzählen. Schon bald hatte der Junge seinen Ärger vergessen und lauschte gespannt

der Erzählung des alten Mannes. Débora hatte sich derweil in Moisés' Arme gekuschelt und war eingeschlafen.

Plötzlich öffnete sich die Tür und Yagos Vater Ismael trat ein. Yago schreckte zusammen. Um diese Uhrzeit kam sein Vater nur, wenn etwas Außergewöhnliches vorgefallen war. Er zog den Nacken ein und dachte:

„Ich hab' doch gar nichts mehr getan! Er wird mich doch nicht noch einmal bestrafen?“

Aber Ismael lächelte seinen Sohn an, schob einen kleinen Jungen durch die Tür und sagte:

„Schau mal, Yago, das ist Henry Rugget. Er ist der Sohn von Francis, dem Kapitän der Lady Mary aus England, die gerade eben eingelaufen ist. Du kennst Francis ja, den alten Haudegen. Diesmal hat er Henry mitgebracht, damit der Junge lernt, wie man galicischen Wein nach England bringt.“

Erstaunt sprang Yago auf, ging zur Tür und stellte sich mit skeptischem Blick vor Henry. Dieser hatte grüne, verschmitzte Augen, die viel zu nah beieinander lagen, ein rundes, mit Sommersprossen übersätes Gesicht und dickes, rotblondes Haar. Er war ein wenig kleiner als Yago, dafür aber sehr stämmig, und er hatte kurze, kräftige Gliedmaßen. Ein spitzbübisches Grinsen lag auf seinem Gesicht.

„G'day, how d'ya do?“, sagte er und entblößte dabei eine blendend weiße Zahnreihe, in der statt der beiden oberen Schneidezähne zwei kecke Zahnlücken klafften.

Yago grinste zurück.

Es war der Beginn einer langen Freundschaft.

Zehn Tage lang lag die Pinta in der Bucht von Baiona vor Anker. Der von heftigen Fieberanfällen geschüttelte Kapitän Pinzón ließ ein Schreiben nach Barcelona senden, wo sich das spanische Königspaar aufhielt, um den Hof über das geglückte Unternehmen zu informieren. Währenddessen wurde die Pinta repariert und mit Proviant für die Weiterreise zum Heimathafen Palos de la Frontera in Andalusien

versorgt. Pinzón wollte so schnell wie möglich in seine Heimat aufbrechen, um sich dort ausgiebig feiern zu lassen. Juan Quintero, der temperamentvolle Bootsmann der Karavelle, dirigierte die Reparaturarbeiten mit eiserner Hand, während Sarmiento, der erste Steuermann die Gelegenheit nutzte, sich im Kreise seiner Familie von den Strapazen der Expedition auszuruhen.

Während Yagos Hausarrest war Henry Rugget jeden Tag gekommen, und da erneut ein heftiger Sturm über die Stadt hinweggefeht war, war es zu Hause sogar gemütlicher als draußen gewesen. So schrumpfte die anfänglich als fürchterlich grausam wahrgenommene Strafe wie ein großer Ballon, aus dem die Luft entwich, und Yago war überglücklich, endlich wieder einen gleichaltrigen Spielgefährten zu haben.

Der Sturm verzog sich nach ein paar Tagen, und auf einmal wurde es fast sommerlich warm. Yago und Henry trieben sich jede Minute in der Nähe der Pinta herum und beobachteten ganz genau, was um sie herum geschah.

Gerade eben war ein Zimmermann dabei, zusammen mit einigen Matrosen einen neuen Schiffsmast anzubringen. Juan Quintero, der aufbrausende Bootsmann, stapfte mit autoritärem Gehabe um die Matrosen herum und gab Anweisungen, die allerdings keiner zu hören schien, da alle wild durcheinanderschrien. Der Zimmermann hielt einen Moment inne und beobachtete die hitzköpfigen, lauten Andalusier mit einem leicht amüsierten Lächeln. Der stille Galicier war noch nie ein Mann der vielen Worte gewesen und hielt sich gerne aus jeder Diskussion heraus. Sein Auftrag – den Masten zu liefern – war erfüllt. Nun war es Aufgabe der anderen, diesen auch richtig zu befestigen.

Am Ufer wurden in der Zwischenzeit mehrere Beiboote mit Proviant beladen. Auch einige Fässer Wein waren dabei, die Yagos Vater geliefert hatte. Der stand gerade einige Meter weiter entfernt mit Samuel und Francis Rugget am Strand und beaufsichtigte die Beladung der Lady Mary, die bald wieder in Richtung London in See stechen würde.

Yago zupfte Henry am Ärmel, zeigte hinüber zur anderen Seite der Bucht und machte eine Bewegung, als ob er etwas ins Wasser werfen wolle.

„Komm, Henry“, sagte er, „lass uns rüber zur anderen Seite gehen und Steine ins Wasser werfen. Sonst müssen wir dem Papa noch bei irgendwas helfen.“

Henry grinste, nickte, und trottete Yago vergnügt hinterher. Auch wenn sie nicht dieselbe Sprache sprachen, so verstanden sie sich doch so gut wie Zwillingenbrüder. Yago hatte fast das Gefühl, das Henry auf geheimnisvolle Weise seine Gedanken lesen konnte. Während die beiden Jungs dabei waren, schöne flache Steine zu suchen, die sich gut ins Wasser werfen ließen und dabei mehrmals aufschlugen, setzte sich oben in der Festung von Baiona der Tross des Statthalters Payo Veloso in Bewegung. Die Pinta sollte am nächsten Vormittag auslaufen, und nun war es an der Zeit, die seltsamen Pflanzen, Gewürze und Tiere, die Veloso in die Festung hatte schaffen lassen, wieder zurück zum Schiff zu bringen. Auch die beiden überlebenden Indios, die im Verließ der Burg festgehalten und zur Erheiterung der feinen Gesellschaft von Baiona immer wieder vorgeführt worden waren, mussten nun zurück an Bord gebracht werden.

Wie üblich schritt Payo Veloso, gekleidet in seiner feinsten Amtstracht, feierlich und würdevoll voran. Sein üppiger Bauch wippte dabei auf und ab wie ein Wackelpudding. Direkt neben ihm stolzierte der Bischof, der ein goldenes Kirchenkreuz vor sich hertrug und den sich nach und nach versammelnden neugierigen Zuschauern salbungsvoll zunickte. Hinter den beiden marschierten ihre Hofbeamten und Diener. Der todkranke Pinzón wurde in einer Bahre den Berg hinuntergetragen. Hinter Pinzón folgte Sarmiento mit mehreren Matrosen, die schwere Kisten schleppten. Ganz am Ende der Parade zog und zerrte ein Matrose die beiden in Ketten gelegten Indios wie Vieh hinter sich her.

Diesmal hielt Yago ausreichend Abstand, um nicht wieder in Schwierigkeiten zu geraten. Fasziniert betrachteten die beiden kleinen Jungen die seltsame Prozession, die sich langsam zum Ufer bewegte.

„Wenn ich mal groß bin, Henry, kommst du dann mit und wir fahren dahin, wo die Indios wohnen?“, fragte Yago.

Henry grinste Yago fragend an und legte den Kopf schief.

„Du und ich“, sagte Yago und zeigte zuerst auf sich, dann auf Henry

und schließlich auf die beiden Indios, „zu den Indios segeln. Klar?“

Henry nickte, zeigte über das Meer und sagte:

„Yep, you’n me, we’ll be sailin’ togetha.“

Dann boxten sie sich gegenseitig neckisch in den Bauch und besiegelten ihr gemeinsames Vorhaben, einmal gemeinsam über das Meer zu den Indios zu segeln, indem sie die größten Steine, die sie schleppen konnten, ins Wasser warfen.

Am 11. März 1493 verließ die Pinta Baiona und so schnell, wie die Aufregung um die neu entdeckte Welt gekommen war, so schnell kehrte wieder Ruhe in der kleinen Hafenstadt ein.

Kurz darauf verfügten die spanischen Könige, dass niemand ohne ihr Einverständnis Schiffe in die Neue Welt losschicken durfte, und so wurde zwar viel über diese sagenhaften Inseln spekuliert, aber die anfängliche Euphorie verschwand und wich der Routine des Alltags.

KAPITEL 2

Samuel

Yago saß im Kontor seines Vaters am schweren, dunkelbraunen Eichentisch und schaute stirnrunzelnd auf die Summe, die er gerade sorgsam mit schwarzer Tusche unter eine lange Zahlenreihe geschrieben hatte. Es war später Abend, und die Kerze warf ein flackerndes Licht auf sein besorgtes Gesicht. Er hatte mehrere Bestellungen aus England erhalten, aber nicht genug Weinfässer auf Lager, um die Lady Mary, die gerade im Hafen vor Anker lag, sowie die anderen beiden englischen Schiffe, die er demnächst erwartete, zu beladen.

Wo blieb Samuel nur?

Der Bruder war vor einigen Wochen nach Ribadavia, dem Zentrum des galicischen Weinanbaus am Fluss Miño, aufgebrochen, um bei den dortigen Winzern Nachschub zu besorgen. Er sollte längst schon mit neuer Ware zurückgekehrt sein.

Müde fuhr sich Yago mit den Händen durch sein dunkles, lockiges Haar, streckte sich und gähnte herzhaft. Er war zu einem kräftigen jungen Mann herangewachsen, der deutlich größer war als andere Männer seines Alters, und sein dichter schwarzer Bart ließ ihn älter erscheinen, als er tatsächlich war. Wäre da nicht seine Herkunft gewesen, so hätte er bei den angesehensten Familien der Stadt gute Chancen als Schwiegersohn gehabt. Da er aber ein Converso war, ein zum Christentum übergetretener Jude, hatte er auf dem Heiratsmarkt von

Baiona mit unterschwelligem Misstrauen zu kämpfen, sodass er sich bislang nicht dazu hatte durchringen können, bei den Eltern eines Mädchens, das ihm sehr gut gefiel, um deren Hand anzuhalten. Stattdessen hatte er sich voller Eifer in die Arbeit gestürzt, in der Hoffnung, seine Chancen zu verbessern, indem er ein angesehener, wohlhabender und würdiger Nachfolger seines Vaters wurde.

Dieser war eines Abends während des Essens plötzlich in sich zusammengesackt und nach vorne auf den Tisch gekippt. Zwei Tage später hatten sie ihn begraben. Eine Reise auf einem der vielen Handelsschiffe, die Baiona besuchten, hatte der Vater nie unternommen. Nun hatte er seine erste und letzte große Reise angetreten.

Samuel hatte der Beerdigung mit grimmigem Blick beigewohnt und war direkt danach verschwunden, ohne ein Wort zu sagen. Heimlich hatte er seinem verstorbenen Vater Haare abgeschnitten und diese zum ehemaligen jüdischen Friedhof gebracht, der verwahrlost außerhalb der Stadt am mit Ginster bewachsenen Berghang lag. Dort, wo sich einst das Grab seiner Großeltern befunden hatte, hatte er ein kleines Loch in die Erde gegraben und die in ein Tuch gewickelten Haare hineingelegt. Spät am Abend war er volltrunken nach Hause gekommen, schwerfällig auf sein Schlaflager geplumpst und in einen traumlosen Schlaf gesunken. Am nächsten Mittag hatten Yago und seine Mutter besorgte Blicke ausgetauscht, während Samuel mit roten Augen am Tisch gesessen und schweigend seine Grütze ausgelöffelt hatte.

Einen Tag nach der Beerdigung hatte Yago, der schon seit einiger Zeit bei seinem Vater im Kontor mitgearbeitet hatte, vollständig die Verantwortung für den Weinhandel übernommen. Dank der vielen Vormittage mit dem guten alten Moisés konnte er rechnen, lesen und schreiben, so dass es ihn keine Mühe kostete, die Bücher ordentlich zu führen und die Preise korrekt zu berechnen. Und dank der vielen Besuche seines Freundes Henry Rugget hatte er so gut Englisch gelernt, dass die englischen Händler gerne bei ihm ihre Bestellungen aufgaben. Samuel wiederum war schon seit einigen Jahren für die Beschaffung des Weins bei den heimischen Winzern und für die Beladung der Schiffe zuständig.

Mit einer Handbewegung verscheuchte Yago die Erinnerung an seinen Vater, ergriff erneut die Feder und zog einen energischen Strich unter die Summe, die er gerade eben ausgerechnet hatte. Wie lange Henry und Francis Rugget wohl noch warten konnten? Die Witterungsbedingungen waren günstig zum Auslaufen, und vermutlich würden sie die fehlenden Weinfässer bei einem der anderen Händler besorgen müssen, wenn Samuel nicht bald mit Nachschub erschien. Seit vielen Jahren hatte die Lady Mary ausschließlich Wein aus dem Kontor der Familie Pérez bezogen, doch sollten sie nun gar nicht mehr liefern können, würden zwangsläufig andere das Geschäft machen.

Unruhig legte Yago die Feder beiseite, stand auf und ging in dem kleinen Kontor auf und ab. Vielleicht sollte er noch in die Taverne gehen, in der Henry und Francis jeden Abend ihr Essen einnahmen, bevor sie sich auf das Schiff zurückzogen, und noch einmal mit den beiden reden. Hier im Kontor konnte er im Moment sowieso nichts mehr tun. Solange Samuel nicht mit neuen Weinfässern zurückkehrte, waren ihm die Hände gebunden. Yago seufzte, trat an das kleine Fenster und schaute hinaus auf die Bucht. Im Mondlicht konnte er die sanft hin und her schaukelnden Masten der Schiffe erkennen, die dort vor Anker lagen. Die Lady Mary, eines der größten Schiffe, war mit ihren drei Masten leicht zu erkennen. Auch mehrere Schiffe aus Flandern lagen in der Bucht. Sie hatten flandrisches Tuch nach Spanien gebracht und nahmen nun Wein, gesalzenen Fisch und Silberschmuck aus Santiago de Compostela mit zurück.

Vielleicht wäre es besser, sich nicht ausschließlich auf den Weinhandel zu konzentrieren? Dann könnte man die Engpässe durch andere Waren ausgleichen.

„Ich sollte mit Samuel bald mal eine Reise nach Santiago unternehmen und die dortigen Silberschmiede aufsuchen“, dachte Yago, während er sich wieder hinsetzte.

Mit Schmuck konnte man in der Tat eine größere Gewinnspanne erzielen als mit Wein. Allerdings waren die Mengen begrenzt, denn Silberschmuck konnten sich nur die wohlhabenden Leute leisten. Aber vielleicht konnte man Silberkreuze verkaufen? Schließlich war Santiago de Compostela, in der die Gebeine des Apostels Jakobus be-

stattet waren, eines der Hauptzentren der christlichen Kirche und der Camino de Santiago einer der wichtigsten Pilgerwege der Christenheit.

Ein knarrendes Geräusch riss Yago aus seinen Gedanken. Er schaute sich um und sah, wie sein Bruder Samuel die schwere Holztür einen kleinen Spalt aufdrückte, sich durch sie hindurchzwängte und ihr dann mit dem Fuß einen Tritt verpasste, so dass sie mit einem dumpfen Schlag wieder ins Schloss fiel.

„Samuel, da bist du ja endlich!“, rief Yago erleichtert und erhob sich. „Ich habe mir schon Sorgen gemacht, weil du so lange weg warst. Wie ist es dir ergangen? Hat alles gut funktioniert? Wie geht es Xan in Ribadavia?“

Samuel verharrte einen Moment lang an Ort und Stelle, dann machte er einige polternde Schritte zum Tisch, auf dem vor der flackernden Kerze das Papier mit der Zahlenreihe und die Feder lagen, ließ sich schwerfällig auf den Stuhl fallen, von dem sich Yago gerade eben erhoben hatte, schob die Feder und das beschriebene Papier mit einer verächtlichen Handbewegung beiseite und stellte an dessen Stelle einen Krug Wein. Er sagte kein Wort.

Beunruhigt trat Yago einen Schritt näher.

„Samuel?“, fragte er vorsichtig, während in ihm eine alarmierende Unruhe hochstieg.

Samuel antwortete noch immer nicht. Wie in Zeitlupe hob er seine rechte Hand, griff zum Krug und nahm einen kräftigen, gluckernden Schluck. Dann knallte er den Krug zornig auf den Tisch, so dass einige Spritzer herausschwappten und auf das Papier tropften. Die sorgsam aufgezeichnete Zahlenreihe löste sich in unförmige Tintenklekse auf.

„Samuel, was ist los?“, rief Yago erschrocken. „Sei doch vorsichtig, Mann!“

Er wusste genau, wie impulsiv und aufbrausend sein Bruder sein konnte, besonders dann, wenn er trank. Und Samuel hatte wieder einmal reichlich getrunken, das war deutlich zu erkennen. Um die Situation zu entspannen, holte Yago tief Luft, atmete ganz langsam aus und versuchte, sich zu beruhigen.

„Was ist denn los?“, fragte er schließlich leise.

Wieder reagierte Samuel nicht. Er saß am Tisch wie ein grauer, kalter Felsbrocken und starrte vor sich hin. Geduldig wartete Yago auf eine Antwort. Doch Samuel starrte nur stumm vor sich hin. Yago seufzte leise, legte die Hand sanft auf Samuels Schulter und flüsterte:

„Samuel, bitte sag mir doch, was geschehen ist.“

Mit einer unwirschigen Bewegung schob Samuel Yagos Hand von seiner Schulter und starrte mit grimmigem Blick vor sich hin. Nun wurde Yago doch ungeduldig.

„Sag‘ schon!“, rief er schließlich mit verärgelter Stimme.

Schweigend nahm Samuel einen weiteren beherzten Schluck aus dem Krug. Er wischte sich den Mund mit dem Handrücken ab und rülpste laut. Den Krug stellte er diesmal etwas vorsichtiger ab. Dann wandte er sich seinem jüngeren Bruder zu, schaute ihm in die Augen und verzog verächtlich die Mundwinkel.

„Diese Schweine“, knurrte er. „Sie nennen uns Schweine, marranos, aber selbst sind sie die miesesten, dreckigsten Schweine, die man sich nur vorstellen kann!“

Yago runzelte fragend die Stirn, während Samuel einen weiteren Schluck nahm, den Krug erneut auf den Tisch knallte und dann mit der Faust heftig auf die Holzplatte schlug.

„Samuel!“, rief Yago ungehalten. „Reiß dich doch zusammen! Jetzt erzähl mir endlich, was geschehen ist!“

Er holte einen dreibeinigen Holzhocker, der am anderen Ende des Tisches stand, stellte ihn direkt vor seinen Bruder, setzte sich darauf und schaute Samuel gespannt an.

Samuel war mal wieder sturzbetrunkener, das hatte Yago sofort erkannt, denn dann wurde sein Gesichtsausdruck wirr und wild, und Samuel wurde unberechenbar.

„Hoffentlich kann ich ihn rechtzeitig stoppen, bevor er wieder Schaden anrichtet“, dachte Yago beunruhigt. „Aber zuerst muss ich in Erfahrung bringen, was auf der Reise nach Ribadavia geschehen ist.“

Laut fragte er: „Es ist nicht gut gelaufen, oder?“

Samuel schüttelte den Kopf und quetschte zwischen den Zähnen hervor:

„Sie wollen uns keinen Wein mehr verkaufen.“

Dann schrie er:

„Und Xan ist tot! Tot! Tot!“

„Was?“, Yago riss die Augen auf, „Tot?“

Auch Xan war ein Converso, der sich in Yagos Kindheit genau wie Yagos Familie entschieden hatte, zum Christentum überzutreten und so einer Ausweisung aus Spanien zu entgehen. Seit Yago denken konnte, war Xan der wichtigste Zwischenhändler in Ribadavia gewesen. Über die vielen Jahre hinweg hatte sie nicht nur eine gute Geschäftsbeziehung, sondern auch eine innige Freundschaft und ein tiefes Verständnis füreinander verbunden.

Bestürzt senkte Yago den Kopf und vergrub ihn in seinen Händen.

„Das ist nicht wahr“, flüsterte er mit belegter Stimme.

„Und ob das wahr ist“, brüllte Samuel, „die Pest, verdammt, er ist an der Pest gestorben.“

Dann trank er erneut einen Schluck Wein, starrte einen Moment lang schweigend ins Leere, und wandte sich wieder Yago zu.

„Jetzt geben sie uns die Schuld, verstehst du, was das bedeutet, kleiner Bruder?“

Samuel schnaubte verächtlich.

„Wir, die Conversos, sollen schuld daran sein, dass die Pest ausgebrochen ist! Wir hätten den Teufel beschworen, sagen sie. Und dass Xan auch daran gestorben ist, sei nur die gerechte Strafe Gottes. Begreifst du das, Yago? Jetzt wollen sie uns keinen Wein mehr verkaufen. Ganz gleich, wo ich war, alle sind nur in Panik davongerannt. In Ribadavia jagen sie alle Conversos, die noch leben, aus der Stadt. Bald wird es hier genauso sein.“

Samuel wurde lauter.

„Siehst du! Ich hab's schon immer gewusst! Wir hätten damals mit den anderen von hier weggehen sollen! Das haben wir jetzt davon, dass wir hiergeblieben sind!“

Wütend schlug er mit der Faust auf den Tisch, griff erneut zum Krug und trank, bis ihm der Wein an den Mundwinkeln herabließ.

Besorgt betrachtete Yago seinen Bruder. Voller Wehmut dachte er an den Tag, an dem ein Großteil seiner Familie abgereist war. Die kleine Débora hatte die ganze Zeit über so geweint, dass ihre Mutter

sie schließlich nach Hause brachte und nicht dabei sein konnte, als das Schiff mit den anderen an Bord auslief. Auch Yago hatte die Tränen nicht unterdrücken können. Samuel war damals mit verbittertem Gesicht neben ihm gestanden und hatte Yagos Hand so fest gedrückt, dass sie schmerzte. Doch Yago hatte seine Hand nicht zurückgezogen und den Schmerz ausgehalten, denn er wusste, dass Samuel sonst auch weinen würde, und das wollte er nicht. Nach diesem Tag waren seine Eltern nie wieder so fröhlich gewesen wie zuvor. Es schien, als sei alle Farbe aus ihrem Leben gewichen. Und doch ging es ihnen danach nicht schlecht. Nach und nach hatten sie sich in die neue Situation eingefunden, und der Alltag ging weiter. Nur die Sehnsucht nach etwas, das für immer verloren gegangen und niemals wiederzufinden ist, die blieb qualvoll in ihren Herzen eingebrannt.

— 2 —

Im Kontor flackerte die Kerze hell auf, gerade so, als wolle sie der düsteren Atmosphäre noch einmal Trost und Wärme spenden. Doch sie konnte den Kampf gegen die Dunkelheit nicht gewinnen und erlosch mit einem kleinen Rauchfaden, der sich langsam nach oben kräuselte und schließlich verschwand. In dem kleinen Raum wurde es dunkel. Nur von draußen drang etwas Mondlicht herein und gab den beiden jungen Männern ein bleiches, leichenhaftes Antlitz, das nichts Gutes verhieß.

Schweigsam saßen die beiden Brüder am Tisch und starrten vor sich hin.

„Das fahle Licht der Pest“, dachte Yago bekümmert, „es schimmert von Ribadavia aus schon hier zu uns herein“.

Plötzlich fröstelte ihn.

„Was sollen wir jetzt tun, Samuel?“, flüsterte er fast unhörbar in die Dunkelheit.

Samuel, der den Krug mit beiden Händen so fest umklammert hielt, dass er ihn zu zerbrechen drohte, erwiderte grimmig:

„Ich werde sie alle umbringen, diese Schweine, das werde ich tun, Yago!“

Dann erhob er sich, wobei der Stuhl nach hinten kippte und mit einem lauten Knall auf den Boden krachte.

„Samuel!“, rief Yago und sprang ebenfalls auf, „das bringt doch nichts. Was soll das denn?“

„Was das soll, du Schlaumeier?“

Samuel trat nah an seinen jüngeren Bruder heran, schaute ihm tief in die Augen, hob den Arm mit dem Krug in der Hand und ließ ihn mehrmals in der Luft kreisen.

„Die Pest... die Pest... das sind doch die, und nicht wir! Wir haben denen nie etwas getan. Nie haben sie uns hier akzeptiert, nie! Und das, obwohl wir seit Generationen hier leben. Verdammt, unsere Großeltern, unsere Eltern und wir sind hier geboren und aufgewachsen, wir arbeiten hart und entrichten unsere Abgaben. Aber unsere Bräuche und unseren Glauben wollten sie nie akzeptieren, und dafür müssen sie endlich einmal büßen!“

„So? Aber uns geht es doch ganz gut hier, Samuel. In anderen Ländern ist es viel schlimmer!“, entgegnete Yago schwach.

„Tatsächlich?“, schnaubte Samuel. „Woher willst du denn wissen, wie es den anderen geht? Du warst doch noch nie weiter fort von hier als bis Ribadavia, du Feigling. Genau wie Vater!“

„Lass Vater aus dem Spiel, Samuel, beschmutze nicht sein Andenken!“

„Ach, er und du – ihr wohlerzogene, feine Katholiken, ihr habt euch doch als erste angepasst! Ihr seid Verräter!“

„Und du nicht?“

„Nein, ich nicht! Ich habe eine Maske aufgesetzt, ich habe immer nur so getan, als ob ich ihren Glauben akzeptiere. Weißt du, was ich an Vaters Beerdigung gemacht habe? Ich habe ihn auf unserem Friedhof begraben, da, wo er hingehört!“

Erstaunt schaute Yago auf:

„Da warst du also am Tag der Beisetzung?“

„Ja, da war ich!“

„Du bringst uns noch alle in Gefahr, Samuel. Nicht auszudenken, wenn dich dort jemand gesehen hat...“

„Gefahr? In welche Gefahr denn, du Christen-Memme! Ich habe

mir schon zu viel von euch vorschreiben lassen. Ich passe mich nicht mehr an diese ganzen katholischen Seelenfänger mit ihren selbstherrlichen Inquisitoren an, jetzt erst recht nicht mehr!“

„Aha, darum trinkst du auch bereitwillig ihren ach so koscheren Wein“, spottete Yago und zeigte auf den Weinkrug. „Wenn du es wirklich ernst meinst, du Pharisäer, dann hör auf, diesen Wein zu trinken und mach deiner Mutter nicht mehr länger Sorgen!“

Samuels Augen weiteten sich ungläubig.

„Was sagst du da? Du wagst es...“

„Samuel, du bist betrunken, wie so oft. Hör endlich auf mit dieser Saufererei! Gar nichts bringt das, absolut gar nichts! Damit machst du alles nur schlimmer.“

„Halt die Klappe!“, brüllte Samuel. „Ich kann so viel trinken, wie ich will! Ha! Und du? Du bist doch auch nicht ehrlich. Schweinefleisch rührst du nicht an. Warum eigentlich nicht? Hast du heimlich nicht doch auch einen Groll auf die Christen? Prost, Kleiner!“

Samuel hob den Krug und prostete Yago trotzig zu. Hurtig trat Yago einen Schritt nach vorne und versuchte, seinem Bruder den Krug zu entreißen.

„Hör auf zu trinken!“, rief er erregt.

Samuel wich seinem Bruder mit einer erstaunlich schnellen Bewegung aus und lachte laut auf.

„Ha, ha, ha!! Glaubst du etwa, du kannst mir den Krug wegnehmen, kleiner Bruder? Glaubst du etwa, du kannst mir vorschreiben, was ich tun und lassen soll? Ich kann trinken, wann und so viel ich will! Hier, trink doch selbst einen Schluck, solange überhaupt noch Wein da ist!“

Blitzschnell trat er einen Schritt vor, umklammerte Yago mit einem Arm, drückte den Krug an seinen Mund und versuchte mit Gewalt, ihm Wein einzufüllen. Yago war so verdutzt darüber, dass sich Samuel in diesem Zustand noch so schnell bewegen konnte, dass er sich zunächst nicht wehrte. Der Wein lief ihm über das Kinn, während er schluckte und prustete und versuchte, nach Luft zu schnappen.

„Lass das!“, presste er schließlich hervor und wand sich wie eine Schlange in Samuels Umklammerung.

„Auf, los, du Memme, trink mehr, mehr!“ , brüllte Samuel und lachte hämisch. „Na los, trink, mein Brüderchen, trink auf unseren Untergang!“

„Samuel, lass das!“ , brachte Yago mühsam hervor.

„Trink!“ , brüllte Samuel wütend.

Schließlich gelang es Yago, Samuel den Krug mit dem Knie aus der Hand zu schlagen. Er fiel herab und landete krachend auf dem Holzfußboden. Verdutzt ließ Samuel seinen Bruder los und schaute auf die am Boden liegenden Scherben. Der Wein war im ganzen Raum verspritzt.

„Du mieser kleiner Feigling...“

Mit diesen Worten warf sich Samuel mit seinem gesamten Gewicht auf seinen jüngeren Bruder. Doch diesmal war Yago vorbereitet und wehrte sich. Mit aller Kraft stieß er Samuel von sich. Der taumelte nach hinten, stolperte rücklings über die Scherben des Weinkrugs und stieß mit dem Hinterkopf direkt an die äußere Kante des schweren Eichentischs. Mit einem Stöhnen krachte er zu Boden, wo er regungslos liegen blieb, das Gesicht mit weit geöffneten Augen zur Decke gewandt.

„Samuel!“ , kreischte Yago.

Dann war es totenstill.

Das holzgetäfelte Kontor hatte den Schrei verschluckt wie ein Schalldämpfer.

Samuel lag am Boden und rührte sich nicht.

Yagos Herz raste.

Er schaute sich um. Der Mond sandte sein fahles Licht hinein und warf es gespenstisch auf Samuels erstarrtes Gesicht.

„Samuel!“

Yago fiel auf die Knie und beugte sich über seinen Bruder.

„Samuel, Samuel?“ , flüsterte er verzweifelt und schüttelte ihn.

Samuel starrte Yago mit weit aufgerissenen, fragenden Augen an, ganz so, als könne er nicht glauben, dass sich der kleine Bruder zur Wehr gesetzt hatte.

Er atmete nicht mehr.

Samuel war tot.

Yago wusste nicht, wie lange er seinen Bruder im Arm gewiegt und vollkommen abwesend ein altes hebräisches Kinderlied gesummt hatte. Doch nach und nach sickerte die Realität erbarmungslos in sein Bewusstsein ein und durchtränkte sein Hirn wie Wassertropfen, die langsam die ausgetrocknete Erde einer Wüste durchweichen.

Er hatte seinen Bruder erschlagen!

Seinen eigenen Bruder!

Wie selbstherrlich war er doch gewesen, weil Samuel so viel trank und das Christentum nicht akzeptierte. Er hingegen, Yago, er war der Gute, der Wohlerzogene, derjenige, der die Gebote befolgte.

Und nun? Nun war er zum Kain geworden und hatte seinen eigenen Bruder getötet. Seinen Bruder, den er doch gerade deshalb so liebte, weil er unter einer Wahrheit litt, vor der er, der gute Christ, immer die Augen verschlossen hatte: der Tatsache, dass sie immer Außenseiter gewesen waren und dies auch immer bleiben würden.

Sachte legte er den regungslosen Körper auf den Holzfußboden, kniete vor ihm nieder und stöhnte verzweifelt, bevor er sich mit bleiernen Gliedern erhob. Lange stand er mit hängenden Schultern und gesenktem Kopf vor seinem Bruder und betrachtete dessen leblose Silhouette. Das Mondlicht, das nun direkt durch das Fensterchen des Kontors hereinschien, beleuchtete Samuels Gesicht mit einem aschfahlen Strahl.

Die Farbe des Todes.

Langsam hob Yago den Kopf und schaute mit leerem Blick aus dem Fenster. Er fühlte sich so kalt wie das Licht des Mondes. Die wärmende Sonne war aus seinem Herzen gewichen.

Betäubt und ausdruckslos starrte Yago aus dem Fenster, ohne irgend etwas wahrzunehmen.

Dann, ganz plötzlich, wandte er sich mit einem heftigen Schwung um, ergriff hastig die eisernen Kontorsschlüssel, die auf einer kleinen Kommode neben der schweren Holztüre lagen, verließ den Raum, ohne sich noch einmal umzuschauen, schloss ab und rannte die Treppe hinunter vor das Haus.

Dort übergab er sich so lange, bis er nur noch bittere Galle spuckte.

Henry Rugget grunzte zufrieden und drehte sich auf seinem Schlaf-lager herum, das sich in der Kapitänskajüte neben dem Schlafplatz seines Vaters Francis befand. Wie immer in Baiona war das Abendessen üppig und köstlich gewesen. Besonders die Meeresfrüchte hatten es Henry angetan, vor allem die zamburiñas, kleine Muscheln, die den Jakobsmuscheln sehr ähnlich waren und köstlich schmeckten. Dazu dann noch der leckere Rotwein und der wunderbare Mandelkuchen, auf den er einfach nicht verzichten konnte. Wie sein Vater Francis war Henry ein Genussmensch. Essen und Trinken waren seine Leidenschaft, was seinem Körper unschwer anzusehen war. Henry war ein kräftiger junger Mann mit kurzen, stämmigen Gliedmaßen und einem gedrungenen Körper. Sein runder Kopf saß so dicht auf seinem Körper, dass man fast glauben konnte, die Natur hätte vergessen, bei ihm einen Hals einzuplanen, und seine ein wenig zu eng beieinander liegenden grünen Augen funkelten verschmitzt unter buschigen, roten Augenbrauen. Sein rotblonder Haarschopf und sein dichter rötlicher Bart leuchteten frech und gaben ihm die Aura eines unerschrockenen Haudegens. Doch wer Henry genauer kannte, wusste, dass er ein weiches Herz hatte und Streit lieber aus dem Weg ging. Denn wenn er einmal zuschlug, dann blieb kein Zahn im Mund des Gegners. Bislang war das erst einmal geschehen, und Henry hatte danach beschlossen, lieber nicht mehr zuzuschlagen.

„He, Henry!“

„Pssst, Henry, wach auf!“

Henry brummte, schmatzte lautstark und schlief weiter.

„Henry“, flüsterte Yago flehentlich und schaute sich vorsichtig um.

Nachdem der Brechreiz nachgelassen hatte, war Yago wie eine schwarze Katze auf nächtlicher Jagd an den Strand geschlichen und behände in eines der Ruderboote gestiegen, die dort lagen und dafür benutzt wurden, Waren und Matrosen von und zu den etwas weiter draußen in der Bucht ankernden Schiffen zu transportieren, wo sie bei Ebbe nicht auf Grund laufen konnten. So geräuschlos wie möglich

war er zur Queen Mary gerudert und hatte das Schiff wie ein unsichtbarer, geheimnisvoller Pirat geentert. Seit seiner Kindheit kannte er jede Ecke und jedes Geräusch des Dreimasters, denn Francis Rugget war ein gutmütiger und großzügiger Vater gewesen, der seinen Sohn Henry nicht nur mit auf seine Reisen nahm, um ihn möglichst frühzeitig mit der See vertraut zu machen, sondern auch, um in ihm die Leidenschaft der Seefahrt zu wecken. So durften die beiden Jungen nach Herzenslust auf der Queen Mary herumklettern und spielen, solange sie die Männer nicht bei der Arbeit störten. Yago wusste also genau, wie er fast geräuschlos an Bord klettern und einen Bogen um die Nachtwache machen konnte, die sich an Deck immer an derselben Stelle positionieren und zu jeder vollen Stunde einmal eine Kontrollrunde drehen musste.

Verzweifelt zog Yago an Henrys roten Barthaaren. Der aber hob nur die Hand, machte eine Geste, als ob er eine lästige Fliege verscheuchen wollte und schlief weiter.

„He, du, was machst du da?“, dröhnte Francis und setzte sich auf.

Yago schrak zusammen.

„Psst, sei leise, bitte!“, flehte er, „ich bin's, Yago.“

Francis, der neben Henry geschlafen hatte und in seinem Alter keinen so tiefen und gesunden Schlaf mehr hatte, war erwacht und schaute Yago nun verwundert an.

„Helft mir“, flüsterte Yago flehentlich, „Ich bin in ernsthaften Schwierigkeiten.“

KAPITEL 3

Flucht

„Dammit“, rief Francis aus.

Er beugte sich über den am Boden des Kontors liegenden Samuel und hielt zwei Finger an seinen Hals.

Yago und Henry standen an der Tür und beobachteten Francis.

„Nay, da ist nichts mehr zu machen“, brummte Francis und runzelte die Stirn.

Er hielt seine Hand über die erstarrten, weit geöffneten Augen des Toten und schloss sie sanft. Dann stand er auf und schaute Yago an.

Yago spürte, wie ihm die Tränen in die Augen traten.

„Oh Gott!“, stöhnte er, „und jetzt?“

Schweigend standen die drei da und blickten herab auf den leblosen Körper, der direkt neben dem schweren Eichentisch rücklings auf dem Boden lag.

„Du musst hier weg“, sagte Henry schließlich.

„Aber...“

„Nichts aber, wenn du nicht verschwindest, wirst du sterben. Man wird dich hängen, Yago“, unterbrach ihn Henry.

„Aber es war doch ein Unfall!“, rief Yago voller Verzweiflung.

„Das ist egal. Tot ist tot. Und wer einen Menschen umbringt, wird gehängt, ganz gleich, ob es ein Unfall war oder nicht.“

„Hat dich jemand gesehen?“, fragte Francis.

„Nein... ich glaube nicht.“

„Gut. Und wer weiß, dass Samuel heute zurückgekommen ist?“

„Ich weiß nicht, vielleicht meine Mutter. Vielleicht war er noch zu Hause, bevor er ins Kontor gekommen ist. Aber... nein... er hat schon stark nach Wein gerochen. Er hatte vorher schon getrunken. So wäre er meiner Mutter nicht unter die Augen getreten. Und die Tavernen hatten ja alle schon geschlossen, es war schon sehr spät, als er kam.“

Francis schaute erst Henry und dann Yago an, während er intensiv nachdachte.

„Was hast du vor, Paps?“, fragte Henry ungeduldig.

„Zuerst müssen wir Samuel verschwinden lassen. Dann bringen wir Yago an Bord und verstecken ihn dort. Wir stechen so schnell wie möglich in See. Die Witterungsbedingungen sind gut und mit der Flut morgen früh können wir aus Baiona auslaufen.“

„Und der Wein?“, protestierte Yago, „die Lady Mary ist doch noch nicht komplett beladen.“

„Lass das mal meine Sorge sein“, brummte Francis, „Wichtiger ist jetzt, dass du so schnell wie möglich aus Baiona verschwindest. Wenn Samuel von niemandem gesehen wurde, kann ihm ja auf der Reise etwas zugestoßen sein, und niemand wird sein Verschwinden mit dir in Verbindung bringen.“

„Aber warum sollte ich dann flüchten? Dann kann ich doch genauso gut hierbleiben!“, entgegnete Yago.

„Schon, aber was ist, wenn doch was rauskommt? Und hast du nicht erzählt, dass die Pest in Ribadavia ausgebrochen ist? Sie wird sich auch hier ausbreiten. Möchtest du vielleicht elendig an der Pest verrecken?“

Stumm schüttelte Yago den Kopf.

„Ja“, stimmte Henry zu, „dann können wir endlich gemeinsam in See stechen, so wie wir es uns als kleine Jungs mal geschworen haben. Weißt du noch?“

„Und außerdem“, warf Francis ein, „Wenn sie euch Conversos für die Pest verantwortlich machen, dann wirst du hier bald kein einziges Fass Wein mehr verkaufen. Du hast keine Wahl, so oder so.“

„Aber meine Mutter und Débora. Ich kann sie nicht hier zurück-

lassen!", rief Yago. In seinen Augen flackerte Panik auf.

„Drei Leute können wir nicht mitnehmen. Tut mir leid, aber das geht beim besten Willen nicht,“, erwiderte Francis, „Dich können wir verstecken oder auch erzählen, dass du eine Handelsreise mit uns unternimmst. Aber zwei Frauen? Denk doch mal nach. Das ist absolut unmöglich. Außerdem ist Débora verheiratet, hat ein kleines Kind und kümmert sich um deine Mutter.“

Yago ließ sich auf den Hocker vor dem schweren Holztisch fallen, an dem er vor einigen Stunden noch über Zahlen und Bestellungen gebrütet hatte. Verzweifelt rieb er sich die Stirn und stöhnte leise.

„Und wenn sie dann an der Pest sterben? Lieber sterbe ich zusammen mit Ihnen, als dass ich sie im Stich lasse!“

„Auf gar keinen Fall“, erwiderte Henry bestimmt. „Du kommst mit uns und wirst leben. Zum Sterben hast du später immer noch Zeit, Kumpel! Morgen Vormittag gehe ich zu deiner Mutter und rede mit ihr. Dann können sie Baiona rechtzeitig verlassen und sich in Sicherheit bringen, falls es nötig sein sollte. Déboras Mann ist schließlich auch Händler und kann seine Familie ohne Probleme in seine Heimatstadt Santiago bringen. Santiago als Stadt des Apostels Jakobus wird ganz sicher von der Pest verschont!“

„Oh Gott, steh mir bei“, stöhnte Yago, legte die Hände auf sein Gesicht und schluchzte laut auf.

Da spürte er Henrys große, warme Hand auf seiner Schulter. Yago wandte den Kopf und sah direkt in die grünen, verschmitzten Augen seines Freundes, die ihn aufmunternd und zuversichtlich anschauten. In Yagos Fantasie verwandelte sich Henry in den kleinen Jungen, mit dem er in seiner Kindheit die Karavelle Pinta bewundert hatte, die mit seltsamen Menschen, Tieren und Pflanzen von der anderen Seite des Meeres gekommen war. Yago erinnerte sich an die sagenhafte neue Welt, über die sie zu Hause viel geredet hatten, und in der es angeblich neue Möglichkeiten und ungeahnte Chancen geben sollte. Er dachte an seinen Vater, der so gerne einmal mit einem der Schiffe fortgesegelt wäre, stattdessen aber sein gesamtes Leben in Baiona verbracht hatte. Und er dachte an seinen Bruder Samuel, der so gerne mit dem Rest der Familie Spanien verlassen hätte, als die katholischen Könige alle

Juden ausgewiesen hatten; Samuel, der sich nie mit seinem Schicksal hatte abfinden können, und der nun nach einem unglücklichen Leben einen noch unglücklicheren Tod gefunden hatte.

Sachte schob Yago Henrys Hand von seiner Schulter, stand auf und ging an einen kleinen Schrank, der direkt neben dem Fenster des Kontors stand. Er holte einen Schlüssel aus der untersten Schublade heraus und ging damit zu einem Bild, das an der Wand befestigt war. Er nahm das Bild ab, stellte es auf den Fußboden und öffnete mit dem Schlüssel ein dahinter liegendes, in die Wand eingelassenes Schränkchen. Darin befand sich ein Säckchen Gold- und Silbermünzen, das Yago nun an sich nahm. Er schloss das Schränkchen wieder zu, hängte das Bild behutsam an seinen Platz zurück und verstaute den Schlüssel wieder in der Schublade. Er öffnete das Säckchen, holte einige wertvolle Münzen heraus und gab sie Henry.

„Die sind für meine Mutter. Bitte gib sie ihr, damit es ihr an nichts mangelt.“ Dann verstaute er das Säckchen in seiner Hosentasche, räusperte sich mehrmals und drehte sich zu Francis um.

„Also“, flüsterte er mit belegter Stimme, „Was machen wir mit Samuel?“

„Halt, Augenblick mal“, warf Henry ein, „warum müssen wir Samuel überhaupt verschwinden lassen, wenn Yago morgen sowieso mit uns in See sticht?“

„Weil wir nicht riskieren können, dass jemand auch nur irgendetwas merkt, bevor wir auf See und in Sicherheit sind, du Schlaumeier“, brummte Francis, „Und außerdem...“

„Was?“

„Na ja... sag ich Euch später. Ist jetzt nicht so wichtig.“

Er runzelte die Stirn, überlegte kurz und wandte sich dann an Yago. „Unten im Keller lagert ihr doch immer einen Teil eures Weins. Sind da vielleicht auch leere Fässer?“

Yago überlegte.

„Hm... könnte sein.“

Leise schlichen sie die Treppe hinunter in den Weinkeller. Unten angekommen, entzündete Yago eine Kerze und zeigte mit dem Finger in eine Ecke.

„Dort hinten müssten welche sein“, flüsterte er.

Im Keller war es modrig und feucht. Es roch nach verschüttetem Wein. Yago spürte Übelkeit in sich aufsteigen und lehnte sich mit blassem Gesicht gegen die Wand. Er schloss die Augen und versuchte, den üblen Geruch nicht in sich aufzunehmen. Währenddessen inspizierte Francis die Fässer. Dann zeigte er auf eines und sagte:

„Das nehmen wir.“

Zu zweit zogen sie das Fass hervor. Yago lehnte erschöpft an der Wand und schaute zu. Alles kam ihm unwirklich vor. Hatten sie tatsächlich vor, Samuel in dieses Fass zu stopfen?

Francis riss ihn aus seinen Gedanken.

„Wir müssen es öffnen“, raunte er, „aber womit?“

Sie schauten sich im Keller um. Schließlich fand Henry zwei Eisenstangen, die zum Aufhebeln des Fasses geeignet waren.

„Hiermit“, rief er und hielt die Stangen in die Höhe.

„So far so good“, bemerkte Francis, als das Fass geöffnet vor ihnen stand. „Jetzt müssen wir Samuel herunterholen.“

Yago blies die Kerze aus und stellte sie neben die Tür, bevor sie den Keller verließen. Möglichst leise schlichen sie die Treppe wieder hinauf ins Kontor.

„Yago“, sagte Francis, „du wartest jetzt besser hier. Sei leise und achte darauf, dass niemand kommt und etwas sieht oder hört. Schau einfach aus dem Fenster und beobachte die Straße so genau wie möglich.“

Mit diesen Worten schob er Yago zum Fenster, der nun apathisch durch die kleine Scheibe hinausblickte und alles willenlos geschehen ließ. Wie aus weiter Ferne hörte Yago, dass die Tür geöffnet und Samuel von den beiden kräftigen Engländern die Treppe hinuntergetragen wurde. Leise knarrend fiel die Tür wieder ins Schloss. Yago war allein. Erneut stieg der Brechreiz in ihm hoch. Er konnte nicht allein in diesem Raum ausharren, in dem sein Bruder tot auf dem Boden gelegen und ihn mit großen ungläubigen Augen angestarrte hatte. Nervös rieb er sich die Fingerknöchel und schaute auf die Bucht. Alles war ruhig. Zu ruhig. Er hielt es nicht mehr aus, drehte sich abrupt um und verließ fluchtartig das Kontor. Voller Panik rannte er die Treppe hinunter. Vor der Kellertür hielt er inne. Ein scharrendes Geräusch drang zu ihm

durch. Er klopfte an die Tür und flehte:

„Henry, mach auf, bitte mach auf, lass mich rein.“

Die Tür wurde einen Spalt geöffnet und Henrys runder Kopf erschien.

„Spinnst du?“, schimpfte Henry, „Sei gefälligst leise, sonst wacht noch ganz Baiona auf. Jetzt beruhig dich, Mann! Gib mir mal deinen Schlüssel. Wir sind hier gleich fertig.“

Yago gab ihm den Schlüssel und ohne ein weiteres Wort machte Henry die Kellertür wieder hinter sich zu. Yago atmete tief durch und spürte, wie der aus bitterer Galle bestehende Klumpen in seinem Magen langsam kleiner wurde. Er öffnete die Haustür und spähte durch einen kleinen Spalt auf die Straße hinaus. Hoffentlich hatte niemand etwas gehört.

Aber alles war ruhig. Baiona schlief tief und fest.

Als die Kellertür endlich geöffnet wurde und die beiden Engländer herauskamen, stand das Fass wieder genau an der Stelle, an der es zuvor gestanden hatte. Von Samuel war nichts zu sehen. Er war verschwunden.

— 2 —

Am nächsten Morgen ging über Baiona eine milde Herbstsonne auf und kündigte einen warmen und freundlichen Tag an. Die See war ruhig, und auf der Queen Mary herrschte emsiges Treiben. Das Schiff wurde mit Weinwässern und Stockfisch beladen und die Ware fest ver-täut. Francis Rugget stand breitbeinig und mit rotem Gesicht auf dem Achterdeck und dirigierte wild mit den Armen fuchtelnd und laut schreiend die Arbeiter. Bald würde die Flut einsetzen, und er wollte so schnell wie möglich auslaufen. Bis dahin musste die gesamte Ladung gut befestigt, aller Proviant an Bord gebracht und die Mannschaft zum Auslaufen bereit sein. Schweißperlen traten auf Francis' Stirn hervor, die er immer wieder mit seinem Hemdsärmel abwischte, bevor er weiter wild mit den Armen fuchtelte und Kommandos herausbrüllte.

Mit einem Ruck setzte sich Yago auf, rieb sich die Augen und schaute verwirrt um sich. Er befand sich auf einem Schlaf-lager am Boden

der kleinen Kapitänskajüte, die nur schwach vom Tageslicht erleuchtet wurde. Daneben befand sich eine weitere, leere Koje. Am anderen Ende des Raumes konnte er einen kleinen, dreibeinigen Hocker und einen Tisch erkennen, und direkt daneben eine Tür. Nur langsam tauchte er aus dem wohligen Niemandsland zwischen Traum und Erwachen auf und kehrte zurück in die grausame Realität.

Der starre Blick seines tot am Boden liegenden Bruders hatte sich tief in sein Gedächtnis eingegraben, und er hatte fast die ganze Nacht kein Auge zugetan. Francis und Henry hingegen waren sofort in tiefen Schlaf gesunken, als sie wieder in ihren Kojen lagen, und hatten sich einem sonoren Schnarchkonzert hingegeben. Yago hatte den Schlafplatz mit Henry geteilt und in die Dunkelheit gestarrt. Wie Blitzlichter waren vor seinem inneren Auge Gesichter und Etappen seines Lebens aufgetaucht: sein Vater, der die Angewohnheit hatte, sich immer mit der Zunge in die Zahnücke zwischen den beiden oberen Schneidezähnen zu fahren, was Yago als Kind oft zum Lachen gebracht hatte; seine beiden ältesten Brüder, die schon lange das Land verlassen hatten und in Yagos Erinnerung groß und stark wie Bären waren, Débora als zartes, kleines Mädchen, das immer mit ihm Verstecken spielen wollte, die schönen braunen Augen seiner Mutter, in denen seit der Teilung der Familie eine tiefe Trauer zu erkennen war, der ausgemergelte, frierende Indio mit dem langen blauschwarzen Haar von der Pinta, und dazwischen immer und immer wieder die weit geöffneten Augen seines Bruders, die ihn erstaunt anstarrten, fast so, als könnten sie nicht verstehen, dass sie nun nicht mehr gebraucht wurden. Yago hatte versucht, seine Gedanken zu ordnen, doch es war ihm nicht gelungen. Schließlich war er in einen unruhigen, traumlosen Schlaf gesunken, ohne Erholung zu finden.

Yago stöhne leise und schüttelte verzweifelt den Kopf.

‘Samuel...nein, das ist nicht wahr!’

„G'day, how d'ya do?“

Durch die knarrende Holztür schob sich der stämmige Körper Henrys. In der Hand hielt er ein Brot mit chorizo.

„Hier, Frühstück, buddy“, sagte er mit seinem typischen breiten Grinsen, mit dem er Yago schon begrüßt hatte, als sie sich vor Jahren

als keine Jungen zum allerersten Mal begegnet waren.

„Oh Gott“, stöhnte Yago, „was habe ich nur getan. Sag mir, dass das nicht wahr ist. Das ist doch alles nur ein böser Traum, Henry, oder?“

„Hier, jetzt iss erst mal was“, erwiderte Henry, reichte Yago das Brot und klopfte ihm väterlich auf die Schulter, „was geschehen ist, kannst du nicht mehr ändern, mein Freund. Jetzt fährst du erst mal mit uns nach England, nach London, und wir kennen da einige, bei denen du vielleicht unterkommen kannst.“

„Aber meine Mutter und Débora, ich muss zu ihnen!“

„Yago, hör mal zu, das ist zu gefährlich.“

„Nein, ich bleibe hier, ich kann sie nicht allein lassen!“

„Doch, du musst.“

„Wer soll sich denn um sie kümmern?“

„Bestimmt nicht du, Yago, denn wenn du hierbleibst, bist du bald tot.“

„Aber...“

Yago wollte aufstehen, doch Henry drückte ihn sanft, aber bestimmt wieder zu Boden.

„Keine Widerrede. Du bleibst hier und rührst dich nicht vom Fleck. Ich bring dir gleich noch Wasser. Wir sind fast fertig mit allen Vorbereitungen, die Flut hat schon eingesetzt und wir laufen bald aus.“

Damit drehte er sich um und verschwand durch die Holztür. Der kleine Raum füllte sich mit einer unerträglichen Leere. Von außen drangen die Schreie und Rufe der Seeleute herein, doch Yago nahm sie kaum wahr. In der Hand hielt er das ChORIZOBROT, das er nun fragend anschaute, gerade so, als ob es in der Lage wäre, ihm einen guten Rat-schlag zu erteilen.

— 3 —

Immer winziger wurden die Islas Cíes, deren Silhouette Yago seit Kindesbeinen so vertraut war. Wie seltsam fremd und wunderschön ihm die Inseln nun erschienen, da er sie nicht mehr von Land, sondern von See her betrachtete.

„Wie eine schöne Frau“, dachte er, „die man immer nur von hinten

angeschaut hat und der man nun zum ersten Mal direkt ins Gesicht blickt.‘

Die Queen Mary war nahe an den Inseln vorbeigesegelt, nachdem sie aus der Bucht von Baiona ausgelaufen war. Zunächst war Yago in der Kabine des Kapitäns geblieben, doch als das Schiff die Inseln erreichte, war Henry gekommen und hatte Yago an Deck geholt. Baiona war schon in sicherem Abstand und Henry wollte, dass Yago den herrlichen Anblick der galicischen Rías-Küste zu Gesicht bekam.

Als sie Fisterra, das Ende der Welt, erreichten, wurde die See rauer. Yago stand zwischen Francis und Henry an Deck und alle drei beobachteten, wie die Queen Mary an der Südspitze dieser in den Atlantik hineinragenden, kargen Halbinsel vorbeischaufelte.

„Lange Zeit dachten wir, dies sei tatsächlich das Ende der Welt“, sagte Francis grinsend.

„Ja“, murmelte Yago nachdenklich, „und dann kam die Pinta nach Baiona und hat diesen Indio mitgebracht. Könnt Ihr Euch noch daran erinnern?“

„Aber klar doch“, antworteten die beiden Seeleute wie aus einem Munde.

„Glaubt Ihr, dass dort hinter dem Meer wirklich das sagenhafte Cipango liegt? In Baiona erzählt man sich, dass es eine ganz neue Welt sei, in der es Gold im Überfluss gibt.“

„Und Menschenfresser“, ergänzte Henry, „die ihre Feinde bei lebendigem Leib verschlingen.“

„Ach, Nonsens“, warf Francis ein und verzog das Gesicht, „so was gibt’s nicht, das ist genauso dumm wie die Geschichten von den Riesenungeheuern im Meer. Ich bin mein Leben lang zur See gefahren und hab’ nicht ein einziges Ungeheuer gesehen. Gold liegt nicht auf der Straße herum, nirgendwo! Obwohl... das mit den Menschenfressern...“

Mit diesen Worten wandte er sich den beiden anderen zu, riss den Mund auf, fletschte die Zähne, rollte die Augen und gab einen grunzenden Laut von sich.

„Das ist nicht lustig“, brummte Yago stirnrunzelnd, „der Indio damals hat nicht wie ein Menschenfresser ausgesehen. Ich fand ihn schön.“

„Frauen sind auch schön, und trotzdem können sie ganz schön gefährlich sein. Sie können dir vollkommen den Verstand rauben. Wie soll Deiner Meinung nach denn ein Menschenfresser aussehen? Hässlich und mit großen Säbelzähnen etwa?“, fragte Francis.

„Nein, nein, aber er war so scheu, und er hatte große braune Augen, die voller Angst waren.“

„Na, ist ja klar, Kumpel, der hat gedacht, dass wir ihn kochen und auffressen werden. Das war der ja von zu Hause so gewöhnt!“

Henry und Francis lachten herzlich.

„Ihr habt ihn ja nicht aus der Nähe gesehen, so wie ich“, schmolte Yago, „er war ganz anders als ihr glaubt.“

„Komm schon“, lenkte Henry ein und stieß Yago sanft in die Rippen, „das ist doch nur Spaß. Sei doch nicht so dünnhäutig, Kumpel.“

„Menschenfresser hin oder her, mich bringen keine zehn Pferde da hin“, erklärte Francis mit bestimmter Mine, drehte sich um und ging hinüber zum Steuermann.

„Wir zwei würden schon gerne mal dort hin, was Yago?“

„Ach weißt du, Henry“, seufzte Yago, „Am liebsten würde ich wieder nach Hause zurück und alles ungeschehen machen.“

Vergeblich versuchte Yago, die Tränen zu unterdrücken, die nun in seine Augen stiegen.

Francis klopfte ihm verständnisvoll auf die Schulter.

„Jetzt lernst du erst mal London kennen, mein Freund. Und dann sehen wir weiter. Geh unter Deck, ab hier beginnt eine gefährliche Strecke, und der Wind frischt schon ganz schön auf.“

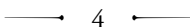
„Ja, ich weiß, die Costa da Morte, die berühmte Todesküste. Hier sind schon viele Schiffe untergegangen.“

Tatsächlich schwankte das Schiff plötzlich in den immer gewaltiger werdenden Wellen heftig hin und her. Die Mannschaft musste alle Kraft aufwenden, um nicht vom Südwestwind gegen die raue Küste gedrängt zu werden. Francis brüllte mit hochrotem Kopf Befehle gegen den Wind, die Henry und die Matrosen schnell und behände ausführten.

Yago hingegen wurde speiübel. Er hielt sich an der Reling fest und übergab sich mehrere Male. Blass und schwach kämpfte er sich an-

schließend zur Kapitänskajüte vor, wo er sich stöhnend auf den Rücken legte.

„Das ist also die Seekrankheit“, dachte er und schloss erschöpft die Augen.



Lange lag Yago mit geschlossenen Augen auf seinem Schlafager und versuchte, gegen die ungewohnte Übelkeit anzukämpfen. Das Schiff hatte die galicische Küste inzwischen weit hinter sich gelassen, und am gesamten Horizont war nur noch das unendlich weite Meer zu sehen.

Nach einigen Tagen ließ der Wind etwas nach, und Yago hatte sich ein wenig an das unablässige Schaukeln gewöhnt, doch noch immer konnte er kaum etwas zu Essen bei sich behalten.

So auch jetzt. Er hatte gerade zum Abendessen etwas Suppe zu sich genommen und fühlte, wie diese langsam wieder in ihm hochstieg. Hastig erhob er sich und stürzte aus der Kajüte an Deck, um sich zu übergeben. Anschließend hockte er auf den Holzboden nieder und lehnte sich erschöpft gegen die Reling. Da sah er Francis und Henry auf der anderen Seite, wie sie gerade zusammen mit zwei Matrosen ein Weinfass über die Reling hoben und ins Wasser plumpsen ließen. Verwundert runzelte Yago die Stirn.

Was sollte das denn?

Ein böser Verdacht stieg in ihm auf. Leise erhob er sich und ging zurück in die Kajüte, wo er ungeduldig auf seine beiden Freunde wartete. Es dauerte nicht lange, da betraten die beiden den winzigen, niedrigen Raum. Henry hielt einen Weinkrug und zwei Becher in den Händen.

„Geht’s Dir besser, Junge?“, fragte Francis, nahm Henry einen Becher ab, stellte ihn auf den Tisch und setzte sich hin. Henry schenkte Wein in beide Becher ein, stellte den Krug auf den Tisch und prostete seinem Vater zu.

„Ihr habt wohl was zu feiern“, sagte Yago spitz.

Francis und Henry tauschen einen verstohlenen Blick aus.

„Wieso?“, fragte Francis betont gelassen.

„Wir trinken doch öfters mal Wein am Abend, was soll da so

außergewöhnlich sein?“, fügte Henry hinzu.

„Ach, führt mich doch nicht an der Nase herum, ich bin kein Narr. Ich weiß genau, was Ihr getan habt.“

Erneut schauten sich Francis und Henry an. Dann räusperte sich Francis und sagte:

„Ja, du hast recht, warum sollten wir dich anlügen.“

„Es war das Fass mit Samuel, stimmt's? Das war es, was du schon in Baiona im Kopf hattest, oder?“

„Ja“

„Warum habt ihr das gemacht?“

„Wir wollten sicher gehen, dass er in Baiona nicht gefunden wird. Daher haben wir früh am Morgen, als wir die letzten Weinfässer an Bord holen ließen, auch das Fass mit Samuel geholt und mitgenommen. Wir haben gewartet, bis wir auf offener See sind, um das Fass ins Meer zu werfen. Hier gibt es starke nordöstliche Strömungen, die das Fass aufs offene Meer treiben werden. Und sollte es doch irgendwann mal an Land gespült werden, wird keiner den Toten mit dir in Verbindung bringen, geschweige denn noch erkennen.“

„Seid Ihr wahnsinnig geworden? Was ist, wenn man Euch gesehen hat oder wenn euch eure Matrosen verpfeifen? Dann habt ihr nicht nur mir nicht geholfen, sondern euch selbst einen schlechten Dienst erwiesen.“

„Besondere Umstände erfordern besondere Maßnahmen“, sagte Henry lapidar, trank einen Schluck Wein, räusperte sich, und fuhr fort:

„Jetzt mal ganz im Ernst, Yago: In Baiona hätte man die Leiche aufgrund des Geruchs früher oder später sowieso entdeckt.“

„Ja, aber da wären wir doch alle schon ganz weit weg gewesen.“

„Sicher, aber wenn man eins und eins zusammenzählt, wäre man ganz schnell darauf gekommen, dass du mit uns geflohen bist. Ein Bruder totgeschlagen im Weinfass in eurem Kontorsweinkeller und der andere spurlos verschwunden! Denk mal nach, Yago. Jeder in Baiona weiß, wie gut wir befreundet sind. Das hätte doch bedeutet, dass wir Baiona mit der Lady Mary nie mehr hätten anlaufen und Geschäfte machen können.“

„Ihr bringt euch aber doch selbst ganz schön in Gefahr. Ich habe euch gesehen, und vielleicht haben andere euch auch gesehen und fangen an zu reden.“

„Wo keine Leiche, da kein Täter“, gab Francis zurück, „Ja, unsere Mannschaft wird sich wundern, warum wir das Fass über Bord geworfen haben. Aber schließlich geschieht so etwas immer mal wieder, um Ballast loszuwerden. Außerdem segeln meine Leute schon so lange mit mir, dass ich meine Hand für sie ins Feuer lege. Die würden mich oder Henry niemals verraten.“

„Warum habt ihr mir das verheimlicht?“

„Weil wir dich nicht weiter belasten wollten“, antwortete Henry, „du musst schon genug mit der Sache kämpfen.“

„Mein Gott, so ein Blödsinn!“, rief Yago aufgebracht, „ich kann gar nicht noch mehr belastet werden mit dieser Sache! Tag und Nacht martert sie mich, diese Sache! Meine Schulgefühle ersticken mich förmlich, und ihr wollt mich nicht noch weiter belasten? Ich habe meinen eigenen Bruder getötet, versteht ihr? Ich sollte dafür büßen und nicht auch noch euch beide in Gefahr bringen!“

Mit gesenktem Kopf und hängenden Schultern ließ er sich auf sein Schlaflager fallen und fing bitterlich an zu weinen.

Hilflos saßen Francis und Henry am Tisch und wussten nicht, was sie tun sollten. Schweigend starrte jeder in eine andere Richtung. Ihr sonst so unerschütterlicher Optimismus und Humor hatte sie verlassen.

Schließlich stand Francis seufzend auf, murmelte etwas Unverständliches und ging hinaus an Deck.

Henry und Yago blieben allein in der Kajüte zurück. Henry starrte betreten seinen Becher an, während Yago seinen Tränen freien Lauf ließ. Als er sich langsam beruhigte, stand Henry auf, setzte sich neben seinen Freund und umarmte ihn fürsorglich.

„Es war ein Unfall, Yago“, sagte er sanft, „du kannst nichts dafür. Er ist unglücklich an die Tischkante geknallt. Es ist nicht deine Schuld. Hier, trink mal einen Schluck, das beruhigt dich.“

„Nein“, Yago schüttelte schwermütig den Kopf, „du weißt, dass ich keinen Wein trinke.“

„Warum denn nicht, weil er nicht kosher ist?“

Aufgebracht schüttelte Yago Henrys Arm ab und stand auf.

„Was soll das denn jetzt?“, brüllte er wütend. „Ich denke, du bist mein Freund! Ich bin Christ, verstehst du? Christ und kein Jude, und ich trinke keinen Wein, weil er mir nicht schmeckt und weil es mich immer gestört hat, dass Samuel so oft betrunken war und dann aggressiv wurde. Ach, lass mich doch in Ruhe!“

„He, buddy, sorry, ich wollte dich nicht ärgern, aber ich dachte immer, dass ihr Conversos so was wie christliche Juden oder jüdische Christen seid. Bei uns in England gibt's nur Christen oder Juden, aber nicht so ein seltsames Gemisch wie bei euch. Ich habe sowieso nie verstanden, wie das bei euch funktioniert. Da ist alles irgendwie... ja... wie soll ich sagen... streng. Warte mal ab, bis wir in London sind, da ist es viel bunter, viel lustiger.“

„Ich will aber nicht lustig sein, verdammt noch mal!“, schrie Yago und verließ wütend die Kajüte.

Er war so aufgebracht, dass er das erste Mal seit Tagen keine Übelkeit mehr verspürte. Mehrmals lief er an Deck auf und ab und atmete tief die angenehm frische und erstaunlich milde Seeluft ein. Dann stellte er sich an seinen Lieblingsplatz an der Reling und schaute in den Himmel, an dem die Sterne in herrlicher Pracht funkelten.

„Funkelt nur!“, dachte Yago zornig, „euch ist es ja egal, was hier unten passiert.“

Als er wieder in die Kajüte kam, lagen Francis und Henry schnarchend auf ihren Lagern. Leise legte Yago sich hin, deckte sich zu und starrte schlaflos in die Dunkelheit.

— 5 —

Am nächsten Tag sprachen die drei kaum ein Wort miteinander und gingen sich aus dem Weg, soweit das in der Enge des Schiffes möglich war. Das Thema Samuel klammerten alle drei von nun an aus, und die Stimmung besserte sich nach und nach. Langsam gewöhnte sich Yago an den Alltag auf See. Die Seekrankheit hatte er einigermaßen überwunden, und er begann, bei den Arbeiten an Bord mitzu-

helfen, um sich von seinen trüben Gedanken abzulenken. So lernte er die verschiedenen Segelmanöver durchzuführen, das Schiff zu steuern und sich am Wind und an den Sternen zu orientieren.

Schließlich kam der Tag, an dem Sie in die Themse einfuhren.

„Unglaublich“, staunte Yago, „die Mündung ist ja so breit wie eine Ría in Galicien. Und die vielen Schiffe!“

„Ja“, antwortete Henry lächelnd, „bald sind wir in London. Der Tidenhub der Themse trägt die großen Schiffe von der Nordsee heran. Deshalb ist London eine große Handelsstadt geworden, obwohl sie gar nicht am Meer liegt. Eine größere Stadt gibt es auf der ganzen Welt nicht.“

„Angeber!“

Yago boxte Henry neckisch in den Bauch und verzog seinen Mund zu einem breiten Grinsen.

„Na gut, jedenfalls kenne ich keine größere Stadt, du wirst schon sehen“, lenkte Henry ein und grinste ebenfalls.

KAPITEL 4

London

London war tatsächlich weitaus größer, lauter und hektischer, als es sich Yago jemals hätte vorstellen können. Seine Heimatstadt Baiona erschien ihm im Vergleich zu dieser riesigen Metropole wie ein winziger Weiler. Dass eine einzige Stadt zudem so viele Kirchen beherbergen konnte, erfüllte ihn mit großer Ehrfurcht. Er konnte sie gar nicht alle zählen, während die Lady Mary langsam die Themse entlang segelte und ihrem Ziel – der Anlegestelle der englischen Handelsschiffe – immer näherkam. Auch am London Tower waren sie vorbeigefahren, den Yago staunend betrachtet hatte, während ihm Henry erklärte, dass diese mächtige Festung dem König gehörte.

„Aber bei uns in London hat der König nicht so viel zu sagen wie bei Euch. Hier herrschen nämlich wir, die Händler und Bürger der Stadt. Das ist anders als in Spanien, wo die Krone so viel Macht hat. Wir hier mögen es nicht besonders, wenn der König zu sehr über uns bestimmen kann, schließlich haben wir das Geld, das er für seine Kriege braucht, oder nicht? Und da möchten wir natürlich mitreden.“

„Du bist aber selbstbewusst!“

„Ich bin ja auch Bürger von London“, grinste Henry stolz und fuhr fort: „Schau, da ist die London Bridge.“

„Du meine Güte, ist die riesig“, staunte Yago und zählte die steinernen Bögen, welche die Themse überspannten, „das sind ja 20 Bögen!“

Und so viele Häuser auf der Brücke. Heiliger Antonius! Das ist ja eine ganze Brückenstadt. Kann die Brücke von dem Gewicht denn nicht einstürzen?“

„Nay“, lachte Henry, „die steht schon seit Hunderten von Jahren, und außerdem beschützt eine Kapelle die Brücke, die dem Märtyrer Thomas Becket geweiht ist.“

Henry hob den Arm und wies mit dem Zeigefinger auf die Mitte der Brücke.

„Schau mal, da drüben auf dem elften Pfeiler kannst du sie erkennen. Viele Pilger gehen über diese Brücke und dann weiter zur Kathedrale nach Canterbury, um das Grabmal von Thomas Becket zu besuchen, der war da nämlich Erzbischof. Das ist so, wie bei Euch die Pilger nach Santiago de Compostela reisen, um das Grab des Apostels Jakobus zu sehen. Da kann also nichts passieren. Die Brücke hält.“

„Aus dem Weg!“, brüllte Francis ungestüm und fuchtelte wild mit den Armen.

Yago machte erschrocken einen Satz und fand sich unversehens an Land wieder. Seine Knie sackten widerstandslos zusammen. Sie schienen sich in Butter verwandelt zu haben. Tapsig wackelte er einige Schritte nach vorne.

„Na, buddy“, lachte Henry laut, der direkt nach ihm an Land gesprungen war, und klopfte Yago lebhaft auf die Schulter. „Das nennt man Landkrankheit, du alter Seebär. Aber keine Sorge, das vergeht schnell wieder. Komm, wir gehen nach Hause. Hier störst du nur bei der Löschung der Ladung.“

Nach der anstrengenden Seereise wieder festen Boden unter den Füßen zu haben, erleichterte Yago. Mit schwachen Beinen folgte er Henry durch ein Gewirr von engen Gassen, bis sie vor einem zweistöckigen Haus angelangt waren. Henry öffnete die Holztür und stieg eine enge, knarrende Treppe hinauf.

Yago blieb unschlüssig unten stehen.

„Komm schon, was ist los?“, brummte Henry ungeduldig.

„Ich habe kein Gastgeschenk.“

„Herrgott, jetzt komm' schon, du bist bei uns zu Hause!“, dröhnte Henry.

Yago seufzte und folgte Henry die enge Stiege hinauf. Gemeinsam betraten Sie einen holzgetäfelten, niedrigen Wohnraum, in dem drei junge Frauen an einem Tisch saßen und stickten. Während eine mit einem freudigen Schrei auf die Füße sprang und Henry stürmisch in die Arme fiel, schaute sich Yago in dem Raum um. Neben dem Tisch stand eine Holzwiege, in der ein Baby schlief. Auf der gegenüberliegenden Seite sah Yago einen alten Mann halb sitzend und halb liegend in einem Bett, der mit trüben Augen zu ihnen hinüber starrte. Durch die beiden Fensterchen in der gegenüberliegenden Wand drang milchiges Licht in den Raum. Yagos Blick blieb an den Fenstern hängen, denn die Glasscheiben waren nicht wie in Baiona in quadratische oder rechteckige Holzrahmen eingefasst, sondern in viele kleine rautenförmige, schwarze Metallrahmen. Schon zuvor war ihm aufgefallen, wie anders die Häuser hier in London waren. Baiona war aus massiven, dunklen Granitblöcken erbaut, während die Häuser hier in London aus Holz bestanden. Wenn es hier brannte, dachte Yago, dann würde es die ganze Stadt hinwegfegen. Und tatsächlich: London hatte immer wieder mit verheerenden Feuersbrünsten zu kämpfen.

Yago wurde abrupt aus seinen Gedanken gerissen, da die Tür hinter ihm aufging und ihm so heftig ins Kreuz gestoßen wurde, dass er fast umfiel.

„Au wei“, hörte er eine aufgeweckte, helle Stimme sagen und drehte sich um.

Eine kleine, rundliche Frau stand vor ihm und grinste ihn in der gleichen Art und Weise an, die er so gut von Henry kannte, wobei sie genau die gleiche freche Zahnücke zwischen ihren oberen Schneidezähnen entblößte, die auch Henry dieses verschmitzte Aussehen verlieh.

„Ihr müsst Henrys Mutter sein“, entfuhr es ihm. Sofort lief er rot an und stammelte eine Entschuldigung, dass er sie nicht standesgemäß begrüßt hatte.

Henry fing an, laut dröhnend zu lachen.

„Mein Gott, bist du gut erzogen, buddy!“

Dann wandte er sich zu seiner Mutter, verbeugte sich galant und sagte mit Blick auf Yago:

„Mutter, darf ich vorstellen, das ist Yago, mein spanischer Freund aus Baiona.“

Und zu Yago: „Mister Pérez, meine Mutter Gloria. Bitte, tretet ein in die gute Stube. Das hier ist meine Frau Jane, da drüben sitzen meine Schwester Beth und meine Schwägerin Mary. Im Bett liegt mein Großvater Edward und der Kleine hier in der Wiege ist mein Neffe; der heißt auch Edward.“

Alle vier Frauen begrüßten Yago freundlich, schnatterten wild durcheinander und bombardierten die beiden jungen Männer mit neugierigen Fragen. Erschreckt durch den plötzlichen Lärm begann das Baby laut zu schreien, und Mary nahm es auf den Arm, um es zu beruhigen. Großvater Edward hingegen starrte nur unbeteiligt und mit dumpfem Blick zu den anderen hinüber.

„Ich hole jetzt erst mal was zu trinken“, sagte Henrys Mutter bestimmt und ging aus dem Raum, wobei ihr üppiges Gesäß unter ihrem langen Rock munter auf und ab wippte.

Als sie mit einem großen Krug Ale und mehreren Bechern zurückkam, hatten sich alle etwas beruhigt und saßen am Tisch. Mary stillte den kleinen Edward, der seine Mutter aufmerksam aus hellblauen Augen anschaute, während er mit großem Appetit trank. Großvater Edward saß zusammengesunken auf seinem Bett und starrte nach wie vor unbeteiligt zu den anderen herüber. Er hatte schon vor Jahren das Sprechen verlernt. Der zähe Nebel des Vergessens hatte ihn eingehüllt und in eine andere Welt versetzt, zur der nur er allein Zugang hatte.

— 2 —

Am Abend gab es zur Feier des Tages ein üppiges Festmahl, an dem die ganze Familie teilnahm. Nun lernte Yago auch Henrys älteren Bruder William kennen, sowie seine Schwester Catherine und ihren Mann Thomas Small. Yago genoss den fröhlichen Abend in dieser großen Familie. Seine eigene hatte seit Jahren nur noch aus einem traurigen, zerrissenen Torso bestanden, und mit Wehmut dachte er an seine frühe Kindheit zurück, als alle noch zusammen in Baiona wohnten. Was war nur aus ihnen geworden! Einst waren sie eine

wohlhabende Handelsfamilie, und nun waren sie entweder tot oder in alle Himmelsrichtungen verstreut. In Baiona zurückgeblieben waren nur seine Mutter und seine Schwester, und er hatte keine Ahnung, wie es ihnen erging. Glücklicherweise ließen ihm seine englischen Gastgeber keine Zeit, um sich seinen melancholischen Gedanken hinzugeben. Er wurde neugierig über alles Mögliche ausgefragt, und immer wieder scherzten und frotzelten sie, wobei sie in herzhaftes Gelächter ausbrachen. Viele der Witze verstand Yago nicht – zum einen musste er sich erst an dieses schnelle Englisch gewöhnen, und zum anderen war ihm diese Art von Humor doch etwas fremd.

Als sie satt und zufrieden vor ihren leer gegessenen Tellern saßen, sagte Henrys Mutter Gloria:

„Yago, ich freue mich so sehr, dass du uns einmal besuchst. Francis und Henry haben so viel von dir und den deinen erzählt. Du bist natürlich unser Gast, bis die Lady Mary wieder nach Baiona fährt.“

Yago schwieg verlegen und schaute zu Boden. Eine seltsame Stille füllte den zuvor so lebhaften Raum.

„Er kehrt nicht mehr nach Baiona zurück, Gloria“, sagte Francis schließlich leise.

Erstaunt zog Gloria die Augenbrauen hoch.

„Aber warum denn nicht?“, fragte sie verwundert.

Yagos Herz fing so stark an zu pochen, dass er den Eindruck hatte, es würde in tausend Stücke zerbersten. Er holte tief Atem.

„Weil ich...“, setzte er an, doch er wurde sofort von Francis unterbrochen.

„Weil es dort Schwierigkeiten gegeben hat, Gloria, mit den Behörden, du weißt doch, die spanische Inquisition...“, sagte er ernst. „Die wollen Yago verhaften, weil er ein konvertierter Jude ist.“

Betreten schauten sich die anderen an. Plötzlich war die fröhliche Stimmung verflogen. Von der spanischen Inquisition hatten sie alle schon etwas gehört. Keiner traute sich, Yago direkt ins Gesicht zu schauen.

Plötzlich zerriss ein lautes Schnarchen die unbehagliche Stille. Großvater Edward grunzte, schmatzte laut, richtete sich auf und brüllte: „Ha, ich hab‘ dich!“. Dann drehte er sich um, schnaubte

verächtlich und schlief leise röchelnd weiter.

„Ich dich auch“, brummte Gloria, erleichtert über die Möglichkeit, das peinliche Schweigen im Raum beenden zu können. Sie stand auf und ging hinüber, um nach dem alten Mann zu schauen.

„Wenn er wach ist, kann er nichts mehr sagen, aber im Traum, da redet er. Ist allerdings alles wirres Zeug“, sagte sie und war froh, das Thema wechseln zu können. „Er isst kaum noch etwas und wird immer dünner. Ich bring ihm mal was zu trinken.“

Sie nahm den leeren Krug vom Tisch und ging aus dem Raum.

„Was wirst du jetzt tun, Yago?“, fragte Jane leise und legte ihre schmale, kleine Hand auf Yagos Arm. Er schaute in ihre runden hellblauen Augen. „Wie schön sie ist“, dachte er und senkte den Blick. Plötzlich fühlte er sich mit seinen schwarzen Locken, dem dunklen Bart und der olivfarbenen Haut inmitten dieser hellhäutigen, rotblonden Menschen wie ein Fremdkörper.

Ohne Jane anzuschauen, antwortete er: „Ich weiß es nicht.“

„Aber ich“, dröhnte Francis mit seiner lauten Stimme, „jedenfalls habe ich eine Idee.“

Jane schaute ihn fragend an.

„Und was für eine?“, fragte sie sanft und lächelte Yago einfühlsam an. Dieser spürte, wie ihm der Atem stockte. Janes Haut war so hell, dass sie fast durchsichtig wirkte, und ihr weiches, sanftes Gesicht weckte in ihm einen Schauer.

„Wie eine Elfe“, dachte Yago und erinnerte sich an ein altes galicisches Lied über kleine Elfen im Wald, das seine Mutter oft gesungen hatte, als er noch ein Kind war.

„Yago, hörst du überhaupt zu?“

Francis stieß Yago in die Rippen und runzelte die Stirn.

„Ja, ja... natürlich“, stammelte Yago und war froh, dass es im flackernden Licht der Kerzen nicht so ohne weiteres möglich war, zu erkennen, dass er errötete.

„Mein Schwiegersohn Thomas überwacht doch in der Blackwell Hall, in der wir englisches Tuch verkaufen, die Maße der besonders wertvollen Stoffe, und er kennt dadurch eine Menge Händler aus dem Ausland. Thomas ist da eine sehr angesehene Person. Und die

ausländischen Händler brauchen doch ganz sicher Buchhalter oder Schreiber.“

Ohne eine Antwort abzuwarten, drehte er den Kopf und wandte sich direkt an Thomas Small:

„Weißt du, Thomas, Yago kann sehr gut lesen, schreiben und rechnen, und er weiß, wie man richtig Bücher führt. Thomas, du könntest dich in der Blackwell Hall umhören. Es dürfen eben nur keine spanischen Händler sein. Aber vielleicht die Easterlings, die Kaufleute von der Hanse, die könnten doch in Frage kommen. Was meinst du, Thomas?“

„Well“, räusperte sich dieser, „nun ja, ich kenne durchaus einige einflussreiche Händler, vor allem diejenigen von der Hanse. Sie wohnen im Stillyard, also gar nicht weit weg von hier, und dort gibt es immer Arbeit. Aber die Sprache! Yago kann ihre Sprache nicht sprechen. Und selbst wenn er die Sprache könnte – die Schreibarbeiten dürfen bei der Hanse nur ihre eigenen Landsleute machen. Die Deutschen sind extrem misstrauisch. Da sehe ich also keine Möglichkeit. Aber als Knecht kann er dort vielleicht arbeiten. Ich weiß, dass die Deutschen im Stillyard viele Arbeiter haben, und dort wäre er absolut sicher. Das gesamte Gelände ist von einer hohen Mauer umgeben, wird gut bewacht, und nur die Leute von der Hanse haben Zugang. Da kommt ganz bestimmt kein spanischer Inquisitor hinein.“

„Gut“, sagte Francis zufrieden „Yago, was meinst du, soll Thomas dort mal für dich ein gutes Wort einlegen?“

„Du kannst auch mit uns zur See fahren, wie wäre das denn?“, warf Henry ein.

Yago verzog das Gesicht.

„Nach dieser Überfahrt glaube ich nicht mehr, dass ich für die Seefahrt geeignet bin“, sagte er skeptisch.

„Und außerdem“, gab Jane zu bedenken, „fährt ihr ja gleich wieder nach Spanien, und das wäre für Yago zu gefährlich. Die Inquisition soll dort überall sehr mächtig geworden sein.“

Alle nickten zustimmend.

„Also“, verkündete Francis in offiziellem Ton, „Thomas redet mit den Easterlings, und dann sehen wir weiter. Gute Nacht.“

Damit war der Abend für ihn beendet. Gähmend erhob er sich und verließ den Raum.

In der Nacht lag Yago wach auf seinem Lager, das man ihm in der Stube direkt neben dem Bett des Großvaters hergerichtet hatte, und lauschte dem leisen Röcheln des alten Mannes. Immer wieder erhob sich Yago unruhig, ging im Zimmer auf und ab, setzte sich, stand wieder auf, schaute aus dem Fenster und legte sich wieder hin. Der Gedanke, als Knecht eines reichen deutschen Tuchhändlers zu enden, löste in ihm einen massiven inneren Widerstand aus. Seine Familie war seit Generationen eine freie, unabhängige Handelsfamilie gewesen. Selbst in den vergangenen Jahren, als sie als Conversos unter schwierigen Bedingungen leben mussten, hatten sie sich ihre Freiheit und Unabhängigkeit bewahrt und ihr Geschäft eigenständig und stolz fortgeführt.

Und nun sollte er Knecht werden?

Er verfluchte den Abend, an dem sein Bruder aus Ribadavia zurückgekehrt war. Wäre er nur nicht so betrunken gewesen – alles wäre anders gekommen! Samuel wäre noch am Leben und Yago zu Hause in Baiona, bei seiner Mutter und seiner Schwester, wo er hingehörte. Auf einmal stieg eine unbändige Wut in ihm hoch, und er hätte am liebsten laut geschrien. Wütend schlug er mit der Faust auf den Holztisch. Der Alte schrak aus seinem Schlaf hoch, verdrehte die Augen und wimmerte.

„Psst“, flüsterte Yago säuerlich, „ist ja gut, Alter, alles gut. Schlaf weiter.“

Er setzte sich an den Tisch, rieb seine Hand, die nach dem heftigen Schlag schmerzte, und schaute trübselig in die Dunkelheit. Irgendwann fiel sein Blick auf den Krug, der noch auf dem Tisch stand. Das Ale hatte ihm gut geschmeckt. Er nahm den Krug und schaute hinein. Es war noch ziemlich viel Ale darin. Yago hob den Krug, setzte an und nahm einen großen Schluck.

„Auf dich, Bruder“, flüsterte er und lachte verächtlich, „was du kannst, kann ich schon lange!“

Dann leerte er den Krug, rülpste laut und legte sich auf sein Lager, wo er kurze Zeit später in einen traumlosen Schlaf fiel, aus dem er am nächsten Morgen mit dumpfen Kopfschmerzen erwachte.

Während der nächsten Tage erkundete Yago den Stadtteil Dowgate, in dem sich das Haus der Familie Rugget befand. Auch zum Stillyard ging er und schaute sich dort um. Hinein gelangte er freilich nicht, aber er beobachtete einige der Easterlings, die dort ein- und ausgingen und sich durch ihre vornehme, andersartige Kleidung deutlich von den Londonern unterschieden. Ganz in der Nähe befand sich die Kirche All Hallows the Great. Aus der offenen Tür drang leiser Gesang. Neugierig ging Yago hinein, bekreuzigte sich, kniete auf einer der hintersten Bänke nieder und lauschte den monotonen Stimmen. Es waren Mönche, die Totenmessen für die reichen Verstorbenen der Stadt sangen.

„Heilige Maria, Mutter Gottes“, betete er flehentlich, „bitte für uns Sünder, jetzt und in der Stunde unseres Todes“. Und in Gedanken fügte er hinzu: ‚Bitte beschütze meine Mutter und Débora.‘

Lange kniete er auf der unbequemen Holzbank und dachte nach. Bestimmt gab es noch andere Möglichkeiten, als bei den Easterlings im Stillyard unterzutauchen. Hier in dieser großen Stadt kannte ihn schließlich niemand, und er hatte Geld und eine freundliche Gastfamilie, bei der er erst einmal unterkommen konnte.

„Wer soll mich denn bis hierher verfolgen?“, dachte er.

Doch erneut ergriff ihn ein abgrundtiefer Kummer über die Sünde, die er auf sich geladen hatte. Sollte er vielleicht mit seinem Geld einen Ablass erwerben, so, wie es gängige Praxis war?

„Und dann?“, fragte er sich, „werde ich mich dann besser fühlen?“

Er erinnerte sich an einen Satz aus der Apostelgeschichte:

So tut nun Buße und bekehret euch, dass eure Sünden ausgetilgt werden.

War das nicht aus der Geschichte der Heilung des Gelähmten? Natürlich war Yago kerngesund, aber er fühlte sich lahm, gelähmt von seiner Schuld, handlungsunfähig und ohnmächtig. Nein, ein Ablass würde ihm nicht aus dieser Seelenqual heraushelfen, dessen war er sich sicher.

„Ich muss Buße tun“, murmelte er leise. „Und dafür ist die Erniedrigung zum Knecht gerade richtig.“

Entschlossen bekreuzigte er sich und schaute sich vorsichtig um. Außer den in ihre monotone Litanei versunkenen Mönchen war niemand in der Kirche zu sehen. Bedächtig stand Yago auf und machte einen Rundgang durch das Gotteshaus, wobei er sich jeden Winkel und jedes Seitenschiff aufmerksam ansah. Vorne im Chor befand sich ein Chorgestühl aus dunklem Eichenholz, wo die hohen Herren, insbesondere die vornehmen Kaufleute der Hanse, ihre Plätze während der Messen einnahmen. Im Hauptschiff standen einfache Holzbänke für das Volk. In den Seitenschiffen gab es kleinere Altäre, die den verschiedensten Schutzheiligen gewidmet waren. Besondere Bedeutung für die Kaufleute hatte die Heilige Barbara, denn sie galt als Beschützerin vor Gewitter, Fieber, Feuer und Pest. Daher war ihr Altar besonders prächtig geschmückt. Doch Yago warf nur einen kurzen Blick darauf. Er war auf der Suche nach einem anderen Schutzheiligen – dem Heiligen Jakobus, dem Nationalheiligen seiner Heimat Galicien, dessen Namen er, Yago, trug. Doch er fand ihn nicht. Enttäuscht stellte Yago fest, dass Jakobus in London offensichtlich keine Rolle spielte.

Stattdessen fand er im linken Seitenschiff den bescheidenen, kaum geschmückten Altar eines Heiligen mit dem Namen Eustachius. Dieser schien für die Einheimischen keine besondere Rolle zu spielen und wurde daher sicherlich kaum beachtet. Dieser Ort war genau das, wonach er gesucht hatte. Aufmerksam schaute sich Yago um, bevor er den Altar und die Holzstatue gründlich abtastete. Dann prüfte er die Kirchenwand hinter dem Altar. Einer der Ziegelsteine lag etwas schief und trat aus der Wand hervor. Yago hielt den Atem an, schaute sich erneut in der Kirche um und rüttelte vorsichtig an dem Ziegel. Dieser löste sich mit einem leisen Knirschen erstaunlich leicht aus dem Mauerwerk. Erleichtert zog ihn Yago heraus und schaute sich noch einmal aufmerksam um. Dann nahm er das Lederband mit dem kleinen Beutelchen ab, das er seit seiner Flucht aus Baiona um den Hals getragen hatte, nahm eine wertvolle Münze heraus, steckte sie in seine Hosentasche, verschloss das Beutelchen wieder und stopfte es sorgfältig in den Spalt im Mauerwerk.

„Heiliger Eustachius“, flüsterte Yago kaum hörbar. „Bitte beschütze mein Geld.“

Dann schob er den Ziegelstein vorsichtig an seinen Platz zurück.
In diesem Augenblick hörte er Schritte hinter sich. Ein dunkler Schatten verschwand in einem Beichtstuhl.
Hastig bekreuzigte sich Yago und verließ die Kirche.

KAPITEL 5

Stalhof

Adalbert Paulsen trat hinaus auf die Straße und schaute sich argwöhnisch um. Eigentlich hatte er hier in Dowgate nicht viel zu befürchten – die Einwohner dieses Londoner Stadtteils waren schon seit Generationen an die fremden Kaufleute gewöhnt. Doch obwohl der kräftige, hochgewachsene Mann nun schon seit mehr als zehn Jahren regelmäßig hier weilte, konnte er das Gefühl nicht loswerden, missgünstig beäugt zu werden.

Paulsen entstammte einer alteingesessenen, sehr angesehenen Handelsfamilie aus der Hansestadt Hamburg, und sowohl sein Großvater als auch sein Vater hatten schon die Räume des Stalhofes, oder Still-yard, wie die Engländer sagten, für ihre Geschäfte genutzt. Vor allem mit dem Tuchhandel waren sie sehr wohlhabend geworden. Allzu gerne hatten die Kaufleute der Hanse diesen Wohlstand in London zur Schau gestellt und sich prunkvoll gekleidet in der Öffentlichkeit gezeigt. Dieses Gehabe hatte immer wieder zu Missgunst gegenüber den Easterlings, wie die Kaufleute der Hansestädte von den Londonern genannt wurden, geführt, bis die Spannungen schließlich in einen offenen Konflikt gemündet waren. Eines frühen Morgens hatten englische Kaufmannsgesellen und Lehrlinge den Stalhof gestürmt und alles, was ihnen in die Finger kam, kurz und klein geschlagen. Die deutschen Kontorsbewohner hatten zwar grundsätzlich Waffen zu ihrer

Verteidigung in ihren Kammern, konnten aber gegen den Ansturm der wütenden Engländer nur wenig ausrichten. Es kam zu einem blutigen Gemetzel, das erst drei Stunden später gestoppt werden konnte, als der Bürgermeister von London mit einer Truppe bewaffneter Männer anrückte. Adalbert Paulsens Vater wurde an jenem Tag so schwer verletzt, dass er einige Wochen später starb. Für seine Familie war das ein herber Verlust gewesen, von dem sie sich nur langsam erholt hatte.

Zum Glück hatte sich die Lage seit diesem Überfall enorm verbessert. London hatte sich für eine handelsfreundliche Politik entschieden und immer mehr Händler aus Flandern, Italien, Spanien und Deutschland angezogen.

Paulsen aber blieb misstrauisch und verließ den Stalhof nur selten.

Zügig schlug er den Weg zur Blackwell Hall ein, dem Zentrum des Tuchhandels. Er hatte eine Verabredung mit Thomas Small. Normalerweise ging er nur dorthin, wenn er einkaufen wollte. Heute ging es jedoch um eine andere Angelegenheit. Bei seinem letzten Besuch in der Blackwell Hall hatte sich Thomas mit einem besonderen Anliegen an ihn gewandt, und da er diesen Engländer als überaus korrekten und höflichen Mann kennen und schätzen gelernt hatte und ihm zudem noch einen Gefallen schuldig war, wollte er ihm die Bitte nicht ausschlagen.

Wie immer herrschte auch an diesem Nachmittag ein reges Treiben in der Blackwell Hall. Tuchhändler aus ganz England boten hier ihre Waren feil. Manche hatten nur einen kleinen Stand, andere dagegen ganze Kammern gemietet, die von unten bis oben mit Stoffen und Tüchern vollgestopft waren. Während Adalbert Paulsen an einigen der Stände vorbei ging, nickte er hin- und wieder anderen Händlern zu, die ihn ehrfurchtsvoll grüßten. Schon seit einigen Jahren war er eines der obersten Mitglieder des Kaufmannsrates, der im Stalhof alle Beschlüsse fasste. Nur eine einzige Person – Johann Greverode, der ‚Ältermann‘ und somit oberster Herr des Stalhofes – stand über ihm.

An einem der Stände war Konrad Groenenberg, der jüngste Spross einer reichen und mächtigen Kölner Kaufmannsfamilie, in ein Gespräch mit einem englischen Händler vertieft. Groenenberg sollte zum ersten Mal allein in London Geschäfte machen, nachdem er vor

einigen Monaten gemeinsam mit seinem Vater hierhergekommen und von diesem in den Stalhof und die Gepflogenheiten des Tuchhandels eingeführt worden war. Der junge Groenberg war ein hagerer junger Mann mit hellblondem Haar, wasserblauen Augen und einem fast weiblich wirkenden, vollen Mund.

Adalbert Paulsen blieb stehen und zögerte einen Moment. Die Kölner waren seit jeher erbitterte Konkurrenten der Hamburger, und er hätte einfach an dem linkisch wirkenden jungen Mann vorbeigehen können, aber was Paulsen gerade beobachtete, gefiel ihm gar nicht. Kopfschüttelnd betrachtete er Konrad Groenberg, dem er heimlich den Spitznamen ‚Albino‘ gegeben hatte. Dieser sprach mit einem Händler, den Paulsen schon viele Jahre lang mied, da er immer wieder versucht hatte, den Easterlings minderwertige Stoffe anzudrehen. Sein Trick bestand darin, Stoffe aus Sommer- und Winterwolle zusammenzunähen und die schlechtere Qualität der Sommerwolle im Inneren der Stoffballen verstecken. Wie alle erfahrenen Händler kannte Paulsen diesen Trick nur allzu gut. Wenn man sich einen Stoff nicht in seiner ganzen Länge zeigen ließ und ihn nicht ausreichend prüfte, konnte es sogar vorkommen, dass der Stalhof eine Strafgebühr für diese Nachlässigkeit verlangte, denn bevor die Stoffe verschifft wurden, wurden sie dort noch einmal nachkontrolliert.

Zögernd näherte sich Adalbert Paulsen den beiden Männern und überlegte, ob er einschreiten sollte. Es konnte ihm wahrlich gleichgültig sein, was sein Konkurrent da im Begriff war zu kaufen. Aber andererseits war der oberste Herr des Stalhofs ein Kölner, und zudem warf es ein schlechtes Licht auf die gesamte Hanse, wenn sich einer von ihnen mindere Qualität unterjubeln ließ. Und als Mitglied des Kaufmannsrates war er verpflichtet, sich um alle Kaufleute des Stalhofs, ganz gleich aus welcher Stadt, zu kümmern. Unschlüssig schaute er sich um und trat von einem Bein auf das andere.

‚Ach was‘, dachte er schließlich, ‚das ist nicht meine Sache‘.

Doch gerade in dem Moment, als er sich abwenden und unbemerkt verschwinden wollte, erkannte Konrad Groenberg den Hamburger. Das lange, hagere Gesicht des jungen Mannes hellte sich auf. Freundlich rief er Paulsen einen Gruß zu.

„Hallo, Herr Paulsen, wie schön, Euch zu sehen. Schaut doch einmal, welch feines Wolltuch ich hier entdeckt habe.“

Auch der Händler hatte Paulsen erkannt. Doch im Gegensatz zu Konrad Groenenberg verdunkelte sich sein Gesicht, denn er wusste, wie gründlich und streng Paulsen alle Stoffe begutachtete. Das eben noch so sicher geglaubte Geschäft würde ihm nun womöglich zwischen den Fingern zerrinnen.

„Guten Tag, Groenenberg“, erwiderte Paulsen knapp und rang sich ein schmallippiges Lächeln ab, „Ihr erstes Geschäft, was?“

„Ja“, strahlte der junge Kölner, und seine wasserblauen Augen funkelten stolz.

„Und was hat Euch Euer Vater beigebracht?“, fragte Paulsen in strengem Ton.

Irritiert zog Konrad Groenenberg die Augenbrauen zusammen. Was bildete sich der alte Paulsen eigentlich ein? Nur gut, dass der englische Händler ihre Sprache nicht verstand, denn er spürte, dass er im Begriff war, das Gesicht zu verlieren.

„Äh, ich verstehe nicht...“, stammelte der junge Mann, dessen Kopf feuerrot anlief.

Paulsen streckte sich vor und flüsterte Groenenberg leise ins Ohr:

„Kontrolliert den ganzen Ballen.“

Dann hob er zum Gruß die Hand an seinen Hut, wandte sich um und ließ den verdutzten jungen Mann und den englischen Händler stehen. Ohne sich weiter umzuschauen, ging er zielstrebig auf das Kontor zu, in dem Thomas Small saß. Dieser hatte in der Blackwell Hall eine wichtige Funktion und wurde allgemein geachtet und gefürchtet, denn nicht zuletzt aufgrund seiner äußerst korrekten und strengen Kontrollen hatte sich der Handelsplatz in den letzten Jahren den besten Ruf in ganz Europa erworben.

„Come in“, rief Thomas Small, als es an der Tür klopfte.

Kurz darauf wechselte eine wertvolle spanische Münze ihren Besitzer.

Drei Tage später verschwand Yago hinter den dicken, hohen Mauern des Stalhofs. Als die schwere Holztür quietschend hinter ihm ins Schloss fiel, stieg in Yago ein beklemmendes Gefühl der Unfreiheit hoch, und er wäre am liebsten weggelaufen und wieder zu seiner fröhlichen Gastfamilie zurückgekehrt, bei der er sich so wohl gefühlt hatte. Doch es war ihm klar, dass es sowohl für ihn als auch für die Ruggets besser war, wenn er erst einmal untertauchte. Der Stalhof bot tatsächlich enormen Schutz, denn kein Fremder durfte ihn jemals ohne Erlaubnis betreten.

Auf dem Stalhof herrschte eine strenge Hierarchie. Oberster Herrscher war der Ältermann Johann Greverode, der zur Zunft der Kölner Kaufleute gehörte. Zusammen mit den Mitgliedern des Kaufmannsrates war er dafür zuständig, dass die Statuten eingehalten wurden. Greverode allerdings interessierte sich nicht besonders für Regeln und genoss die Vorzüge seiner Position, ohne sich um die von ihm erwartete Vorbildfunktion zu scheren. Regelmäßig führte sein ausufernder Lebensstil zu erbittertem Streit mit dem Hamburger Paulsen, der sich dafür einsetzte, die Regeln rigoros durchzusetzen und dafür zu sorgen, dass die Männer, die im Stalhof lebten, in der Stadt nicht negativ durch allzu prunkvolle Kleidung, heftige Gelage und wilde Frauengeschichten auffielen. Nur zu gut wusste der misstrauische Hanseat, welche Folgen das für sie alle haben konnte.

Im Stalhof gab es Meister und Gesellen, die je nach Stand und Status unterschiedlich gekleidet waren und an getrennten Tafeln ihre Mahlzeiten einnahmen. Zudem gab es Kontorsbedienstete, die in den Schreibstuben arbeiteten. Dann waren da die Bootsmänner und Träger, die sich um die Löschung und Beladung der Schiffe kümmerten. Es gab Waschfrauen, den Meisterkoch mit seinen drei Knechten und einen Gärtner, der für den Gemüsegarten zuständig war. Es gab den Hofwart und Hofknechte.

Dann gab es noch den Dreckfeger.

Und der hieß von nun an Yago.

„He, du, glotz nicht so blöd! Auf, fegen!“

Erschrocken fuhr Yago herum und rieb sich den Hinterkopf. Groß, bedrohlich und mit funkelndem Blick stand der Hofwart vor ihm, der ihm gerade eine heftige Kopfnuss verpasst hatte.

„Na los“, brüllte der Hofwart, „oder sollen wir dich hier gleich wieder rausschmeißen?“

Yagos erste Aufgabe als Dreckfeger des Stalhofes bestand darin, während der Löschung eines Schiffes sämtlichen anfallenden Unrat in die Themse zu fegen. Das Schiff, das gerade vor Anker lag, hatte wahrlich eine außergewöhnliche Ladung an Bord. Es waren Elche aus Schweden, die an den englischen Hof geliefert werden sollten. Yago staunte nicht schlecht, als die massiven Tiere mit Hilfe von Kränen aus dem Schiff gehievt wurden, dabei panisch röhren und mit den Hufen wild in der Luft herumstrampelten.

„Du meine Güte“, dachte Yago, „was für seltsame Tiere, und was für ein Geweih!“

Sie riefen in ihm die Erinnerung an die Ankunft der Pinta wach, deren fremdartige Lebewesen und Dinge aus einer neuen, fremden Welt er damals als Kind bestaunt hatte.

„Woher kommen die?“, fragte er den Hofwart und zeigte mit dem Finger auf die Elche.

„Geht dich das was an?“, blaffte dieser zurück und versetzte Yago erneut einen Schlag auf den Hinterkopf, „los jetzt, du faule Ratte, arbeiten!“

Seufzend begann Yago zu kehren.

„Worauf habe ich mich da nur eingelassen?“, dachte er.

Er war davon ausgegangen, als Knecht im Stalhof zumindest eine einigermaßen angemessene Arbeit zu haben, aber dass er hier wie ein Sklave behandelt wurde und die niedrigsten, widerlichsten Arbeiten zu erledigen hatte, machte ihn fassungslos. Die Goldmünze, die er für die Aufnahme in den Stalhof bezahlt hatte, war schließlich sehr viel wert gewesen.

„Na ja“, dachte er deprimiert und duckte sich, um nicht noch eine

Kopfnuss einzukassieren, ,das ist ja nicht für ewig, und außerdem habe ich es nicht besser verdient.‘

Während er den Müll in die Themse fegte und immer wieder auf die seltsamen Tiere äugte, reiste er in seiner Fantasie auf einem großen Segelschiff über das Meer in eine unbekannte Welt, um ein neues Leben zu beginnen.

— 4 —

In den nächsten Wochen lernte Yago nach und nach, wie der Stalhof funktionierte. Auf dem Gelände befanden sich nicht nur die Anlegeplätze der Handelsschiffe mit ihren imposanten Kränen, sondern auch die Lagerhallen für die verschiedenen Waren, die Kaufmannshalle, das Weinhaus, die Schreibstuben, die Wohnhäuser für die Kaufleute und Gesellen, der Garten, die Ställe für das Vieh und die Schlafstätte für das Gesinde.

Schon früh am Morgen herrschte im Stalhof emsiges Treiben. Wenn ein Schiff einlief und gelöscht werden musste, wurden zusätzlich Tagelöhner angeheuert, um die Güter mit Tragen, Schubkarren und Wagen zu den Speichern und Lagerhäusern zu befördern. Allein um einen der Kräne zu bedienen, waren vier kräftige Männer nötig.

Yago war den ganzen Tag über damit beschäftigt, auf dem gesamten Gelände allerlei Unrat und Dreck wegzufegen, der sich wie von Zauberkraft immer wieder neu ansammelte. Dabei wurde er argwöhnisch vom Hofwart beäugt, der jede noch so kleine Gelegenheit nutzte, um ihn anzubrüllen und zu gängeln.

Morgens gab es einen Napf Haferschleim zum Frühstück, mittags einen Teller Suppe, und abends Eintopf mit Kohl, Rüben, Erbsen oder Bohnen. Yagos Entlohnung bestand zudem aus einem Laib Brot und drei Krügen Ale pro Tag.

— 5 —

„Aaaah...“

Erschöpft fiel Yago auf sein Schlaflager. Sein ganzer Körper

schmerzte. Es roch nach Kuh- und Schweinedung, nach Rauch und Müll und nach dem Schweiß der Männer, die hier lebten. Zwischen den Strohballen, auf denen er und ein Dutzend weitere niedere Knechte ihre Schlafplätze eingerichtet hatten, hörte er die raschelnden Geräusche der Ratten. Yagos Bauch war von den schweren Kohl- und Bohneneintöpfen, die er nicht gewöhnt war, aufgebläht. Zu Hause hatte es fast jeden Tag Fisch oder Meeresfrüchte gegeben, und er vermisste schmerzlich den herrlichen Geschmack gegrillter Garnelen, die im Hafen von Baiona wie viele andere Meeresfrüchte jeden Morgen frisch gefangen von den Fischern feilgeboten wurden.

„He, Fremdling“, schrie ihn die raue, harte Stimme des Hofwarts an „du bist noch nicht fertig. Du hast den Knechtschuppen noch nicht gefegt! Auf gehr’s, du faules Miststück!“

Mit dem Fuß bekam Yago einen Tritt in die Nieren. Er krümmte sich vor Schmerz und hätte am liebsten laut aufgeschrien. Aber er biss die Zähne zusammen. Diesem widerlichen Hofwart gegenüber wollte er keine Schwäche zeigen.

„Wenn ich wiederkomme, hast du den gesamten Schuppen fein säuberlich gefegt, ist das klar? Schade, dass du den Stall nicht betreten darfst, sonst würde ich dich den auch noch fegen lassen – aber so einer wie du stiehlt bestimmt sofort heimlich ein Huhn oder ein Ferkel und frisst es bei lebendigem Leibe auf!“

Der Hofwart bückte sich, hob den Besen auf, der neben Yago lag und warf ihn mit Wucht auf den jungen Spanier, dessen Gesicht immer noch vor Schmerz verzerrt war. Dann drehte sich der stämmige Londoner um und stapfte mit grimmigem Gesicht davon. Dass ein Wildfremder vom Stalhof aufgenommen worden war, anstatt die einheimischen Arbeitskräfte zu nutzen, machte ihn rasend. Diese arroganten Easterlings glaubten wirklich, sich hier in London alles erlauben zu können, nur weil sie ein paar Sonderrechte hatten. Und sein Neffe, den der Hofwart eigentlich für diese Arbeit vorgesehen hatte, stand jetzt draußen vor den Toren des Stalhofs und musste enttäuscht zusehen, wo er unterkam.

Es war schließlich in ganz London bekannt, dass man im Stalhof besser lebte als an den meisten anderen Orten der Stadt, und als

Hofwart war er ganz selbstverständlich davon ausgegangen, dass er seinen Neffen problemlos einschleusen konnte. Doch dieser selbstherrliche, schmallippige Paulsen hatte seine Pläne durchkreuzt und ihn vor seiner Familie dadurch auch noch blamiert.

Dafür würde dieser dahergelaufene Fremde noch büßen!

— • 6 • —

„Dreckfeger, überkommen!“

Yago saß in der Hocke am Ufer der Themse und leerte hölzerne Nachttöpfe. Am Anfang hatte ihn diese Arbeit geekelt, doch inzwischen hatte er sich daran gewöhnt und eine effiziente Methode entwickelt, um diese Aufgabe so schnell wie möglich hinter sich zu bringen. Frühmorgens wurden die Töpfe von den Dienstboten der Kaufleute und Gesellen vor die Tür gestellt, wo sie Yago einsammelte und mit einem Karren zur Themse fuhr. Dort tauchte er einen nach dem anderen in Fließrichtung ins Wasser, wartete, bis sie geleert waren, drehte sie dann gegen die Strömung, um sie kurz durchzuspülen, stellte sie wieder auf den Karren und brachte sie zurück zum Haus, wo sie von den Dienstboten wieder eingesammelt und in die Kammern gestellt wurden.

Yago blickte sich um und runzelte die Stirn. Was wollte der Hofwart denn jetzt schon wieder von ihm? Konnte er ihn nicht einmal in Ruhe lassen? Jeden Tag kommandierte er ihn von einer Stelle zur anderen, kaum, dass er eine Aufgabe erledigt hatte.

Doch dann hellte sich sein Gesicht auf.

Mit für eine Umarmung geöffneten Armen stürmte Henry großen Schrittes heran.

„Henry!“, rief Yago erfreut und stellte den Topf, den er gerade leeren wollte, auf den Karren. „Was machst du denn hier?“

Freudig fielen sich die beiden Freunde in die Arme und klopfen sich gegenseitig auf die Schultern. Aus dem Augenwinkel sah Yago, dass der Hofwart in einiger Entfernung mit verschränkten Armen stehen geblieben war und argwöhnisch zu den beiden hinüberblickte. Neben ihm stand Adalbert Paulsen. Auch andere Knechte hielten

einen Augenblick inne, um stutzend die stürmische Begrüßung der beiden ungleichen Männer zu beobachten. Obwohl Henry für diesen Besuch bewusst auf seine Kapitänsrobe verzichtet und sich bescheiden gekleidet hatte, war ihm unschwer anzusehen, dass er ein hochgestellter Seemann war.

Warum in aller Welt besuchte solch ein Herr den Dreckfeger?

Diese Frage stellte sich auch der Hofwart. Er beschloss, in der Nähe zu bleiben und, wenn möglich, etwas von dem Gespräch der beiden mitzubekommen. Doch da hörte er die spitze Stimme Paulsens:

„Hofwart, habt Ihr heute denn nichts zu tun?“

Ertappt fuhr der Hofwart herum. Zwei Knechte neben ihm kicherten.

„Äh... natürlich“, stammelte er und entfernte sich mit unterwürfigen Verbeugungen. Innerlich allerdings kochte er vor Wut. Was fiel diesem arroganten Paulsen ein, ihn so vor den Knechten bloßzustellen und seine Autorität zu untergraben! Und alles nur wegen dieses widerlichen Eindringlings.

„Da stimmt doch was ganz gewaltig nicht!“, murmelte der Hofwart und beschloss, herausfinden, was hier eigentlich gespielt wurde. „Ich werde dem ganzen Schabernack ein Ende bereiten und dafür sorgen, dass diese selbstherrlichen Easterlings Respekt vor uns Londonern haben!“

Währenddessen standen Yago und Henry am Ufer der Themse und sprachen miteinander.

„Ich habe deine Schwester getroffen, Yago“, sagte Henry fröhlich.

„Débora? Wie geht es ihr?“

„Gut. Sie hat mir einen Brief für dich mitgegeben.“

„Gib ihn mir“, rief Yago ungeduldig.

„Lass uns ein paar Schritte gehen“, antwortete Henry und machte eine Geste in Richtung des Stalhofes. „Weißt du, es ist vielleicht nicht gut, wenn das Gesinde hier mitbekommt, dass du lesen kannst. Ist schon seltsam genug, dass du Besuch bekommst.“

Ein schiefes Grinsen umspielte seinen Mund und entblößte die Zahnücke, die Henry diesen typischen schelmischen Gesichtsausdruck verlieh. Einen Moment lang dachte Yago zurück an den Tag,

an dem sie sich zum ersten Mal gesehen hatte. Es war genau dieses Grinsen gewesen, weswegen sich Yago sofort zu Henry hingezogen gefühlt hatte.

Ein tiefer Seufzer entwich Yagos Mund, während sie sich in Bewegung setzten.

„Ist wohl nicht so gut hier, was?“, fragte Henry und zeigte auf den Karren mit den Nachttöpfen.

„Geht so“, erwiderte Yago etwas hilflos.

„Soll ich dich hier rausholen? Du bist mager geworden.“

„Nein, lass mal“, wehrte Yago ab, „geht schon. Noch jedenfalls.“

„Wir stechen in drei Wochen wieder in See. Diesmal wird es eine längere Tour. Wir wollen Palos de la Frontera in Andalusien anlaufen. Komm doch mit.“

„Aber das ist doch auch Spanien“, wandte Yago ein.

„Yep, buddy“, grinste Henry.

„Das ist zu gefährlich.“

„Blödsinn, da kennt dich doch keiner.“

Henry rollte die Augen und verzog den Mund.

Yago zögerte einen Moment. Dann schüttelte er den Kopf.

„Vielleicht beim nächsten Mal, Henry. Ich möchte lieber noch etwas abwarten, bis ich mich wirklich sicher fühle. Und außerdem: Du weißt, dass ich nicht für die See geboren bin.“

Es gab für Yago allerdings noch einen anderen Grund. Den aber behielt er bei sich. Er empfand seine Stellung im Stalhof als berechnete Strafe und hoffte, dass die nagenden Schuldgefühle, die ihn ständig marterten, durch die harte Arbeit im Stalhof nachlassen würden.

Henry räusperte sich und versuchte, Yago umzustimmen:

„Wenn du nicht zur See fährst, kommst du niemals in die Welt deines Indios, und ich habe gehört, dass in Palos de la Frontera Aufbruchstimmung herrscht. Alles redet von sagenhaften Goldschätzen und einem vollkommen neuen Kontinent!“

Erstaunt schaute Yago auf.

„Ein neuer Kontinent? Was soll das denn heißen?“

„Das soll heißen, dass dein Indio nicht aus Indien kommt, sondern von einem bislang vollkommen unbekannten riesigen Land, das voller

Gold sein soll.“

Er hielt Yago ein Papier hin.

„Lies das mal, das ist Mundus Novus von einem Italiener namens Americus Vespucius. Der ist ein paar Mal da rüber gesegelt und hat diesen Bericht geschrieben, der im Moment überall für Aufsehen sorgt. Du hast davon nichts mitbekommen, was?“

Stumm schüttelte Yago den Kopf.

„Dann komm mit nach Palos“.

Yago schwieg einen Moment und überlegte.

„Jetzt noch nicht, Henry“, sagte er dann leise.

Wie fatal diese Entscheidung war, sollte Yago bald erfahren.



Ein Rascheln holte Yago aus dem Schlaf. Er rieb sich die Augen. Immer diese abscheulichen, dreisten Ratten. Es war einfach unmöglich, sie zu verjagen. Mit einem verärgerten Grunzen drehte er sich um und versuchte weiterzuschlafen. Doch da wurde er unter beiden Armen gepackt und in die Luft gehoben. Breitbeinig stand der Hofwart vor ihm.

„Festhalten!“, kommandierte er die beiden kräftigen Burschen, die Yago links und rechts im Griff hielten.

„He, was soll das?“, rief Yago und versuchte, sich aus der Umklammerung zu winden.

„Halt's Maul!“, herrschte ihn der Hofwart an.

„Lasst mich los!“, schrie Yago.

„Maul halten, hab' ich gesagt“, wiederholte der Hofwart und schlug Yago direkt in den Bauch. Diesem blieb die Luft weg, und einen Moment lang wurde ihm schwarz vor Augen. Die anderen Knechte im Raum waren inzwischen erwacht und drängelten sich neugierig um Yago und den Hofwart.

„Na, dann wollen wir mal sehen, was unser Freundchen hier so alles versteckt.“

Der Hofwart beugte sich über Yagos Schlaflager und durchwühlte es. Mitten aus dem Strohballen zog er einige zusammengeknickte

Papierblätter hervor.

„Sieh mal an. Was haben wir denn hier?“

Der Hofwart stieß einen Pfiff aus und faltete die Blätter auseinander. Dann hob er sie in die Höhe und zeigte sie den neugierigen Männern im Kreis herum.

„Schaut mal her, unser kleiner Eindringling hier versteckt geheime Dokumente bei uns. Der ist sicher ein Spion der Easterlings.“

Yago, der inzwischen wieder zu Atem gekommen war, rief:

„Nein, lasst das, das sind private Papiere. Das geht euch nichts an.“

„Hört, hört, private Papiere, die uns nichts angehen?“, spottete der Hofwart. Er spuckte auf den Boden, packte Yagos Gesicht mit der Hand und quetschte es zusammen. Dann hielt er ihm die Papiere dicht vor die Nase.

„Los, lesen!“, ordnete er an. Und an die anderen gerichtet, fügte er hinzu:

„Unser Dreckfeger kann nämlich lesen, müsst ihr wissen.“

Yago schwieg.

„Lesen, hab‘ ich gesagt!“, brüllte der Hofwart und verpasste Yago eine Ohrfeige.

Yago schwieg.

„Willst du nicht hören, du Dreckschwein?“

Erneut schlug der Hofwart Yago ins Gesicht.

Doch Yago schwieg beharrlich und schaute mit starrem Blick auf den Boden.

„Nun gut“, sagte der Hofwart und stemmte die Hände in die Hüften, „Steven, komm mal her, du kannst doch lesen. Was steht da?“

Ein kleiner, untersetzter Mann mittleren Alters bahnte sich einen Weg durch die neugierige Menge. Yago erkannte ihn sofort. Es war der Aufseher der Löscharbeiter.

Steven nahm eines der beiden Papiere in die Hand und studierte es aufmerksam. Alle starrten gebannt auf den glatzköpfigen Mann.

„M...u...n...Mundus N...novus“, buchstabierte er. „Das ist Latein, das kann ich nicht verstehen.“

„Und das?“ Der Hofwart reichte Steven ein zweites Papier.

„M...e...u.... querido...irmán“, brachte Steven mühselig hervor.

„Ist auch Latein.“

„Aha!“

Der Hofwart wandte sich um und blaffte Yago an:

„Was wird hier gespielt, Dreckfeger?“

„Nichts“, entgegnete Yago stur, „das ist privat.“

„Lüg mich nicht an. Das sind doch geheime Anweisungen. Der Paulsen hat dich hier reingeschleust, um uns auszuspionieren, oder etwa nicht?“

„Nein, das ist nicht wahr.“

„Was ist dann wahr, du Maulwurf?“

Yago schwieg.

„Rede, los!“, brüllte der Hofwart und ballte die Fäuste.

Doch Yago schwieg.

Der Hofwart holte tief Luft und atmete dann ganz langsam und laut hörbar aus.

„Renitent ist er auch noch, der Kerl“, sagte er wie zu sich selbst und kratzte sich nachdenklich zwischen den Beinen. Nach einer kurzen Pause befahl er den beiden Burschen, die Yago festhielten:

„Loslassen!“

Schwankend kam Yago zum Stehen. Doch bevor er das Gleichgewicht fand, versetzte ihm der Hofwart mit voller Wucht einen Kinnhaken. Yago fiel wie ein Kartoffelsack rücklings auf sein Schlafager.

„Nun, willst du noch immer nicht mit der Wahrheit rausrücken? Was sind das für geheime Anweisungen? Warum kannst du lesen und Latein verstehen? Woher kommst du eigentlich und was hast du hier zu suchen, du mieser Spitzel?“

Yago, der einen Moment das Bewusstsein verloren hatte, setzte sich taumelnd auf. Fieberhaft überlegte er, was er tun sollte. Er konnte unmöglich die Wahrheit sagen.

„Ich fege hier nur den Dreck, sonst nichts“, erwiderte er schließlich und wusste dabei ganz genau, dass er nicht sehr überzeugend klang.

„Du bist kein Dreckfeger, sondern ein Dreckschwein!“, polterte der Hofwart, „Ein Dreckschwein, das seine Nase in unsere Angelegenheiten steckt und für die Easterlings hier herumschnüffelt, das bist du.“

„Nein, das ist nicht wahr!“, verteidigte sich Yago.

„Gib's zu, sonst...“

Plötzlich war Yago alles einerlei.

„Sonst was?“, fragte er trotzig und schaute dem Hofwart auffordernd in die Augen. Sollte er ihn doch totschiagen. Er hatte sowieso nichts mehr zu verlieren.

„Du wirst frech?“

„Ach, lass mich doch in Ruhe, du Holzkopf!“

Der Hofwart riss die Augen auf, grollte wie ein Vulkan kurz vor dem Ausbruch, bäumte sich auf und sprang auf Yago zu. Yago hörte en knirschendes Geräusch und spürte, wie warmes Blut aus seiner Nase zu fließen begann. Schützend hielt er sich die Hände vor sein Gesicht, während Hofwart wie besessen auf ihn einschlug.

Die aufgeregten Zuschauer johlten und kreischten und drängelten sich nun immer enger um die beiden Männer herum.

„Gib's ihm“, schrie einer.

„Yago, wehr' dich, du Memme!“, rief ein anderer.

„Ich wette einen Krug Ale darauf, dass der sich nicht wehrt.“

„Zwei, wenn er sich wehrt.“

„Yago, wehr' dich, wehr' dich“, riefen darauf einige im Sprechchor.

Yago aber wehrte sich nicht.

Körperlich wäre Yago dem Hofwart haushoch überlegen gewesen und hätte sich sehr wohl wehren können. Aber er hatte sich einmal gewehrt und dabei seinen Bruder getötet. Lieber ließ er sich nun selbst totschiagen. Das Leben war ihm nicht mehr wichtig.

— 8 —

„Aufhören! Ihr schlagt den Mann noch tot. Wachen, sofort dazwischen gehen!“

Die Schaulustigen stoben protestierend und raunend auseinander, während sich zwei Wachmänner auf den Hofwart stürzten und ihn von Yago wegzerren.

Der junge Konrad Groenberg stand mit zwei weiteren Kölner Kaufleuten in prächtige Abendgarderobe gehüllt mitten in dem kahlen, schmucklosen Schlafraum und beobachtete kopfschüttelnd die

Szene. Es war Samstag, und die drei hatten den Abend gemeinsam in einer Taverne beim Würfelspiel verbracht. Die Wachen hatten ihnen bei ihrer Rückkehr das Tor geöffnet, und auf dem Weg ins Haupthaus hatten die drei Männer das Johlen und Schreien im Gesindehaus gehört. Groenenberg, der wusste, dass es ständig Ärger gab, weil die Knechte nur allzu oft tranken und sich dann prügelten, war fest entschlossen einzugreifen. Wenn er jetzt das Kommando übernahm, würde sich das sicherlich positiv auf sein Ansehen im Stalhof auswirken, insbesondere beim alten Paulsen, von dem er sich seit dem Vorfall in der Blackwell Hall permanent beobachtet fühlte. Sicher, Paulsen hatte ihn an jenem Tag vor einer grässlichen Blamage bewahrt, denn im Inneren des Stoffballens hatte sich tatsächlich ein beträchtliches Stück minderer Qualität befunden, aber dieser misstrauische, bohrende Blick des Hamburgers entfachte in Groenenberg ein unbehagliches Gefühl von absoluter Unzulänglichkeit. Dies hier war seine Chance zu beweisen, dass er hart durchgreifen konnte und die Achtung des mächtigen Hamburgers verdient hatte.

Die Wachen schleiften den Hofwart vor die drei Kaufleute.

„Was geht hier vor?“, fragte Groenenberg betont streng.

„Nichts, nur eine kleine Meinungsverschiedenheit“, erwiderte der Hofwart patzig.

„Zwischen wem?“

Der Hofwart zögerte.

„Sprecht, Hofwart!“

Ungeduldig zog Groenenberg eine Augenbraue hoch.

Da ergriff der kahlköpfige Steven plötzlich das Wort.

„Es geht darum, dass der Neue den Hofwart beklaut hat.“

„So, was hat er denn geklaut?“

„Na ja, also nicht direkt beklaut.“

„Sondern?“

„Er hat dem Hofwart sein Ale weggesoffen, und jetzt will der das halt wieder zurückhaben.“

Groenenberg runzelte die Stirn. Wegen des Alkohols hatte es schon oft Ärger gegeben. Immer wieder beschwerte sich das Gesinde, dass es zu wenig Ale gebe. Aber mehr als die drei Krüge Ale pro Mann und

Tag verweigerte der Stallhof. Schließlich sollten die Männer arbeiten und nicht saufen.

„Ist das richtig, Hofwart?“

Dieser nickte langsam und schielte heimlich zu Steven hinüber.

„Was für ein gerissener Fuchs der Steven doch ist“, schoss es dem Hofwart durch den Kopf, „der Alte haut mich doch glatt da raus, ohne mit der Wimper zu zucken“.

„Ist das richtig, ihr da?“, fragte Groenenberg an die zwei Knechte gewandt, die Yago zuvor festgehalten hatten und nun direkt hinter Steven standen.

„Ja“, nickten diese.

„Du, Dreckfeger, stimmt das?“, rief Groenenberg hinüber zu Yago.

Yago lag mit geschlossenen Augen auf dem Rücken und hielt sich die blutende Nase. Seine Zunge lag in seinem trockenen Gaumen wie ein großer Klumpen Lehm. Daher schüttelte er nur matt den Kopf und sagte nichts.

„Gut“, schloss Groenenberg seine Nachforschungen ab. „Ich werde diesen Vorfall melden. Und jetzt kehrt hier Ruhe ein. Wachen, lasst den Hofwart los. Und wehe, hier gibt es noch einmal Händel!“

Zusammen mit seinen Gefährten verließ der junge Kölner den Raum und begab sich in seine Schlafkammer im Haupthaus. Selbstzufrieden legte er sich schlafen. Endlich konnte er bei Paulsen punkten.

„Vielleicht nimmt er mich jetzt ernst, dieser alte Sauertopf“, dachte er. „Für den bin ich doch nichts anderes als ein ahnungsloser Grünschnabel. Aber ich bin jung und aufstrebend, während seine Zeit doch schon längst abgelaufen ist.“

Zufrieden grunzte er und legte sich auf die Seite. Die Zukunft lag vor ihm, die Welt bot Reichtum und Macht, und er war fest entschlossen, sich beides zu holen.

Am nächsten Morgen wurden Yago und der Hofwart in das Kontor des Ältermanns Greverode gerufen. Dieser saß wie ein König auf einem eigens für ihn hergestellten, mit Blattgold verzierten Stuhl und

kaute gelangweilt auf seinen Fingernägeln herum. Neben ihm stand Paulsen, den wie immer eine Aura absoluten Misstrauens umgab. Sein Blick schien die beiden Kontrahenten wie eine Lanze zu durchbohren. Was er dachte, lag unergründlich hinter seiner strengen, abweisenden Miene verborgen. Links neben Greverode, ein wenig abseits, stand ein vor Stolz aufgeplusterter Konrad Groenenberg, der die Ereignisse der vorangegangenen Nacht mit blumigen Worten schilderte.

Greverode hob die Hand.

„Danke, Groenenberg, das reicht“, sagte er gelangweilt und gähnte ausgiebig. Dann wandte er sich an Paulsen.

„Klärt Ihr das, Paulsen, das fällt nicht in meine Zuständigkeit. Schafft Ordnung und bestraft diese beiden Prügelknaben. Und Groenenberg...“

„Ja, Sir?“

„Behelligt mich in Zukunft nicht mehr mit solchen Nichtigkeiten.“

Der Hofwart grinste hämisch, während Groenenbergs Stolz verpuffte wie ein zertretener Kartoffelbovist.

„Nun denn“, räusperte sich Paulsen. Er trat einige Schritte nach vorne und durchbohrte den Hofwart mit seinem eisigen Blick. Dieser hörte auf zu grinsen und schaute zu Boden.

„Warum hast du den Dreckfeger so zugerichtet, Hofwart?“, fragte er streng.

„Er hat mir mein Ale heimlich weggesoffen.“

„Und das ist ein Grund, den Mann grün und blau zu schlagen?“

„Er wollte es nicht zugeben, dieser Eindringling.“

„So, er ist in deinen Augen also ein Eindringling.“

„Ja, Sir.“

„Ist das der wahre Grund für die Prügel? Weil der Dreckfeger kein Engländer ist?“

„Sir, er hat mein Ale geklaut, er ist ein Dieb!“, empörte sich der Hofwart mit polternder Stimme.

Paulsen hob die Hand.

„Mäßige dich, Hofwart! Diesen Ton dulde ich nicht, genauso wenig wie Schlägereien!“

Nun huschte ein hämisches Grinsen über Groenenbergs Gesicht,

während der Hofwart verärgert zu Boden blickte.

„Dreckfeger, stimmt die Anschuldigung des Hofwarts?“, wandte sich Paulsen an Yago.

Der starrte zu Boden und sagte nichts.

„Antworte!“

„Ja,“, flüsterte Yago. Er wusste nur zu genau, dass er lügen musste, wenn er weiteren Ärger und womöglich schlimmere Verletzungen vermeiden wollte.

„Gut. Als Strafe werde ich anordnen, dass deine Ration Ale heute und morgen Abend an den Hofwart ausgegeben wird. Solltest du noch einmal auffallen, werde ich dich sofort des Stalhofes verweisen.“

„Ja, Sir“, antwortete Yago leise, während er weiter auf den Boden starrte.

Voller Genugtuung verschränkte der Hofwart die Arme vor der Brust.

„Bald bin ich den Eindringling los und kann meinen Neffen in den Stalhof schleusen! Ich muss nur noch ein bisschen nachhelfen“, dachte er zufrieden.

„Und du, Hofwart, mäßige dein Temperament. Solltest du noch einmal versuchen, solch eine Angelegenheit mit Gewalt zu lösen und den Dreckfeger oder einen anderen Untergebenen verprügeln, werde ich auch dich des Stalhofes verweisen, ist das klar? Und jetzt alle an die Arbeit. Ich will keine Streitereien mehr hier auf dem Hof!“

Der Hofwart runzelte die Stirn.

„Ja, Sir“, brummte er.

„Abtreten, an die Arbeit“, befahl Adalbert Paulsen. Als die beiden den Raum verlassen hatten, wandte er sich an Groenberg.

„Es war gut, dass Ihr den Vorfall gemeldet habt, Konrad. Hier im Stalhof müssen wir für Ruhe und Ordnung sorgen. Es ist ersprießlich, dass es noch Kölner gibt, die das genauso sehen wie ich.“

Während der Ältermann Greverode die Stirn runzelte, freute sich Konrad Groenberg darüber, endlich die heißersehnte Anerkennung bekommen zu haben. Voller Eifer begab er sich in die Blackwell Hall.

Yago kehrte mit schmerzenden Gliedern und blutverkrusteter Nase zu seiner Arbeit zurück.

Der Hofwart aber schmiedete neue Pläne.

Und diesem Grünschnabel Groenenberg würde er dann gleich mit eins auswischen!

KAPITEL 6

Die Dirne

Konrad Groenenberg schloss die Tür seiner Kammer, lehnte sich mit dem Rücken an deren dunkles Eichenholz und seufzte. Wie sehr ihn diese gemeinsamen Abendessen doch ermüdeten! Seit dem nächtlichen Vorfall mit dem Hofwart vor einigen Wochen hatte der junge Mann das Gefühl, permanent von Paulsen überwacht zu werden. Der Alte hatte doch tatsächlich darauf bestanden, dass er als aussichtsreicher Nachwuchshändler bei Tisch neben ihm Platz nehmen sollte. Nun saß Konrad Groenenberg abends zwischen Greverode und Paulsen und fühlte sich eingequetscht wie ein Rädchen Frischwurst zwischen zwei alten vertrockneten Scheiben Brot. Greverode hatte wenigstens noch etwas rheinischen Humor, aber jeden Abend neben dem alten, griesgrämigen und notorisch misstrauischen Paulsen sitzen zu müssen, wurde für Groenenberg zunehmend zur Tortur. Noch schlimmer war allerdings, dass sich Greverode und Paulsen spinnefeind waren und Groenenberg sich immer mehr als Prellbock zwischen den beiden missbraucht fühlte.

Warum konnten die Kölner und die Hamburger nicht einfach an einem Strang ziehen, anstatt ständig zu versuchen, sich gegeneinander auszuspielen? Schließlich waren sie hier in London alle Ausländer, und sie alle gehörten der einflussreichen Hanse an. Nach außen wurde der Stalhof zwar gemeinsam vertreten, aber die internen Streitereien

lähmten doch den gesamten Handel! Die Hanse war mächtig, sehr mächtig sogar, aber wenn Hamburg und Köln enger kooperieren würden, dann könnte man mit diesen Engländern, die seiner Meinung nach nicht sehr klug waren, viel vorteilhaftere Geschäfte machen. Begriffen diese alten Männer denn nicht, dass man die Geschäfte über interne Streitigkeiten stellen sollte? Er jedenfalls wollte richtig viel Geld verdienen und gewaltig reich werden, reicher, als es sein Vater jemals war, und diese ganzen Ideologien und althergebrachten Moralvorstellungen störten doch nur dabei, wirtschaftlich voranzukommen.

Nachdenklich zog sich der junge Groenenberg aus und legte sich auf sein Schlaflager. Mit hinter dem Kopf verkreuzten Armen lag er auf dem Rücken und dachte an seine Heimreise. Er war nun schon ein halbes Jahr in London, hatte gute Geschäfte abgeschlossen und seine Aufgaben erfüllt. Er konnte mit seiner Bilanz zufrieden sein.

„Schon bald bin ich wieder zu Hause in Köln, und dann werde ich heiraten und richtig aufsteigen“, dachte er schläfrig und malte sich eine großartige Zukunft aus.

Langsam dämmerte der junge Mann hinüber in die Welt der Träume.

— 2 —

„Aaaaah.“

Ein verführerisches Stöhnen holte Konrad Groenenberg aus einem herrlich erregenden Traum. Wohlig warm war ihm geworden, und das Blut war ihm mit aller Macht zwischen die Beine geschossen.

„Aaaaah.“

Verwundert schlug er die Augen auf und schaute sich um. Eine Frau saß neben ihm und fingerte an seinem Penis herum. Sie verströmte einen muffigen Geruch, der sich mit einem penetrant süßlichen Parfüm zu einem seltsam anregend-abstoßenden Aroma vermischte.

Erschrocken fuhr er hoch.

„Was zum Teufel machst du denn hier?“, rief er irritiert und stieß die Frau weg.

Dass sich die Kaufleute – sogar der Greverode, der oberste Herr des

Hauses – heimlich Dirnen in ihre Kammern bringen ließen, wusste im Stalhof jeder. Aber dass sich die Frauen ungefragt Zugang verschafften, das war Konrad Groenenberg neu.

Verblüfft saß er da und wusste nicht, was er tun sollte. Dieses Gefühl gerade eben im Halbschlaf war überaus angenehm gewesen, und einer Frau war der Jüngling noch nie nahe gekommen ... warum sollte er sich dieses Vergnügen verkneifen, wenn ihm eine Möglichkeit so plötzlich und frei Haus angeboten wurde?

Aus den Augenwinkeln beobachtete er die Frau, die sich ihm nun räkelnd wieder näherte, ihre Schultern entblößte und lasziv an ihren Brüsten herumfingerte. Sie war noch jung und hatte einen wohlgeformten Körper, doch ihr Gesicht sah aus, als habe man es einer alten Bäuerin abgehackt und auf einen viel jüngeren Körper genäht. Tiefe Falten durchzogen ihre Stirn, ihre grauen Augen waren matt und glanzlos, und aus ihrem Mund strömte der vergorene Atem von tausend alkoholgetränkten Nächten in Londons Spelunken.

Als Groenenberg diesen Geruch wahrnahm, wich jegliche Erregung aus seinem Körper.

„Verschwinde“, rief er angewidert.

Mit einer Prostituierten im Stalhof erwischt zu werden, konnte verheerende Folgen haben und zum direkten Rausschmiss führen. Zwar kümmerte sich der alte Greverode herzlich wenig um die Regeln – denn dann müsste er zuallererst sich selbst auf die Straße setzen – aber mit Paulsen war nicht zu spaßen, und sollte der etwas von diesem Vorfall erfahren, könnte es um Groenenbergs Aufstieg in die oberste Händlerriege der Hanse geschehen sein.

Fieberhaft überlegte er, was er tun sollte. Die Frau hatte ihren Oberkörper inzwischen vollständig entblößt und beugte ihn direkt vor Groenenbergs Nase. Das Blut schoss dem jungen Mann gleichzeitig in Kopf und Glied. Er schwankte zwischen Ekel und Erregung, unfähig, sich auch nur einen Millimeter zu bewegen, während er ihre Brüste anstarrte wie eine Spitzmaus eine große Kreuzotter. Der Biss der Schlange konnte tödlich sein, doch die Erregung glich dem flüchtigen Ausblick in ein irdisches Himmelreich. Behände hob die Frau ihren Rock an und setzte sich mit einem Schwung direkt auf Groenenberg,

der mit einem leisen Stöhnen rückwärts auf sein Schlafflager zurücksank und die Augen schloss.

Er hielt den Atem an.

Gleich würde er wissen, wie es sich anfühlte...

Doch da schlug ihm ihr Atem erneut entgegen.

Ihr säuerlicher, widerlicher, vergorener Atem.

Groenenberg öffnete die Augen und blickte auf braune, verfäulte Zähne.

Sein Verstand begann wieder zu arbeiten.

„Hau ab!“, rief er und setzte sich mit einem Ruck auf. „Hau ab!“

Wütend packte er die vollkommen überraschte Frau und stieß sie mit aller Wucht von sich. Sie fiel auf den Rücken und kreischte laut.

Groenenberg sprang auf, packte sie erneut und schob sie zur Tür.

„Raus mit dir!“, schrie er und öffnete die Tür. Erst da bemerkte er, dass er splinternackt war. Schnell schloss er die Tür wieder, suchte nach seiner Kleidung und zog sich hastig an. Auch die Frau hatte sich inzwischen wieder angezogen. Mit verschränkten Armen stand sie vor der Tür und plärrte:

„Mein Geld, ich will mein Geld.“

„Raus, du alte Hexe!“, brüllte Groenenberg.

„Du Dreckskerl“, kreischte die Frau und schlug mit den Fäusten wild auf Groenenberg ein, „du mieser Drecksack, ich will mein Geld!“

„He“, hämmerte jemand an die Tür. „Was ist denn da drinnen los?“

Es war die Stimme des Hofwarts. Erleichtert öffnete Groenenberg die Tür.

„Schaff mir dieses Weib vom Hals“, befahl er.

Der Hofwart grinste breit, als er den vollkommen aus der Fassung geratenen jungen Mann sah. Grob packte er die Frau und zerrte sie aus der Kammer in den Flur, während sie kreischte und wild um sich schlug.

„Halts Maul“, rief er und verpasste ihr eine Ohrfeige.

„He, du Scheißkerl, das war nicht abgemacht“, wetterte die Frau.

„Halt's Maul, hab' ich gesagt, sonst verpass' ich dir noch eine.“

Der Hofwart packte die Frau und verdrehte ihr den Arm. Sie heulte auf.

„Aua, du tust mir weh, du Mistker!“

Inzwischen waren einige Türen aufgegangen und neugierige Blicke beobachteten die Szene. Auch Greverode und Paulsen waren durch den Lärm geweckt worden und eilten nun in ihren Schlafroben den Gang entlang auf den Ort des Geschehens zu.

„Was ist denn hier los?“, fragte Paulsen verärgert.

„Aha, der kleine Groenenberg also“, grinste Greverode süffisant.

„Ich kann nichts dafür, sie war plötzlich da. Die hat jemand rein-gelassen. Ich habe nichts gemacht, ehrlich“, verteidigte sich Groenenberg stammelnd.

„Ich will mein Geld“, kreischte die Frau.

„Halt's Maul“, schimpfte der Hofwart.

„Nettes Püppchen“, hauchte Greverode lüstern und zwickte der Frau in den Hintern.

„Pfoten weg!“, wetterte die Frau schlug nach hinten aus wie ein störrischer Esel.

Amüsiert wich Greverode einen Schritt zurück, während der Hofwart die Frau erneut packte und in den Schwitzkasten nahm.

„He, nicht so grob, Kumpel, sonst bist du dran, ich sage denen alles! Ich will das Geld, das du mir versprochen hast!“, krakeelte die Frau.

„Was?“, rief Groenenberg empört, „Du hast die Nutte reingelassen?“

Zornig warf er sich auf den Hofwart. Der fiel mitsamt der Frau um, während Groenenberg mit Händen und Füßen auf ihn einschlug. Zu dritt ergaben sie ein kreischendes, brüllendes und um sich schlagendes Knäuel aus Armen und Beinen, das sich auf dem Boden wälzte wie ein hysterisch gewordener Tintenfisch.

Greverode brach in schallendes Gelächter aus, während sich der Gang mit immer mehr neugierigen Schaulustigen füllte.

„Aufhören! Schluss jetzt!“, brüllte Paulsen aus voller Kehle und schlug mit seinem Stock mehrmals heftig auf den Fußboden.

„Alle in ihre Kammern, und zwar sofort! Hofwart, aufstehen, schaff diese Person hier raus! Groenenberg, in Eure Kammer, aber ohne Widerrede! Ich erwarte Euch beide, Groenenberg und Hofwart, morgen nach dem Frühstück in meinem Kontor! Das hier wird ein Nachspiel

haben!“

Und zu Greverode gewandt:

„Und Ihr, werter Ältermann, mäßigt Eure Belustigung!“

— • 3 • —

Am nächsten Tag wurde Yago nach der Arbeit zu Paulsen gerufen. Er klopfte an die Tür und wartete, bis ihm Einlass gewährt wurde.

„Guten Tag, Herr Paulsen“, sagte er höflich, „Ihr habt mich rufen lassen?“

„Ich muss Euch leider des Stalhofes verweisen, Yago“, antwortete Paulsen ohne Begrüßung.

Überrascht runzelte Yago die Stirn.

„Aber warum denn?“

„Bitte setzt Euch“, erwiderte Paulsen. Er hielt einen Augenblick inne und wartete, bis Yago sich gesetzt hatte. Sein Gesicht ließ keinerlei Gemütsregungen erkennen, doch Yago spürte, dass Paulsen nervös war.

„Ihr habt sicher schon erfahren, was sich letzte Nacht hier im Hause abgespielt hat“, begann Paulsen und schaute Yago mit stechendem Blick direkt in die Augen, als könne er darin ablesen, was Yago wusste.

„Ja“, erwiderte Yago, „der ganze Stalhof redet von nichts anderem.“

„Eine unangenehme Sache“, brummte Paulsen, fuhr sich mit der Hand über das Kinn und runzelte die Stirn.

„Was wisst Ihr darüber, Yago?“

„Ich? Nun, nicht viel. Nur das, was im Hof gemunkelt wird.“

„Und was wird gemunkelt?“

„Alles mögliche.“

„Könnt Ihr etwas genauer werden, Yago?“, fragte Paulsen spitz und presste seine schmalen Lippen zu einem dünnen Strich zusammen.

„Ich bin nur der Dreckfeger, Sir, ich möchte mich in diese Sache nicht einmischen.“

„Nun, das wird nicht gehen – Ihr steckt schon mittendrin in dieser ... Sache. Noch einmal: Was wisst Ihr über den gestrigen Vorfall?“

Erstaunt schaute Yago auf.

„Was soll ich denn damit zu tun haben?“, dachte er und überlegte fieberhaft, was seit dem Vortag geschehen war. Er hatte wie immer nach dem Abendessen sein Ale getrunken und sich dann erschöpft auf sein Schlafager zurückgezogen. Wie die anderen Knechte war er in der Nacht von dem Kreischen einer Frau geweckt worden, die vom Hofwart unsanft über den Hof geschleift und vor die Tür gesetzt wurde. Doch während die anderen schaulustig aufsprangen, um zu sehen, was da vor sich ging, hatte er sich nur umgedreht und versucht weiterzuschlafen.

„Ich habe geschlafen“, sagte Yago. „Irgendwann in der Nacht hat der Hofwart eine Frau über den Hof geschleift. Sie schrie und kreischte und wollte Geld. Mehr weiß ich nicht.“

„Aha, sie wollte Geld. Hat sie welches bekommen?“

„Woher soll ich das wissen?“

„Nun“, Paulsen räusperte sich, „vielleicht, weil Ihr der Frau welches gegeben habt.“

„Ich? Was wollt Ihr damit sagen?“

„Yago, antwortet mir, habt Ihr diese Frau bezahlt?“

„Nein!“

„Könnt Ihr das beschwören?“

„Was denkt Ihr nur von mir?“, empörte sich Yago. „Natürlich kann ich das beschwören. Beim Namen des Heiligen Jakobus. Ich habe nichts mit dieser Frau zu tun! Und Geld habe ich sowieso keines.“

„Mäßigt Euren Ton, Yago, denn Ihr werdet beschuldigt, diese Frau gegen Bezahlung in den Stallhof eingeschleust zu haben.“

Yago riss die Augen auf.

„Das ist nicht wahr“, sagte er ungläubig, „wer behauptet das denn?“

„Das tut hier nichts zur Sache“, erwiderte Paulsen streng, „antwortet mir: Habt Ihr diese Frau dafür bezahlt, dass sie Konrad Groenenberg in eine hochnotpeinliche Lage bringt?“

„Aber warum sollte ich das denn tun?“

„Tja, das frage ich mich auch. Also: Habt Ihr oder habt Ihr nicht?“

Paulsen trat ganz an Yago heran und sah ihm fest in die Augen.

„Nein“, sagte Yago bestimmt, und hielt dem stechenden Blick des Hamburgers stand.

Paulsen nickte langsam mit dem Kopf, drehte sich um und ging mehrmals im Raum auf und ab. Dann hielt er inne, trat wieder zu Yago und klopfte ihm auf die Schulter.

„Yago, ich glaube Euch.“

Ein schwaches Lächeln huschte über Paulsens dünne Lippen und verlieh ihm für einen kurzen Augenblick eine ungeahnte Sanftheit.

„Dennoch muss ich Euch des Hofes verweisen.“

„Aber...“, protestierte Yago.

„Kein Aber. Es muss sein. Ich brauche Ruhe und Ordnung hier im Stalhof. Doch leider hat Eure Anwesenheit in den vergangenen Monaten zu sehr viel Unmut unter dem Gesinde geführt. Allen voran beim Hofwart, wie Ihr ja selbst schon am eigenen Leibe zu spüren bekommen habt. Ihr müsst wissen, dass er seinen Neffen an Eurer Stelle sehen wollte. Zudem ist Konrad Groenenberg fest davon überzeugt, dass Ihr die Frau in den Stalhof gelassen habt und fordert, dass Ihr mit Peitschenhieben bestraft werdet. Das möchte ich Euch aber nicht zumuten. Ich habe Thomas Small einen Gefallen getan, als ich Euch hier aufgenommen habe, denn ich achte und schätze ihn sehr, aber die Ereignisse der letzten Nacht zwingen mich nun, für Zucht und Ordnung zu sorgen. Ich rede offen mit Euch, Yago, denn ich weiß, dass Ihr in Wahrheit kein Gesinde, sondern ein ehrbarer Kaufmann seid, der aufgrund von unglücklichen Umständen in diese missliche Lage geraten ist. Yago, ich kann es nicht anders formulieren: Ihr seid hier ein Fremdkörper. Ihr gehört nicht hierher.“

„Ich verstehe“, sagte Yago nachdenklich, „Ich muss als Sündenbock herhalten. Der Hofwart hat das Ganze angezettelt, um mich rauszu-ekeln, nicht wahr?“

„Ich fürchte, so ist es“, nickte Paulsen, „Yago, ich habe Euch hier Schutz gewährt, aber jetzt kann ich nicht mehr für Euch eintreten. Konrad Groenenberg kann ich nur bedingt in die Schranken weisen – selbst dann, wenn er diese peinliche Sache selbst verursacht haben sollte. An die Kölner kann ich nicht ran, weil sie zu mächtig sind. Greverode hält seine Hand schützend über Groenenberg. Den Hofwart kann ich nicht hart bestrafen, weil das gesamte englische Gesinde auf seiner Seite steht. Ich darf auf keinen Fall riskieren, dass sie sich

gegen uns auflehnen. Sie sind sehr neidisch auf uns, diese Londoner, das müsst Ihr wissen, Yago. Und ein Aufstand wäre das Letzte, was wir brauchen können. Ich weiß, wovon ich rede, denn mein Vater ist einst solch einem gewaltsamen Aufstand zum Opfer gefallen. Seitdem bin ich ausnehmend vorsichtig. Ich stecke in der Zwickmühle.“

Yago schwieg einen Moment lang, nickte dann langsam und sagte:

„Ich danke Euch für Eure Aufrichtigkeit.“

Paulsen nahm Yagos Hand und drückte Sie freundschaftlich.

„Alles Gute, Yago, ich wünsche Euch viel Glück“, flüsterte er mit belegter Stimme.

Baff erstaunt über seinen plötzlichen Gefühlsausbruch wandte er Yago den Rücken zu und räusperte sich mehrmals. Dann sagte er tonlos:

„Ihr könnt jetzt gehen, Yago. Bitte holt Eure Sachen und verlasst den Stalhof umgehend.“

Wenig später fiel die schwere Holztür des Stalhofs hinter Yago ins Schloss, und er stand auf der Straße.

KAPITEL 7

Auf der Straße

Eine milde Oktobersonne hüllte London in warme Farben. Vor einem Jahr noch hatte Yago die liebliche Herbstsonne seiner Heimat Galicien genossen. Sein Bruder Samuel war damals gerade nach Ribadavia aufgebrochen, um neuen Wein zu besorgen. Yagos Leben und seine Zukunft waren klar gewesen.

Nun aber stand er einsam und entwurzelt in der Thames Street im Londoner Stadtteil Dowgate und blinzelte ratlos ins Abendlicht einer fremden Großstadt.

Yagos erster Impuls war, den Weg zu Henrys Haus einzuschlagen und um Hilfe zu bitten. Doch eine seltsame Mischung aus Stolz und Schmach ließ ihn innehalten. Er hatte Henrys Angebot ausgeschlagen, mit nach Palos zu segeln. Und nun sollte er wieder als Bittsteller an seine Tür klopfen?

„Nein“, murmelte er und schüttelte dem Kopf, „das kann ich nicht machen.“

Unschlüssig stand er da und versuchte, seine Gedanken zu ordnen. Er wandte sich um und betrachtete gedankenverloren die mächtige, schwere Eingangstür zum Stalhof. Warum in aller Welt hatte er sich da hineinbegeben? Warum hatte er solche Angst gehabt, in einer so riesengroßen, fremden Stadt wie London entdeckt und nach Baiona ausgeliefert zu werden? Wer hätte ihm denn folgen und ihn finden

sollen? Nein, er hatte sich nicht vor möglichen Verfolgern versteckt, er hatte sich einzig und allein vor sich selbst verstecken wollen!

„Ich will mich nicht mehr verstecken“, dachte er, während er sich vornahm, seinen eigenen Weg in dieser Stadt zu suchen und zu finden. Als erstes brauchte er jetzt Geld, denn so verständnisvoll Adalbert Paulsen auch gewesen war – die wertvolle Münze hatte er Yago nicht zurückgegeben.

„Ich muss zur Kirche All Hallows the Great“, sagte er sich, während er sich in alle Richtungen umschaute, um sich zu vergewissern, dass weder der Hofwart noch einer seiner Schergen in der Nähe waren. Dann schlug er nach rechts den Weg zur Kirche ein, die sich in der Thames Street in unmittelbarer Nähe des Stalhofes befand.

Plötzlich zupfte ein kleiner Junge mehrfach an seiner Hose.

„He, was machst du da?“, rief Yago irritiert.

Der Junge war zerlumpt und schmutzig. Mit schiefgelegtem Kopf stand er da und schaute Yago keck ins Gesicht. Aus seinem linken Nasenloch lief grünlicher Schnodder, den er mit der Zunge genüsslich ableckte.

„Suchst’nweib?“, fragte er lispelnd.

„Wie bitte?“

„Na, nweib“, meinte der Junge, „gantz billige, mach’n dir alles.“

Yago runzelte die Stirn und versuchte, den Jungen zu verscheuchen.

„Nein, lass mich in Ruhe.“

Der Junge hüpfte frech um Yago herum.

„Rot, blond, dünn, dick... ich bringe dich zum geilen Fick“, flötete er schamlos. „Kannste alles haben. Ich weiß, wo.“

„Geh weg!“

Yago fing an, die Straße etwas schneller hinunterzugehen.

Der Junge folgte ihm.

„Oder suchs’ne Taverne mit Würfelspiel? Kannste ganz viel ’winnen.“

„Nein, lass mich.“

Yago machte mit dem Arm eine Bewegung, als ob er eine lästige Fliege verscheuchen wollte und ging noch ein wenig schneller.

Der Junge jedoch hüpfte unbeirrt hinter ihm her und ließ sich nicht abschütteln.

„Oder villeich Backgammon?“

Yago drehte sich um und schrie wütend:

„Verschwinde!“

Hurtig machte der Junge einen Satz nach hinten und duckte sich, um einem Schlag auszuweichen. Doch es kam kein Schlag. Yago hatte sich stattdessen von ihm abgewandt und verschwand mit schnellen Schritten in Richtung Kirche. Nachdenklich bohrte der Junge in der Nase, holte einen großen grünen Popel heraus, betrachtete ihn eingehend, zerkaute ihn genüsslich und folgte Yago dann in einigem Abstand bis zur Kirche, wo er sich mit Blick auf den Eingang auf die Erde setzte und geduldig wartete.

Lange verweilte Yago betend in der Kirche. Dann ging er langsam durch alle Seitenschiffe und vergewisserte sich, dass er nicht beobachtet wurde. Schließlich huschte er zu seinem Versteck am Altar des heiligen Eustachius, zog herzklopfend den losen Ziegelstein aus der Wand und schaute nach dem Lederbeutelchen.

Es war noch da!

Yago nahm es an sich öffnete es. Auch das Geld war noch da. Erleichtert entnahm er einige Münzen. Dann versteckte er das Beutelchen erneut in der Wand und schob den Ziegelstein wieder davor. Er schaute sich noch einmal vorsichtig um, setzte sich dann leise in die hinterste Bankreihe der Kirche und überdachte seine Lage.

Zunächst musste er sich eine Unterkunft besorgen. Mit den Münzen würde er sich einige Zeit über Wasser halten können. Er dachte über das Gespräch mit Henry und über den Brief seiner Schwester nach.

„Mein geliebter Bruder“, hatte Débora mit ihrer kindlichen Handschrift geschrieben. Sie hatten ihm verziehen. Ihm, dem Brudermörder! Es ging ihnen gut. Sie waren erleichtert, dass er noch lebte. Die Pest hatte nicht in Baiona gewütet. Das Verschwinden der beiden Brüder hatte zwar zu den wildesten Spekulationen geführt, doch was wirklich geschehen war, war nicht ans Licht gekommen.

Vor seinem inneren Auge erschien die Bucht von Baiona, er sah sich an seiner Lieblingsstelle am Wasser unterhalb der Festung am Monte Boi sitzen und in die untergehende Sonne schauen; er sah seine Mut-

ter, wie sie in der Küche stand und Jakobsmuscheln, sein Lieblingsgericht, zubereitete; er sah Débora als kleines Mädchen, wie sie neugierig neben ihm am Tisch in der Stube saß und wie ein Schwamm alles aufsog, was der alte Moisés den beiden in ihren privaten Unterrichtsstunden beigebracht hatte. Immer hatte sie mit hellwachem Blick neben Yago gegessen, während Moisés mit dem Jungen Lese-, Rechen- und Schreibaufgaben gemacht hatte, und so hatte sie, das kleine aufgeweckte Mädchen, ganz von allein Lesen und Schreiben gelernt.

„Ja, sie ist wirklich schlau“, dachte er stolz.

In der Tat kannte er keine einzige Frau, die lesen und schreiben konnte.

Yago fasste einen Entschluss: Er wollte nach Baiona zurückkehren und versuchen, statt mit Wein mit englischem Tuch zu handeln. Er musste mit Henrys Schwager Thomas Small reden und versuchen, über ihn Kontakte mit den englischen Tuchhändlern in der Blackwell Hall zu knüpfen.

Er bekreuzigte sich andächtig und verließ die Kirche.

„Was willst du denn schon wieder, du Rotzbengel?“

Yago verdrehte die Augen, als der Junge, der die ganze Zeit vor der Kirche gewartet hatte, aufsprang und wie ein kleiner Gummiball um Yago herumhüpfte.

„Ich kann alles besorgen, was du brauchst“, lispelte er.

„So?“ Yago hob die Augenbrauen. Dann schob der den Jungen mit einer unwirschen Bewegung beiseite.

„Was ich brauche, das hast du ganz bestimmt nicht“, brummte er grimmig.

„Was brauchst’n?“, antwortet der Junge frech, legte den Kopf wie ein neugieriger Rabe zur Seite, blinzelte mehrmals, schaute Yago mit einem breiten Grinsen an und schleckte sich dann mit der Zunge genüsslich den Rotz von seiner Oberlippe ab.

Yago hielt inne betrachtete den Jungen nachdenklich. Es war ein schwächlicher kleiner Kerl mit abstehenden Ohren, einer großen Zahnlucke, wo mehrere Milchzähne gleichzeitig ausgefallen, die neuen Schneidezähne aber noch nicht nachgewachsen waren, und aufgeweckten blauen Augen.

„Nun gut“, lenkte er ein, „vielleicht kannst du mir ja doch helfen. Ich suche eine Unterkunft.“

Das Gesicht des Jungen hellte sich auf.

„Ich weiß was, komm mit“, sagte er, fasste Yago an der Hand und zog ihn kreuz und quer durch die Gassen von Dowgate. Vor einer Taverne machte er Halt und zeigte auf die Tür.

The Lion's Inn stand in unregelmäßigen Lettern auf einer Tafel, die über dem Eingang angebracht war.

„Da“, sagte er und hielt die Hand auf.

„Ich hab' nichts für dich“, erwiderte Yago, während er neugierig den Eingang der Taverne beäugte, „aber wenn du mich morgen früh zur Blackwell Hall bringst, bekommst du einen Penny von mir.“

—→ 2 ←—

Als Yago am nächsten Morgen die Taverne verließ, wartete der kleine Junge schon ungeduldig vor der Tür.

„Ich muss noch einmal in die Kirche“, sagte Yago zur Begrüßung. „Danach bringst du mich zur Blackwell Hall.“

Der Junge nickte.

„Komm mit“, erwiderte er. Wie am Vortag ergriff er Yagos Hand und zog ihn durch die Gassen der Stadt. Kurz darauf standen die beiden vor der Kirche.

„Warte hier“, sagte Yago.

Andächtig betrat er das Gotteshaus und bekreuzigte sich. Während sich Yagos Augen an das Halbdunkel des Gewölbes gewöhnten, kamen auf den draußen wartenden Jungen zwei Männer zu. Sie redeten kurz mit ihm, und in seiner Hand verschwanden einige Münzen. Der Junge nickte, grinste, zeigte auf das Gotteshaus und rannte davon.

In der Kirche herrschte Totenstille. Offensichtlich war Yago ganz allein. Während er den muffigen Geruch des alten Gotteshauses einatmete, schaute sich Yago vorsichtig im Hauptschiff und allen Seitenschiffen um. Außer ein paar flackernden Kerzen bewegte sich absolut nichts. Einen Moment harrete Yago vor dem Hauptaltar aus und lauschte angespannt in die Stille hinein, doch es war nichts zu hören,

außer den Geräuschen der Straße, die dumpf durch das stabile Gemäuer in das Hauptschiff drangen und wirkten, als ob sie aus einer fremden Welt kämen.

„Die fremde Welt“, schoss es Yago durch den Kopf. Sollte er vielleicht doch versuchen, in die sagenhafte neue Welt auf der anderen Seite des Ozeans zu gelangen? Wie lange würde eine solche Seereise dauern? Wochen, gar Monate? Was war mit seiner Seekrankheit? Und was würde ihn dort erwarten?

Unschlüssig stand er vor dem Hauptaltar und schaute auf das Kreuz, an dem Jesus mit blutüberströmtem Gesicht auf ihn hinabblickte, während die Dornenkrone unbarmherzig in seine Schläfen drückte.

„Jesus Christus“, flüsterte Yago, „steh‘ mir bei und sag‘ mir, welcher Weg für mich bestimmt ist? Eigentlich möchte ich doch nur nach Hause“.

Nach Hause, natürlich!

Er hatte sich gerade eben selbst die Antwort gegeben. Mit einer Handbewegung wischte er die Gedanken an die neue, fremde Welt zur Seite, schaute sich noch einmal gründlich nach allen Seiten um und ging dann zur Statue des Heiligen Eustachius, wo er das Lederbeutelchen aus seinem Versteck nahm und den Ziegelstein vorsichtig wieder zurück an seinen Platz schob. Erleichtert atmete Yago auf, bekreuzigte sich und murmelte leise das Vater Unser.

„Als erstes gehe ich zur Blackwell Hall und rede mit Thomas Small“, dachte er.

Vielleicht könnte er dann schon bald er wieder zu Hause in Baiona sein und womöglich auch wieder mit Henry und Francis Handel treiben. Ein hoffnungsvolles Lächeln huschte über Yagos Gesicht, während er sich das Wiedersehen mit seiner Mutter und seiner Schwester ausmalte.

Plötzlich spürte er einen Schatten hinter sich. Erschrocken drehte er sich um und schaute dem Hofwart direkt in die Augen. Neben dem Hofwart bäumte sich ein stämmiger Kerl auf, der mit seinem kräftigen Nacken, der flachen Nase und den auseinander stehenden Augen an eine Bulldogge erinnerte. Yagos Hand krampfte sich reflexartig um sein Lederbeutelchen, so dass sich die Ränder der Münzen hart in sei-

ne Handfläche eingruben.

„Sieh an, sieh an! Unser mieser, feiger Dreckfeger-Spion hat noch andere süße kleine Geheimnisse“, säuselte der Hofwart zynisch, „Zeig mal her, du Mistkerl!“

Flink packte er Yagos Hand und riss ihm mit brachialer Gewalt das Beutelchen aus der Hand. Gleichzeitig warf sich die Bulldogge auf Yago und fing an, wie tollwütig auf ihn einzuschlagen. Yago krümmte sich und japste nach Luft, als ihn ein Faustschlag direkt in den Magen traf. Er fiel vornüber auf die Knie und hielt sich seinen Bauch mit den Händen, während die beiden Männer nun dazu übergingen, ihn von oben mit den Füßen auf den Rücken und den Kopf zu treten. Ein heftiger Tritt traf Yago direkt an der Schläfe, und schlagartig wurde die Welt um ihn herum rabenschwarz.

Als er wieder zu sich kam, war die Kirche still und leer.

Blinzelnd öffnete er die Augen. Ein stechender Kopfschmerz ließ ihn zusammenzucken. Reglos lag Yago da, bis der Schmerz langsam nachließ.

Wo war er?

Was war geschehen?

Mühsam versuchte er, sich aufzurichten, doch er sackte sofort wieder kraftlos zu Boden. Sein ganzer Körper schmerzte, und sein Kopf dröhnte wie ein Donnerschlag. Er spürte Blut über sein rechtes Auge rinnen. Mit zittriger Hand betastete er sein Gesicht. An seiner Schläfe war eine Platzwunde. Auch seine Lippe war aufgerissen und blutete stark. Jeder Atemzug schmerzte, während er erneut versuchte, sich aufzurichten. Mühsam gelang es ihm, sich gegen die Statue des Heiligen Eustachius zu lehnen.

„Meine Münzen“, dachte er, bevor er vor Kälte am ganzen Körper zu zittern begann und erneut das Bewusstsein verlor.

— 3 —

Langsam füllte sich die Kirche. Männer und Frauen traten andächtig murmelnd in die Bankreihen, knieten nieder und bekreuzigten sich. Es wurde eine Totenmesse gesungen. Yago, der im Seitenschiff

des Heiligen Eustachius halb bewusstlos dahindämmerte, war es, als würde die Messe für ihn gesungen. Er war der Tote, der nun langsam seine sterbliche Hülle verließ und hinaufstieg in das Gewölbe der Kirche. Von oben sah er seinen Körper, der gegen die Statue gelehnt am Boden saß, etwas schief, den Kopf schräg nach vorne geneigt. Sein rechter Arm war seltsam unnormale nach außen abgeknickt. Allmählich ließen die Schmerzen nach und verwandelten sich ein wohlig warmes Licht, das von der Kanzel der Kirche näherkam und ihn behaglich einhüllte. Wenn sich der Tod so warm und milde anfühlte, dann brauchte er keine Angst davor zu haben! Sachte bewegte Yago seinen Kopf und sank wieder ab in eine dunkle, behagliche Leere.

„Halt die Kerze mal näher ran“, sagte eine Stimme.

„Der lebt noch.“

„He, du, aufwachen!“

Irgendjemand tätschelte sein Gesicht, zunächst vorsichtig, dann immer heftiger. Verwirrt öffnete Yago schließlich die Augen.

Neugierige Blicke starrten ihn an.

Direkt vor ihm kniete der Pfarrer.

„Er kommt zu sich“, sagte er.

Langsam kehrte die Erinnerung zurück. Er war bestohlen worden, in der Kirche! Yago biss die Zähne zusammen und verfluchte den Hofwart.

„Was hast du gesagt?“, fragte der Pfarrer.

Doch Yago war schon wieder bewusstlos zusammengesackt.

„He, aufwachen!“

Erneut tätschelte der Pfarrer Yagos Wange. Yago öffnete kurz die Augen, murmelte etwas Unverständliches, rollte die Augen und versank wieder in einer schwarzen Leere.

Der Pfarrer runzelte angewidert die Stirn und erhob sich.

„Schafft den Kerl hier raus!“, ordnete er an, „ich möchte keinen Ärger in der Kirche haben. Packt mal mit an, Männer.“

Vier Männer ergriffen Yago an Armen und Beinen und schleiften ihn wie eine geschlachtete Kuh nach draußen. In einer Seitengasse ließen sie ihn liegen. Die neugierige Menge verstreute sich nach und nach. Nur ein paar junge Männer lungerten noch einen Moment um

ihn herum und tasteten in seinen Taschen nach Verwertbarem, doch als klar wurde, dass nichts zu holen war, erlosch auch ihr Interesse, und sie verschwanden in den dunklen Gassen der Stadt.

Als Yago wieder zu sich kam, war es finster und kühl. Er zitterte.

Wo war er?

Langsam und vorsichtig bewegte er seine Arme und Beine.

„Autsch!“

Ein stechender Schmerz fuhr in seinen rechten Arm. Vorsichtig betastete er ihn mit der linken Hand. Der Unterarmknochen war abgeknickt wie ein morscher Ast. Er konnte den Arm nicht bewegen. Seine Beine jedoch gehorchten ihm wieder. Mit dem linken Arm stützte er sich am Boden ab und versuchte aufzustehen. Jeder Atemzug schmerzte, als ob er Glasscherben verschluckt hätte. Ihm wurde schwarz vor Augen. Einmal mehr sackte er zusammen und verharnte einige Minuten reglos am Boden. Die Kälte kroch in seine Glieder wie eine schwarze Katze, die sich langsam, aber zielstrebig einer Maus näherte, um ihr Opfer dann blitzschnell anzugreifen. Er musste aufstehen und sich bewegen, um etwas Wärme in seinen Körper zu bringen.

Jetzt nur nicht wieder ohnmächtig werden!

Mühsam versuchte er immer und immer wieder, sich aufzurichten. Als es ihm endlich gelang, ein paar wacklige Schritte zu gehen, wurde ihm übel. Er spuckte Blut und musste sich wieder hinsetzen. Doch dann schaffte er es schließlich, sich aufzurichten und sich an eine Hauswand zu lehnen. Langsam tastete er sich weiter, bis er schließlich in der Lage war, auch ohne Halt ein paar Schritte zu gehen.

Orientierungslos torkelte Yago durch eine in tiefschwarze Nacht getauchte, fremde Stadt.

KAPITEL 8

Jane

„Um Gottes Willen, das ist ja Yago“, rief Gloria Rugget entsetzt und schlug die Hände vor ihrer üppigen Brust zusammen. Sie war gerade mit einem großen Korb im Arm die Treppe hinuntergewatschelt und auf die Straße getreten, um frühmorgens auf dem Markt einkaufen zu gehen. Direkt vor der Haustür war sie über einen am Boden kauern den Körper gestolpert.

„Jane, Beth“, brüllte sie aus Leibeskräften, „kommt runter, schnell!“

Zu dritt schleppten sie Yago die schmale Stiege hinauf. Hastig bereitete Gloria in der Wohnkammer ein Lager direkt neben dem Bett von Opa Edward, der das hektische Treiben verwirrt und verständnislos beobachtete. Als das Krankenlager fertig war, legten sie Yago behutsam auf den Rücken und breiteten eine warme Wolldecke über ihn. Sein Gesicht war blutverschmiert, seine Lippe aufgerissen und geschwollen und an seiner Schläfe klappte eine verkrustete Wunde. Er hielt seinen Arm und stöhnte vor Schmerz. Jane beugte sich zu ihm hinunter und fühlte seine Stirn. Yago hatte hohes Fieber.

Débora nahm seine Hand und drehte sie im Kreis. Sein Arm ringelte sich zusammen wie ein Stück Schnur, das zu einem Seil gedreht wird. Dann ließ sie seine Hand los. Sein Arm drehte sich auf, immer schneller, und ihm wurde schwindlig. Débora lachte und hüpfte auf und

ab. Hinter seiner Schwester stand seine Mutter. Sie trug einen Korb mit Tonkrügen. Jeder Krug hatte sein eigenes Gesicht: das seines Vaters, seines Onkels, seiner Brüder und das von Samuel. Alle Gesichter schauten ihn mit ernstem Blick an. In ihren Augen spiegelte sich der zerbrochene Mast eines Schiffes. Seine Mutter stellte den Korb auf den Boden. Langsam nahm sie jeden einzelnen Tonkrug heraus, drehte ihn um ließ den Inhalt hinausfließen. Es war dunkelrotes, zähflüssiges Blut. Als alle Tonkrüge geleert waren, nahm sie ein schneeweißes Tuch und rieb die Gesichter von den Oberflächen der Krüge ab. Die Krüge lösten sich in Luft auf, während Yagos Mutter das Tuch, das nun wie ein Tintenfisch in rascher Abfolge die Farbe wechselte, Débora reichte. Sie umwickelte ihren Körper damit, wobei das Tuch immer größer wurde, bis sie vollständig davon eingehüllt war. Plötzlich tauchte der Hofwart auf, grölte vor Lachen und riss Débora das blutrot gefärbte Tuch vom Leib. Zitternd und blass stand sie da, während der Hofwart ihren nackten Körper begrapschte. Yago wollte eingreifen, sie schützen, sich auf den Hofwart werfen, doch er war wie gelähmt. Er rannte und rannte, aber er kam keinen Schritt vorwärts. Ihm wurde übel. Er beugte sich über die Reling eines Schiffes und übergab sich. Auf dem Wasser schwamm ein Weinfass. Plötzlich begann es zu regnen. Aus seinen Mundwinkeln rannen Regentropfen wie ein Rinnsal aus einem Krug mit Wasser. Er spürte, wie das kühle Nass seinen Hals hinunterlief und sich dabei erwärmte. Er verschluckte sich und begann heftig zu husten.

„Mensch, pass doch auf“, polterte eine Frauenstimme, „der erstickt ja noch!“

„Schon, aber er muss was trinken, sonst trocknet er aus.“

„Versuch's noch mal, aber viel langsamer“, sagte Gloria.

„Schau mal, Mum, er öffnet die Augen!“, flüsterte Jane.

Gloria beugte sich über Yago und tätschelte sanft seine Wange.

„Yago, ich bin's, Gloria“.

„Mamá?“, flüsterte Yago mit schwacher Stimme, „Débora?“

Erleichtert schauten sich die beiden Frauen an.

„Wie schön, er hat überlebt“, freute sich Gloria.

„Yago, ich bin Gloria Rugget, die Frau von Francis, und das ist Jane,

Henry Ruggets Frau. Du bist in London, nicht in Baiona.“

Verwirrt schaute Yago von einer Frau zur anderen.

„London“, hauchte er matt und schloss erneut die Augen.



Mehrere Wochen hatte Yago schwerkrank auf einem Krankenlager neben dem Bett von Opa Edward verbracht. Seine Wunden hatten sich entzündet und zu hohem Fieber geführt. Die Frauen hatten Yagos gebrochenen Arm geschient und verbunden und versucht, das Fieber mit kühlen Umschlägen zu senken. Gegen die Entzündungen allerdings waren sie machtlos gewesen, und so hatten sie ängstlich um sein Leben gebangt. Doch allmählich hatte sich sein Zustand verbessert. Das Fieber hatte nachgelassen, und nun war er wieder bei Sinnen, konnte nach und nach wieder etwas zu sich nehmen und kam langsam zu Kräften.

Opa Edward grunzte laut und fing an, ein altes englisches Lied vor sich hinzuträllern. Jane kicherte. Es war Abend, und Yago löffelte aus einer Holzschale einen kräftigen Bohneneintopf, während Jane dem Alten seine abendliche Grütze einflößte.

„Er erkennt uns nicht mehr, und wer du bist, Yago, weiß er schon gar nicht, aber seitdem du die ganze Zeit neben ihm liegst, ist er viel fröhlicher. Ich glaube, er merkt, dass er nicht allein ist, und das tut ihm gut“, sagte sie mit ihrer samtweichen, hellen Stimme.

Ein Schauer durchlief Yagos Körper. Aus den Augenwinkeln beobachtete er die junge Frau, wie sie die Grütze wegstellte, aufstand und sich liebevoll über den alten Mann beugte. Jane war eine große, schlanke Frau mit langen, schmalen Gliedmaßen. Ihre helle Haut erinnerte Yago an das zart glänzende Perlmutter einer herrlichen Muschel, die weißblau im Sonnenlicht glitzerte. Ihre langen blonden Haare schauten in widerspenstigen Strähnen unter ihrer weißen Haube hervor, was ihrem zarten, unschuldigen Gesicht einen leicht spitzbübischen Ausdruck verlieh. Die weiße Haube war die typische Kopfbedeckung einer verheirateten Londoner Kapitänsfrau, so viel hatte Yago inzwischen gelernt. Auch Gloria trug diese Haube, die Yago sehr

elegant fand. Vor allem Jane stand die Haube ausnehmend gut, und er konnte verstehen, warum sein Freund Henry diese anmutige Frau geheiratet hatte. Seit es Yago besser ging, saß Jane jeden Abend an seinem Lager und leistete ihm Gesellschaft im Schein einer Kerze, wenn die anderen schon längst zu Bett gegangen waren. Yago genoss diese Abende und fühlte sich zunehmend in dieser lebendigen, fröhlichen Familie zu Hause.

„Werden Henry und Francis an Weihnachten zu Hause sein?“, fragte Yago, nachdem der Alte leicht röchelnd eingeschlafen war und Jane sich neben Yago gesetzt hatte.

„Ja, ich denke schon. Wenn sie rechtzeitig losgesegelt sind und es keinen Sturm gibt, dann werden sie bestimmt kurz vor Weihnachten in London einlaufen. Sie achten sehr darauf, dass sie die Weihnachtszeit zu Hause verbringen können. Sie sind ja schon so lange fort. Und außerdem kann man in dieser Zeit sowieso nicht viel erledigen – die Händler verkaufen ja auch keine Waren, weil sie selbst das Weihnachtsfest feiern wollen.“

Sie seufzte leise und schaute bedrückt in die Ferne.

„Ist nicht einfach, so viel allein zu sein, oder?“, fragte Yago sanft.

Jane errötete leicht und senkte den Kopf.

„Ich bin ja nicht allein“, murmelte sie schließlich leise.

„Na ja, schon, aber du hast nicht viel von Henry.“

Er sah, wie Jane verlegen zur Seite blickte und beschloss, schnell das Thema zu wechseln.

„Soll ich dir mal erzählen, wie wir in Baiona Weihnachten feiern?“, fragte er aufmunternd.

Janes Gesicht hellte sich auf.

„Ja, gerne, was gibt es denn bei euch zu essen?“, fragte sie neugierig und lächelte Yago erleichtert an.

„Nun ja, also bei uns...“, Yago setzte sich auf und lehnte sich dabei ungeschickt auf seinen verletzten Arm.

„Ay“, schrie er und verlor das Gleichgewicht.

Erschrocken versuchte Jane, ihn zu stützen, doch sie konnte Yago nicht richtig halten und verlor ebenfalls das Gleichgewicht. Plötzlich lag sie auf ihm, ihre Lippen nur einige Millimeter von den seinen

entfernt. Yagos Herz fing an, rasend schnell zu klopfen. Er spürte, wie sein Puls immer heftiger in seinen Gliedmaßen pochte und sein Mund trocken wurde. Sein Verstand verschwamm wie die Oberfläche eines Sees, in den man einen großen Stein geworfen hat. Ein Schauer, wie er ihn noch nie zuvor gefühlt hatte, durchströmte seinen Körper. Ihm war heiß und kalt zugleich. Leidenschaftlich, aber behutsam küsste er Jane auf den Mund. Verblüfft erstarrte sie einen Moment lang, doch dann entspannte sich ihr Körper. Weich und warm erwiderten ihre Lippen seinen Kuss, fast so, als ob sie sich schon seit langem nach dieser Berührung gesehnt hätten. Er hörte, wie ihr Atem schneller ging. Leicht zitternd schlang er die Arme um ihren Körper und drückte sie an sich. Er konnte dem unbändigen Verlangen, sie zu spüren, ihren warmen, weichen Körper an sich zu schmiegen, sie zu riechen, zu schmecken, zu fühlen, nicht mehr widerstehen.

An jenem Abend wurden Yago und Jane vom Auge des Hurrikans in die unendliche Stille der Zeitlosigkeit entführt. Zeit und Raum verschmolzen in dem Augenblick, in dem auch Yago und Jane zu einer Einheit verschmolzen - ein flüchtiger Moment, in dem sie die Ewigkeit des Universums in sich vereinten.

Doch um sie herum toste der Sturm des Lebens weiter. Opa Edward holte die beiden unvermittelt zurück in die Realität. Er plärrte, schrie und stöhnte und verströmte plötzlich einen grässlichen Gestank. Hastig kleideten sich Jane und Yago an, gerade noch rechtzeitig, bevor die Tür geöffnet wurde und Gloria mit einer Kerze in der Hand in den Raum gewatschelt kam.

„Was ist denn hier los?“, brummte sie verschlafen. „Und was machst du hier, Jane? Mitten in der Nacht!“

Jane lief rot an und stammelte:

„Äh, ich habe gerade nach ihm geschaut und...“

„Im Dunkeln, um diese Zeit?“

Misstrauisch zog Gloria eine Augenbraue hoch.

„Die Kerze ist gerade ausgegangen, als du hereingekommen bist“, erklärte Jane mit nervöser Stimme.

Gloria warf einen resoluten Blick auf Jane, die sich hektisch ihre zerzausten Haare glattstrich und nach der Haube schielte, die auf dem

Boden zwischen Yago und dem Bett des Alten lag.

Dann schaute Gloria stirnrunzelnd auf Yago hinunter. Der hatte sich in seinem Bettlager aufgerichtet und sagte mit ruhiger Stimme:

„Jane und ich, wir haben uns heute Abend lange unterhalten, über Weihnachten, das ja bald vor der Tür steht, und darüber, wie wir Weihnachten in Baiona feiern, und dann hat Opa angefangen zu singen. Das war wirklich lustig, das hättest du hören sollen! Doch kurz darauf fing der Alte an zu stöhnen, und Jane hat sich über ihn gebeugt, da hat er ihr die Haube vom Kopf gerissen und wild um sich gefuchelt. Sie konnte ihn nur mit Mühe beruhigen. Dann ist er wieder ruhig geworden und ich dachte, er sei eingeschlafen. Doch kurz darauf wurde er wieder unruhig und fing an, sich aufzubäumen. Ich glaube, er hat Schmerzen.“

Gloria streckte ihre Nase in Richtung Opa und schnüffelte.

„Riecht nach einem ordentlichen Darmgebläse“, sagte sie trocken „na, dann wollen wir mal schauen, Opa.“

Sie hielt die Kerze dicht an Edwards Gesicht und zog eines seiner Augenlider hoch.

„Du meine Güte, der ist ja ganz gelb“, rief sie entsetzt, „und das Bett ist vollgemacht. Jane, pack mal mit an, wir müssen das Laken austauschen und ihm was Frisches anziehen“.

Gemeinsam entkleideten sie den alten Mann und zogen das Laken vom Bett. Gloria drückte Jane die verschmutzte Wäsche in den Arm.

„Nimm das mit und geh' frische Sachen holen“, ordnete sie an und warf Jane einen eindringlichen Blick zu.

Stumm senkte Jane den Kopf und verschwand aus der Kammer. Yago sah aus dem Augenwinkel, wie ihr eine Träne übers Gesicht lief.

Resolut deckte Gloria den Alten zu. Dann beugte sie sich mit finsternem Blick zu Yago hinunter.

„Yago, es ist besser, du gehst, bevor hier ein Unglück geschieht“, flüsterte sie mit düsterer Stimme.

Am nächsten Tag waren zwei Menschen für immer aus dem Leben

der Familie Rugget verschwunden. Yago hatte sich im Morgengrauen von seinem Lager erhoben, sich angekleidet und war auf die Straße getreten, lange, bevor die Stadt zu neuem, geschäftigem Leben erwachte. Kurz darauf hatte Opa Edward aufgehört zu atmen und eine knöchrige, gelbliche Hülle hinterlassen.

Es war ein frostiger, neblig-grauer Dezembermorgen, und Yagos Seele war so düster wie die Gassen der Stadt, durch die er nun ziellos streifte. Erst jetzt wurde ihm richtig bewusst, wie sehr er die Gastfreundschaft seines besten Freundes missbraucht hatte. Es war einfach geschehen, sicherlich, aber es hätte niemals geschehen dürfen!

Und das war unverzeihlich.

„Was bin ich nur für ein Mensch geworden“, dachte er verzweifelt und schüttelte den Kopf, während er kreuz und quer durch die dunklen Gassen wanderte, ohne zu wissen, wohin er gehen sollte.

„Was habe ich da nur getan? Zuerst bringe ich meinen eigenen Bruder um, verschwinde einfach und lasse meine Familie im Stich, und dann betrüge ich auch noch meinen besten Freund – ausgerechnet den Menschen, der mir vertraut und mich immer unterstützt hat. Mein Gott, ich habe gleich zwei Gebote gebrochen! Ich bin ein erbärmlicher Mörder und Ehebrecher. Wie soll ich das denn je wieder gut machen?“

Ihm war klar, dass er weder seinem treuesten Freund noch dessen Familie jemals wieder unter die Augen treten konnte.

Der Traum von der Rückkehr in die Heimat und vom Tuchhandel mit England war ein für alle Mal ausgeträumt.

Immer verzweifelter schlich Yago durch die trüben Gassen und kam schließlich ans Ufer der Themse. Düster zog der winterliche Nebel über den Fluss hinweg und tauchte die Stadt in ein unwirkliches, schemenhaftes Licht. Der dunkelgraue Rauch tausender Kamine verkräuselte sich mit dem fahlen Nebel, der aus dem Fluss aufstieg, und bildete in der Luft bizarre Muster. Matt ließ sich Yago am Ufer der Themse in den kalten, feuchten Sand fallen. Die Einsamkeit kroch in seine Glieder, stärker, als es der kälteste Nebel jemals vermocht hätte, und verschlang seine Seele wie ein ausgehungertem Wolf, der unendlich lange durch eine erbarmungslose Steppe gestreift war und nun endlich etwas zu fressen gefunden hatte. Die Verzweiflung überwältigte ihn

mit unbändiger Macht, und sehnstüchtig schaute er auf das schlammfarbene Wasser der Themse.

Einfach hineinspringen und nie wieder etwas spüren müssen!

Nie wieder diese Verzweiflung, diese Verlassenheit, diese Einsamkeit im Herzen ertragen müssen!

Alles hatte er verloren: sein Zuhause, seine Familie, und nun auch seine einzigen Freunde. Und daran war er auch noch selbst schuld!

Womit konnte er seine Existenz denn nun noch rechtfertigen?

„Ich habe versagt, vollkommen versagt! Oh, Herr im Himmel“, flüsterte er niedergeschlagen und blickte entmutigt in das undurchsichtige Grau des Himmels, „Wozu das alles?“

Während die Zeit entseelt und ohne jeden Sinn schneckengleich dahinkroch, breitete sich das frostige Gefühl der Einsamkeit immer beißender in Yagos Seele aus.

Es gab keinen Sinn mehr in seinem Leben.

Schluchzend stand er schließlich auf, blickte in den verhangenen Winterhimmel, breitete die Arme aus und schrie aus voller Kehle in den Nebel hinein:

„Wozu, Gott, wozu?“

Gott aber antwortete nicht.

Es schien Yago, als habe Er ihm jegliche Existenzberechtigung entzogen. Galt Gottes Vergebung nur den anderen – den echten Christen – nicht aber ihm, dem Converso, der im hebräischen Glauben geboren, aber im Christentum aufgewachsen war?

Ohnmächtig stand Yago am Flussufer und starrte auf das Wasser, während die Verzweiflung unerträglich schwer und eisig auf seiner Seele lag. Unvermittelt umspülte eine kalte, schmutzige Welle hämisch seine Füße. Die kalte Nässe drang unerbittlich durch seine neumodischen Entenschnabelschuhe aus schwarzem Leder, die ihm Gloria einsilbig hingestellt hatte, bevor er sich anzog, um das Haus zu verlassen, durchnässte das Leder und drang an seine Füße. Doch die Kälte war nicht unangenehm. Ganz im Gegenteil: Sie erschien ihm wie die Linderung der lodernden Schmerzen in seinem ohnmächtigen Herzen.

Du sollst nicht töten.

Er aber hatte getötet!

Du sollst nicht ehebrechen.
Er aber hatte ehegebrochen!
War es da eine Sünde, sich selbst hinzurichten?
Sich selbst die endgültige, unwiderrufliche und unabänderliche
Strafe aufzuerlegen?

— • 4 • —

Lange starrte Yago apathisch und reglos auf den Fluss, ohne die Kälte wahrzunehmen, die von seinen nassen Füßen wie ein Parasit hinauf in seinen Körper kroch. Dann bewegte er sich langsam auf das Wasser zu und trat hinein in die Lebensader einer pulsierenden Stadt, in der er keine Daseinsberechtigung mehr hatte. In kleinen, gurgelnden Strudeln umspülte das schlammig braune Wasser seine Beine. Es war so kalt, dass er schon nach einigen Sekunden seine Beine nicht mehr spürte.

Welch wohltuend angenehme Betäubung; welche Erlösung von den grausamen Qualen seiner Seele!

Etwas schneller schritt er weiter. Nun reichte ihm das Wasser bis zum Bauch. Er schloss die Augen, atmete tief durch und gab sich ganz der Themse hin. Er drehte sich auf den Rücken und ließ sich mit geschlossenen Augen und ausgebreiteten Armen im kalten, trüben Wasser des großen Stromes treiben. Betörend schnell wich jegliches Gefühl aus seinen Gliedern.

Wohlig breitete sich eine eiskalte, matte Trägheit in ihm aus. Nun würde die Erlösung kommen! Und er würde nie wieder diese erbarungslose Seelenpein ertragen müssen. Dort hinten, ja, dort hinten begann ein helles Licht zu leuchten.

Nimm mich auf, wohliges Licht! Ich möchte weg von hier. Ich möchte dorthin, wo es keine Schmerzen, kein Leid, keine Einsamkeit, keine Verlassenheit, keine Verzweiflung, keine Ohnmacht gibt. Halt mich fest, wohliges Licht, halt mich fest!

Doch die Themse wollte Yago nicht haben. Sie räusperte sich,

gerade so, als ob ihr ein Brocken trockenes Brot im Halse stecken geblieben wäre, sie würgte und gurgelte, und eine Stromschnelle mitten im Fluss riss Yago frenetisch mit sich. Er überschlug sich, stieß mit dem verletzten Arm an einen Felsbrocken, schrie vor Schmerz laut auf und schluckte dabei Wasser, während er erneut von einem wütenden Strudel um seine eigene Achse geschleudert wurde.

In allergrößter Todesangst klopfte sein Herz rasend schnell. Wie der Hammer eines Schmieds donnerten die Schläge gegen seine Schläfen. Instinktiv übernahm sein Körper die Kontrolle über seinen lebensmüden Geist, und er fing mechanisch an, gegen die Strömung zu schwimmen, sich nach oben zu kämpfen, dort, wo es Luft zum Atmen, zum Überleben, ja zum Weiterleben gab.

KAPITEL 9

Southwark

Prustend und keuchend rettete sich Yago ans Ufer. Erschöpft ließ er sich in den feuchten, dunklen Sand fallen und schnappte japsend nach Luft. Die eisige Kälte, die ihn zuvor noch so wohlig betäubt hatte, kroch nun kribbelnd wie ein gewaltiger Ameisenhaufen in seine Glieder, während in London ein neuer, geschäftiger Tag anbrach und die Geräusche der Stadt dumpf grollend in seine Ohren drangen.

Stöhnend drehte sich Yago auf den Rücken und hielt seinen schmerzenden Arm an seine Brust. Er musste so heftig husten, dass Wasser und Blut aus seiner Lunge schossen und er sich aufsetzen musste, um nicht zu ersticken. Als der Husten endlich nachließ, sackte Yago erneut zusammen und lag so lange entkräftet im Sand, bis er wieder normal atmen konnte. Dann öffnete er langsam die Augen und setzte sich schließlich mühsam auf. Braun und träge floss die Themse an ihm vorbei. Die wilden, tosenden Stromschnellen, die ihn zurück ans Ufer katapultiert hatten, schienen wie vom Erdboden verschluckt zu sein. Auf der gegenüberliegenden Seite des Flusses konnte er die neblige Silhouette Londons erkennen. Yago runzelte die Stirn und schaute sich irritiert um.

Wo war er?

Nach und nach wurde ihm klar, was geschehen war: Er war auf die andere Seite des breiten Stromes, nach Southwark, geraten und

dort am Ufer gestrandet. Links von ihm erstreckte sich fast endlos das sandige Themseufer, das sich im diffusen Morgennebel verlor. Hinter dem Ufer standen vereinzelt kleine Holzhäuschen, aus deren Kaminen sich grauschwarzer Rauch herauskräuselte. Direkt hinter ihm ging es eine grasbewachsene Böschung hinauf, die jetzt im Winter braun und öde war. Rechts konnte er im Morgennebel die dicht bebaute London Bridge erkennen, unter der er bei seiner Ankunft in London mit der Queen Mary hindurch gefahren war. In diesem Zwielficht wirkte die Brücke geradezu mystisch.

Plötzlich hallte Henrys Stimme in Yagos Ohren:

„Die Kapelle in der Mitte der Brücke ist dem Märtyrer Thomas Beckett geweiht. Viele Pilger gehen über die Brücke zur Kathedrale nach Canterbury, um sein Grabmal zu besuchen. Genauso, wie bei Euch die Pilger nach Santiago de Compostela wandern, um das Grab des Apostels zu sehen.“

Die Kathedrale von Canterbury, so wie die Kathedrale von Santiago – ein Heiligtum, ein Ort der Pilger. Wenn er es dorthin schaffte, würde Gott ihm dann einen Weg weisen? Würde er von Gott in Canterbury das erhalten, was er brauchte?

Doch wo war Gott?

So sehr Yago auch darum kämpfte, Glauben hervorzubringen, es gelang ihm nicht. Der Zweifel nagte an ihm, nahm seine Seele, ja seinen ganzen Körper in Beschlag. Hatte Gott ihn, den Converso, nicht schon lange fallen gelassen? Oder war es Jahwe, der Gott der Juden, der erzürnt war – darüber, dass er mit seiner Familie dem alten Glauben abgeschworen hatte und zum Christentum konvertiert war? War es womöglich die Strafe Jahwes, dass er all dies durchleiden musste? Hatte sein Bruder am Ende doch Recht behalten, indem er heimlich den alten Glauben weitergepflegt hatte, einen Glauben, der so viel älter war als das Christentum?

Er, Yago, der jüngste Sohn, hatte nie daran gezweifelt, dass die Entscheidung seiner Eltern richtig gewesen war. Wenn es denn einen Gott gab, hatte er immer geglaubt, war es da nicht gleichgültig, wie er genannt wurde und wie man ihm huldigte? Jesus war schließlich von Gott als Jude in die Welt gesandt worden, warum sollte es da einen

Unterschied zwischen Gott und Jahwe geben? Yago jedenfalls hatte Gott und Jesus bereitwillig in sein Leben aufgenommen und war ein guter Katholik geworden, so, wie es in Baiona alle waren. Ein unerschütterlicher Glaube gab den Menschen festen Halt, ganz gleich, wo sie lebten, und half allen, den Platz in der Welt einzunehmen, den Gott ihnen zugewiesen hatte, ohne daran je zweifeln zu müssen. Oder etwa nicht? Den Widerstand seines Bruders hatte er nie verstanden. Wie konnte dieser es wagen, einem Beschluss der Eltern zu trotzen? Den Eltern war doch unbedingt Gehorsam zu leisten, das hatte er, Yago, schon früh gelernt. Schließlich lautete das vierte Gebot: ‚Du sollst deinen Vater und deine Mutter ehren‘. Wozu also die verbissene Widerspenstigkeit des Bruders? Aber was, wenn der sture Samuel am Ende doch Recht behalten – und seine eigene Familie den wahren Glauben verraten hatte? Andererseits: Was bedeutete eigentlich der Begriff des wahren Glaubens? Gab es überhaupt einen wahren Glauben? Was war denn dann ein unwahrer Glaube? An was glaubte er – und was war davon tatsächlich wahr? Wahrheit und Glaube, Wissen und Meinung, Realität und Einbildung ... in Yago Seele verschwammen sämtliche Leitbilder, die ihm bislang als klar und eindeutig erschienen waren, zu einer immer diffuseren Schimäre.

Mit bebenden Händen krallte sich Yago fest in den Sand hinein, gerade so, als ob dieser ihm den Halt geben könnte, den er vollkommen verloren hatte. Yago ließ den Kopf auf die Brust sacken, schloss die Augen und schluchzte. Seine Finger verkrampften sich immer mehr, während er anfang, vor Kälte heftig zu zittern.

Plötzlich spürte er einen kalten, harten Gegenstand in seiner linken Hand. Verdutzt hielt er inne. Mit steifen, tauben Fingern grub er weiter und zog schließlich eine Münze aus dem Sand. Verdutzt beäugte er sie, erhob sich, wankte zitternd zum Ufer, wusch die Münze ab und untersuchte sie im nun immer heller werdenden, milchig-weißen Morgenlicht. Das war doch eine Goldmünze! Vielleicht waren da im Sand noch mehr vergraben! Hastig rannte er zurück zu der Stelle, wo der die Münze gefunden hatte, fiel auf die Knie und fing an, wie wild mit den Händen im Sand zu scharren. Er grub immer frenetischer, bis seine Finger so steif gefroren waren, dass er sie nicht mehr bewegen

konnte und aufhören musste zu graben. Erschöpft ließ er sich in den Sand fallen. Mit seinem Atem hauchte er auf seine Finger und rieb sie gegeneinander, damit sie wieder wärmer und beweglicher wurden. Dann nahm er die Münze und betrachtete sie ausgiebig von allen Seiten. Sie war groß und goldfarben, und auf einer Seite erkannte Yago das Abbild von Petrus mit einem Kreuzstab und einem schwebenden Schlüssel in der Hand. Er hatte diese Art Münze schon öfters gesehen. Es war ein rheinischer Gulden. In Yagos Kopf überschlugen sich die Gedanken.

„Die Münze hat mir der Himmel geschickt, sie ist meine Rettung“, dachte er.

Würde es für ihn doch eine Zukunft geben? Ein rheinischer Gulden war sehr wertvoll, weitverbreitet und wurde überall gerne angenommen. Mit dieser Münze konnte Yago zumindest für einige Zeit ein Dach über dem Kopf finden und sich überlegen, wie es nun weitergehen sollte.

Misstrauisch schaute sich Yago um. Das neblige Themseufer schien menschenleer. Aber was, wenn ihn jemand beobachtet und gesehen hatte, welch wertvoller Schatz ihm soeben in die Hände gefallen war?

„Ich muss weg von hier, so schnell wie möglich“, schoss es ihm durch den Kopf.

Suchend schaute er sich um. Die London Bridge zu seiner Rechten wirkte im nun immer stärker werdenden Nebel wie eine Fata Morgana. Yago beschloss, die Kapelle in der Mitte der Brücke zu erreichen, bevor sich die Brücke womöglich im Nebel auflöste und verschwand. Er begann zu laufen, immer am Ufer entlang, immer Richtung Brücke. Obwohl die nasse Kleidung fast an ihm festfror, erwärmten sich seine Glieder durch die Bewegung, und der Lebensmut kehrte in seine Adern zurück. Die Brücke kam immer näher. Überrascht stellte er fest, wie schnell er sie erreichte. Dort herrschte schon emsiges Treiben. Ohne sich umzuschauen und ohne selbst beachtet zu werden, zwängte er sich mit aller Kraft durch die Menschenmenge. Dann stand er endlich vor der Kapelle in der Mitte der Brücke. Er stieß die schwere Holztür auf und schaute vorsichtig hinein. Ganz vorne saßen ein paar alte Frauen im Halbdunkel und beteten gemeinsam den Rosenkranz.

Leise schlich er hinein, bekreuzigte sich und kniete sich in der letzten Reihe nieder. Die Münze hielt er immer noch fest umklammert in seiner Hand.

— 2 —

Der Geruch nach Weihrauch, Holz und Feuchtigkeit, der so typisch für Kirchen war, beruhigte Yago. Während er auf das ewige Licht schaute, murmelte er leise das Vater Unser.

Und da erfüllte ihn eine Erkenntnis: Gott hatte ihm ein Zeichen gesandt. Die Münze war für ihn bestimmt, damit er weiterlebte und einen Weg aus seiner Misere fand. Der heilige Petrus selbst, der Stellvertreter Jesu Christi auf Erden, war auf der Münze abgebildet, und Yago erinnerte sich nun daran, dass der goldene Schlüssel die Vergeltung der Sünden symbolisierte.

„Gott vergibt mir meine Sünden“, dachte Yago dankerfüllt. „Er hat mir die Münze geschickt, damit ich weiterlebe. Er hat mich gar nicht verlassen, und das hier ist sein Zeichen an mich!“

Gott wollte, dass Yago lebte, dass er kämpfte, dass er sein Leben bis zum Ende lebte, ohne sich selbst zu richten.

„Ja“, murmelte Yago vor sich hin, während er neue Hoffnung schöpfte. „Ganz gleich, was geschieht, ich muss mich dem Leben stellen. Am Ende wird alles einen Sinn haben, auch wenn ich das im Moment nicht erkennen kann.“

War wahrer Glaube nicht die feste Zuversicht auf das, was man hofft?

„Wenn ich hoffe, dass alles am Ende einen Sinn haben wird, habe ich dann vielleicht verstanden, was wahrer Glaube ist?“

Nachdenklich drehte Yago die Münze in seinen Händen hin und her und betrachtete das Abbild des Apostels Petrus mit dem goldenen Schlüssel. Doch die nassen Kleider, die inzwischen wie Kleister an seinem Körper klebten, ließen ihn immer stärker erzittern, während er auf dem harten Holz der Kirchenbank kniete und über seine Lage nachdachte. Daher erhob er sich, bekreuzigte sich hastig und ging hinaus auf die Straße, um sich eine Unterkunft zu suchen.

Zielstrebig wanderte Yago in Richtung des Stadtteils Southwark am Südufer der Themse. Die abgrundtiefe Leere in seiner Seele war einer grimmigen Entschlossenheit gewichen.

Er hatte beschlossen weiterzukämpfen, um noch einen Tag zu leben, und dann noch einen Tag und noch einen.

Southwark war kein großer Stadtteil, aber groß genug, um unterzutauchen. Mit seiner nassen Kleidung war er zwar aufgefallen und von einigen Leuten misstrauisch beäugt worden, aber in Southwark war man so manche seltsame Gestalt gewöhnt und stellte keine unnötigen Fragen. Schon bald fand er eine unscheinbare Herberge in einer kleinen Seitengasse, die ihm den nötigen Schutz zu bieten schien.

Ohne weiter zu zögern, trat er ein. Ein kleiner, dicklicher Mann stand am Tresen und schaute kurz auf.

„Wat wolln'se?“, fragte er barsch.

„Eine Kammer“, antwortete Yago ebenso kurz angebunden und legte die Münze auf den Tresen.

„Aha“, sagte der Mann. „Wie lange?“

„Weiß noch nicht.“

„Weiß nich gibt's nich. Also, wie lange?“

„Drei Monate.“

„Mit oder ohne Essen?“

„Mit.“

„Das kostet aber mehr als das“, raunte der Mann.

„Mehr zahl ich nicht“, erwiderte Yago energisch.

Der Mann zögerte einen Moment und sagte dann einsilbig:

„Passt.“

Er nickte Yago zu, nahm die Münze und kontrollierte sie von allen Seiten, drehte sich um, nahm wortlos einen Schlüssel von einem an der Wand befestigten Schlüsselbrett und knallte ihn auf den Tresen.

„Erster Stock, zweite Tür.“

Mit dem Finger zeigte er auf eine Tür.

„Da geht's raus.“

Yago ging die schmale Stiege hinauf in den ersten Stock und betrat

seine Kammer. Erleichtert schloss er die Tür hinter sich ab, lehnte sich dagegen und seufzte. Im Halbdunkel schaute er sich sein neues Zuhause an. Die Kammer war klein, aber ordentlich, und das Schlaflager sah einladend aus. Schnell entkleidete er sich, deckte sich mit allen Decken zu, die er finden konnte, und versuchte, sich zu wärmen. Die Kälte war ihm inzwischen bis ins Knochenmark gezogen. Zitternd lag er da und starrte an die niedrige Holzdecke. Doch schließlich erwärmte sich sein Körper und er fiel erschöpft in einen traumlosen Schlaf, aus dem er erst viele Stunden später, als es längst Nacht geworden war, durch lautes Kreischen und Gepolter geweckt wurde.

Er konnte nicht ahnen, dass die Herberge außer Übernachtungen auch andere Dienste anbot.

— 4 —

Die Dirnen kamen abends zur neunten Stunde. Wie eine Herde Kühe wurden sie durch den Kücheneingang auf der Rückseite des Hauses getrieben, immer genau dann, wenn der letzte Schlag der Kirchturmuhre verhallte. Sie kamen alle gleichzeitig, und schnell wurde Yago klar, dass sie das nicht freiwillig taten. Nachdem er sich tagelang nur ausgeruht und möglichst viel gegessen hatte, hatte er den Rhythmus der Herberge, die nun sein Zuhause geworden war, nach und nach kennengelernt und sich an die abendlichen Aktivitäten im Dachgeschoss gewöhnt. Dank der wertvollen Münze, die er am Themseufer ausgegraben hatte, konnte er in Ruhe zu Kräften kommen. Sobald er wieder voll genesen war, wollte er sich daran machen, seine Zukunft in die Hand zu nehmen. Lange hatte er sich nichts sehnlicher gewünscht, als wieder nach Hause zu kommen und in sein altes Leben zurückzukehren. Doch dafür war es nun zu spät. Er hatte sich verändert, Baiona hatte sich verändert. Seine Schwester und seine Mutter lebten ein anderes Leben. Er würde ihnen keinen Gefallen tun, wenn er nach so langer Zeit wieder aufkreuzte und so tat, als sei nie etwas geschehen.

Yago war einer gnadenlosen Prüfung unterzogen worden, gewiss. Lange hatte er es nicht begriffen, aber nun war er sich sicher: Gott hatte ihm immer wieder Zeichen gesandt, schon seit seiner Kindheit. Die

Pinta, die knapp dem Untergang entgangen und mit letzter Anstrengung den sicheren Hafen von Baiona erreicht hatte. Warum ausgerechnet Baiona? Henry, sein Freund aus London. Warum ausgerechnet London? Die Pest in Ribadavia, die seinem Bruder so sehr zugesetzt hatte, dass er sturzbetrunken nach Hause zurückgekehrt war und es zu diesem tödlichen Streit kam. Warum gerade in dem Moment, in dem Henry mit der Queen Mary in der Bucht lag? Gott musste einen Plan für ihn haben. Das war die Antwort auf alle diese Fragen. Und er, Yago, hatte das endlich begriffen. Am Ende würde alles einen Sinn ergeben.

Gott wollte offensichtlich, dass er in diese geheimnisvolle neue Welt gelangte, einen unermesslich großen neuen Kontinent, in dem genug Platz für ein neues Leben war. War nicht auch der Bericht Mundus Novus, den er von Henry erhalten hatte, ein Zeichen gewesen? Und mit einem Schlag wurde ihm auch bewusst, warum er in London gelandet war: der riesige Hafen, von dem aus Schiffe in die ganze Welt segelten!

Yago beschloss, den Londoner Hafen ausgiebig zu erkunden. Tage lang beobachtete er die Schiffe, stellte aber zu seiner Enttäuschung fest, dass von England kein Schiff in die neue Welt segelte. Die spanische Krone wachte mit eiserner Faust darüber, dass nur spanische Karavellen über den Atlantik segeln durften, und verteidigte ihre neuen Kolonien erbittert gegen die immer massiver werdenden Versuche anderer Länder, sich selbst ein Stück aus dem unermesslich groß scheinenden kolonialen Kuchen herauszuschneiden, der sich auf der anderen Seite des Atlantiks auftat. Wie er von Henry schon erfahren hatte, stachen die spanischen Karavellen vor allem von Palos in Andalusien in See, und so wurde ihm klar, dass er dorthin gelangen musste, wenn er in die neue Welt wollte.

Eines Abends saß Yago in der Herberge, trank nach dem Essen seinen Krug Ale und dachte zum wiederholten Male über eine Reise in die neue Welt nach. Sein Latein war eingerostet gewesen, als er im Stalhof Mundus Novus gelesen hatte, und gewiss hatte er nicht alles verstanden, doch je öfter er über die Vielzahl an Inseln, Ländern, Landschaften und seltsamen Völker nachdachte, über die Vespucci

berichtet hatte, desto klarer wurde ihm, wie gewaltig die Entdeckung dieser neuen Welt tatsächlich sein musste.

Wie üblich hatte sich Yago an seinen Stammpplatz hinten in einem kleinen Erker verzogen, der etwas abseits lag. So fühlte er sich unbeobachtet, während er selbst einen guten Überblick über die Gaststube hatte. Seine Kappe hatte er tief ins Gesicht gezogen, während er in Ruhe sein Ale trank und über seine Pläne nachgrübelte. Seitdem er sich wieder erholt hatte, saß er jeden Abend an diesem Platz, nahm sein Abendessen ein und spitzte die Ohren, um so viel wie möglich aus den Gesprächen an den anderen Tischen in Erfahrung zu bringen. Wie jeden Abend herrschte reger Betrieb in der Herberge. Viele Reisende aus allen möglichen Gegenden kehrten hier ein oder übernachteten, sodass Yago nicht weiter auffiel und in Ruhe lauschen konnte, was man sich an den Nachbartischen erzählte. Da gab es Händler aus Wales, von deren Sprache er auch mit allerhöchster Konzentration nicht ein einziges Wort verstehen konnte, und die den ebenfalls aus Wales stammenden englischen König Harri Tewdwr nannten. Auch die Leute aus Schottland, die sich in tartans, auffällig karierten Wollstoffen kleideten, konnte er so gut wie nicht verstehen. Leichter war es bei den Menschen aus dem Süden des Landes, und inzwischen konnte er anhand des Dialekts sehr genau unterscheiden, wer aus London kam und wer nicht.

Aus dem Treppenhaus hörte Yago das Getrappel der Dirnen, die gerade eben gekommen waren und nun hinauf in das Dachgeschoss der Herberge stiegen. Es würde nicht mehr lange dauern, bis der Wirt einigen der Gäste fast unmerklich zunicken würde, diese dann aufstehen und die Wirtsstube verlassen würden, um nach kurzer Zeit wieder unten zu erscheinen. Danach würde der Wirt ein paar weiteren Gästen zunicken, und der gleiche Ablauf würde sich wiederholen, solange, bis die Herberge ihre Pforten schloss. Meistens war Yago dann schon in seiner Kammer und lauschte dem leisen Getrappel und Geflüster der Frauen, die das Haus durch den Kücheneingang wieder verließen.

Inzwischen kannte Yago diesen immer gleichen Ablauf gut und kümmerte sich nicht weiter darum. Stattdessen spitzte er die Ohren, um einem Gespräch am Nachbartisch zu lauschen, denn er hatte das

Wort „Palos“, aufgeschnappt. Yago beugte sich etwas vor und beäugte im flackernden Kerzenschein fünf Männer, die beim Würfelspiel zusammensaßen.

„Bei dem miesen Wetter in See zu stechen, grenzt ja an Selbstmord“, sagte einer der Männer und runzelte die Stirn.

„Ja, die gute alte Margaret wird es ganz schön durchschaukeln, wenn wir die Themse erst mal verlassen und das Meer erreicht haben“, entgegnete ein anderer und warf die Würfel mit einem kräftigen Schwung auf den Tisch. Dann verzog er das Gesicht und schob die Würfel weiter.

„Mist“, brummte er, „du bist dran, Robin“.

Während dieser die Würfel in beide Hände nahm und schüttelte, fuhr der andere Mann fort:

„Aber wir segeln ja nach Andalusien, nach Palos, und da ist das Wetter immer viel besser, sogar im Winter. Und die Mädchen da – ich sag’s Euch!“

Er leckte sich die Lippen und grinste breit.

„Palos“, dachte Yago, „und das Schiff heißt Margaret. Ich muss morgen gleich zum Hafen und das Schiff suchen. Das ist meine Chance.“

Er nahm seinen Krug und hob an, um einen Schluck Ale zu trinken. Doch mit einem Mal stockte ihm der Atem. Langsam stellte er den Krug wieder auf den Tisch, zog seine Kappe tiefer ins Gesicht und duckte sich. Ein stämmiger Mann hatte die Tür der Gaststube geöffnet und schob einen hageren jungen Kerl vor sich her, der etwas linkisch um sich blickte. Der ältere der beiden ging zielstrebig zum Wirt, raunte ihm etwas zu, und zog den blonden Jüngling anschließend ungeduldig durch die hintere Tür ins Treppenhaus.

Die beiden Männer waren der Hofwart und der junge Kölner Kaufmann Konrad Groenenberg.

Etwas zu abrupt erhob sich Yago von seinem Platz. Dabei stieß er an den Tisch und sein Krug Ale fiel um.

„Verdammt“, rief er auf Spanisch. Ein paar Männer schauten neugierig zu ihm hinüber.

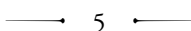
Hastig stellte er den Krug wieder auf und verschwand aus der Gaststube, in der Hoffnung, nicht weiter Aufmerksamkeit erregt zu haben.

Im Treppenhaus angelangt, hielt er erst einmal inne und holte tief Atem. Dann stieg er auf Zehenspitzen die Treppe hinauf und folgte den beiden anderen Männern. Als er ganz oben ankam, konnte er gerade noch erkennen, wie der Hofwart den jungen Groenberg durch eine der niedrigen Türen schob. Hastig wandte sich Yago um und schlich ein Stockwerk hinunter, wo sich sein Zimmer befand. Er ging hinein, lehnte die Tür vorsichtig an und schaute durch den kleinen Spalt hinaus in den Gang. Der Hofwart polterte die Treppe hinunter und verschwand aus Yagos Blickfeld. Dann herrschte Ruhe. Yago schloss die Tür, sank mit dem Rücken auf sein Schlafager und schloss die Augen. Sein Herz pochte so heftig, dass er meinte, in seinem Inneren würde ein Orkan ausbrechen. Gurgelnd und grollend türmten sich die Wolken der Wut in seinem Körper auf. Unwillkürlich fasste er sich an seinen Arm, den ihm der Zuschläger des Hofwarts in der Kirche gebrochen hatte. Im Stalhof hatte er sich absichtlich nicht gegen den Hofwart gewehrt, und in der Kirche war er zu überrumpelt gewesen, doch seither war viel Zeit vergangen, und Yago war ein anderer, härterer Mensch geworden.

Diese Chance würde er sich nicht entgehen lassen!

Yagos Muskeln spannten sich immer weiter an, wie eine Armbrust, kurz bevor ein Pfeil abgeschossen wurde.

Yago wusste: Jetzt würde etwas Fürchterliches geschehen.



Draußen in der schmalen Gasse stand der Hofwart und pinkelte genüsslich gegen die Wand des Nachbarhauses. Er hatte seine Provision kassiert, ein großes Ale hinuntergekippt und würde den „goldenen Bubi“, wie er den jungen Groenberg heimlich nannte, bald wieder mit dem Ruderboot zurück auf die andere Seite der Themse in den Stalhof bringen. Der Hofwart grunzte zufrieden und schüttelte einige letzte Topfen Urin von seinem Glied ab. Einer mehr aus dem Stalhof, an dem er gut verdienen konnte. Diese arroganten Easterlings hatten sowieso zu viel Geld. Da war es nur recht und billig, dass er sich so viel wie möglich von der fetten Wurst der Hanse abschnitt. Gleich würde

er sich zur Belohnung diese kleine, pummelige Rothaarige, die der Wirt als leckeren Neuzugang angepriesen hatte, gönnen. Ein selbstgefälliges Grinsen breitete sich über seinem roten, aufgedunsenen Gesicht aus.

Gerade wollte er erneut den Gasthof betreten, um sich vor dem rothaarigen Vergnügen noch ein leckeres Ale zu genehmigen, als er von hinten gepackt und in den Würgegriff genommen wurde. So plötzlich war die Attacke gekommen, dass er wie ein Eisblock erstarrte. Noch nie hatte ihn jemand so überrumpeln können. Er, der jede Gefahr förmlich witterte; er, der seit Jahren trainiert hatte, beim kleinsten Anzeichen von Bedrohung sofort auf Angriff umzuschalten! Doch diesmal hatte er nichts gesehen und nichts gehört. Lautlos wie ein schwarzer Panther hatte sich sein Angreifer angeschlichen und seine Beute ins Visier genommen.

Als sich seine Schreckstarre löste, war der Hofwart schon einige Meter weiter in die nächste, noch engere Seitengasse geschleppt worden. Wie eine Kobra wand er sich, um sich aus dem festen Würgegriff herauszuwinden. Er spürte, wie ihm die Luft wegblieb. Mit aller Kraft bäumte er sich auf; es wirkte fast, als würde er zu doppelter Größe anwachsen, und es gelang ihm tatsächlich, sich mit einem gewaltigen Ruck aus der Umklammerung seines Angreifers zu befreien. Blitzschnell drehte er sich um und verpasste seinem Gegenüber einen heftigen Faustschlag direkt in die Magengrube, so dass sich dieser japsend zusammenkrümmte. Der Schlag gab dem Hofwart Zeit, um seine Lungen wieder mit Luft zu füllen und die Stärke seines Feindes einzuschätzen.

Als er erkannte, wer ihn da überfallen hatte, zog er ungläubig die Augenbrauen zusammen und brach dann zwischen heftigen Atemzügen in hämisches Gelächter aus.

„Ach, sieh an, der kleine Dreckfeger“, presste er zwischen den Zähnen hervor, „ganz schön zäh, der Kerl. Wie diese dreckigen Ratten. Bis die tot sind, muss man auch immer mehrmals draufhauen!“

Voller Siegesgewissheit holte er zu einem neuen Schlag aus. Doch diesmal war Yago vorbereitet und trat hurtig einen Schritt zurück. Der Schlag ging ins Leere, so dass der Hofwart etwas schwankte, um das

Gleichgewicht zu halten. Da warf sich Yago blitzschnell mit seinem ganzen Gewicht auf seinen Gegner. Dieser fiel um und landete auf dem Rücken. Schlagartig hatte sich die Situation wieder verändert. Yago hockte auf dem Hofwart, seine Hände hatten sich fest um dessen Hals gelegt und schlossen sich wie ein Schleusentor immer enger zusammen. Der Hofwart hob die Hände an seinen Hals und versuchte, die Umklammerung mit aller Kraft zu lösen. Doch Yagos Würgegriff schien so fest eingerastet zu sein wie eine verrostete Schraube in einem alten Stück Eisen.

Eine Sekunde lang sahen sich die beiden Männer direkt in die Augen. Der Hofwart schaute in ein unergründlich tiefes Schwarz, das eine erbarmungslose Entschlossenheit ausstrahlte. Panik stieg in ihm auf. Er versuchte, sich aufzubäumen, doch Yago hatte ihn mit seinen Schenkeln so fest im Griff, als sei er ein erfahrener Reiter, der ein wildes Pferd bändigt. Der Hofwart fing an zu röcheln; seine wässrig blauen Augen quollen immer stärker aus den Augenhöhlen hervor. Dann begann er heftig zu zucken und verlor das Bewusstsein.

Einen kurzen Moment lang löste sich der eiserne Griff. Die Skrupellosigkeit in den schwarzen Augen des Spaniers war einem Entsetzen gewichen. Yago zögerte.

„Genug“, sagte eine Stimme in ihm. „Lass von ihm ab. Das reicht!“

Doch da bäumte sich der Hofwart erneut auf und versuchte, Yago von sich zu stoßen.

„Nein, es ist nicht genug“, sagte eine andere Stimme.

Mechanisch drückten Yagos Hände wieder zu, immer fester, während sich die beiden Männer stumm in die Augen starrten – und beide wussten, dass es kein Entrinnen mehr gab.

Einige Zeit später, als man den leblosen Körper des Hofwartes fand, war Yago mit dessen Geld spurlos aus Southwark verschwunden.

KAPITEL 10

Benahoare

„Da ist sie ja“, dachte Tenemoché erleichtert und blinzelte mit den Augen gegen die blendende Sonne. Weit unter ihm war zwischen sattgrünen Büschen ein kleiner weißer Punkt zu erkennen.

„Tegaday“, rief Tenemoché den Hang hinauf, „ich hab‘ sie gefunden!“

Flink wandte sich der junge Mann um und sprang wie eine Gazelle im Zickzack den steilen Berg hinauf. Mühelos bezwang sein schlanker, trainierter Körper ein paar Hundert Meter Höhendifferenz.

Oben verwandelte sich der steile, zerklüftete Berghang in eine flach geneigte Ebene, auf der friedlich eine Ziegenherde graste.

Ziegen waren das wertvollste Gut der Auarita. Ohne diese anspruchslosen, zähen Tiere, die sie Teguevite nannten, konnten sie auf ihrer kleinen, schroffen Insel Benahoare nicht überleben.

Tegaday erhob sich, ergriff den langen Hirtenstab und begutachtete sein Werk mit fachmännischem Blick. Mit einem scharfen Obsidian hatte er das obere Ende des Stabes mit Einkerbungen versehen, so dass der Stab nun das charakteristische Muster seines Familienclangs trug. Tegaday drehte den Stab hin und her, strich mit der Hand mehrmals über dessen Oberfläche, um zu testen, ob es irgendwo noch eine raue Stelle gab und stützte sich dann mit seinem gesamten Gewicht auf ihn. Schließlich nickte er zufrieden und reichte den Stab seinem jüngeren

Bruder Tenemoche.

„Fertig“, sagte er. „Geh‘ die kleine Teguevite holen. Ich bringe die Herde schon mal zurück. Komm dann direkt nach Hause.“

Tenemoche nickte und kletterte behände die steile Schlucht hinunter, an dessen Ende weit unten das Meer weiß schäumend gegen die Küste schlug. Gekonnt setzte er dabei den Hirtenstab ein, um die Höhenunterschiede in diesem abschüssigen Gelände sicher und schnell zu überwinden. Währenddessen trieb Tegaday die Ziegenherde zusammen und machte sich auf den Weg zur großen Höhle, wo seine Familie wie jeden Herbst ihr Zuhause eingerichtet hatte. Die feuchtere, kühlere Jahreszeit hatte gerade begonnen, und wie immer hatten sie ihre Sommerweiden hoch oben in den Bergen verlassen und waren hinunter an die Schulter der Schlucht gezogen, wo die Tiere nun frisches, üppiges Futter fanden.

Doch wie lange würden sie noch so leben können?

Stirnrunzelnd dachte Tegaday über die bedrohlichen Ereignisse nach, über die sein Vater Tazagiza berichtet hatte. Schon vor einiger Zeit waren Fremde mit Schiffen über das Meer gekommen. Sie hatten einen großen Teil von Benahoare unterworfen und einen mächtigen König ausgerufen, der in großer Entfernung in einem unbekannten Land jenseits des Meeres herrschte. Die Fremden hatten mysteriöse, feuerspeiende Waffen, mit denen sie den besten und mutigsten Krieger der Auarita aus großer Entfernung töten konnten. Sie hatten sich das Land genommen, den Einheimischen die Ziegen gestohlen und angefangen, die Wälder zu roden und unbekannte Pflanzen anzubauen. Sie hatten die Familienclans drüben auf der anderen Seite der Insel unterworfen und sie zur Arbeit auf diesen Feldern gezwungen. Und sie hatten seltsame Tempel gebaut, in denen sie zu einem zornigen, fremden Gott beteten.

Bislang war die Familie des Tazagiza hier in diesem unzugänglichen, stark zerklüfteten Teil der Insel verschont geblieben; bislang waren die übermächtigen Fremden noch nicht bis zu ihnen vorgedrungen, doch wie lange würde es noch dauern, bis sie auch diese abgelegene Region erobern und seine gesamte Familie unterwerfen würden? Womit sollten sie sich gegen die unheimlichen Fremden wehren? Etwa mit ihren

Hirtenstäben und Holzspeeren? Wenn es tatsächlich stimmte, was erzählt wurde, dann hatten sie doch gar keine Chance, sich gegen die fremden Eindringlinge zur Wehr zu setzen.

Ein durchdringender Pfiff riss Tegaday aus seinen düsteren Gedanken. Sofort wusste er, dass etwas Außergewöhnliches geschehen war, denn die Auarita hatten ein System entwickelt, sich durch Pfiffe über große Entfernungen hinweg Botschaften zu vermitteln. Der Pfiff kam von weit unten, von dort, wo Tenemoche die entlaufene kleine Ziege einfangen sollte. Alarmiert trieb Tegaday die Herde an. Die Tiere antworteten mit einem beleidigten Meckern, doch Tegaday achtete nicht darauf.

War es jetzt womöglich soweit? Hatten die Fremden nun auch Tagarage, ihr heimatliches Territorium, erreicht?

Er musste so schnell wie möglich nach Hause und Verstärkung holen.

— 2 —

Ein wenig später näherte sich ein Spähtrupp lautlos der Küste.

Tegaday hatte seinen Vater Tazagiza und zwei weitere Männer zu Hilfe geholt, und gemeinsam mit Tenemoche, der die entlaufene Ziege einfach an einen Busch gebunden und auf Verstärkung gewartet hatte, waren die fünf Männer hinunter in die enge, unzugängliche Bucht hinabgeklettert und versteckten sich nun hinter einem Felsvorsprung, der etwa zwanzig Meter oberhalb des Strandes abrupt endete. Vorsichtig äugten sie hinunter auf den schwarzbraun in der Sonne glitzernden Sandstrand.

Es war ein schauerliches Schauspiel, das sich ihnen darbot, und in der Luft hing ein Geruch, der eine eindeutige Sprache sprach:

Es war der Geruch des Todes.

Verstreut über den Sandstrand waren verschieden geformte Punkte zu erkennen. Aus der Ferne hätte man meinen können, eine Gruppe Menschen ruhe sich in der warmen Sonne aus. Doch der Schein trügte. Es waren zerschmetterte Holzplanken und andere Überreste eines havarierten Schiffes. Dazwischen lagen menschliche Leichen. Und die

hatten neugierige Gäste angelockt. Hungrige Bestien zerrten zähnefletschend an ihnen, knurrten sich gegenseitig geifernd an, rissen mit ihren kräftigen Eckzähnen riesige Stücke rohes Fleisch aus den leblosen Körpern und verschlangen sie gierig in einem Stück, damit ja kein anderer ihnen den Leckerbissen vom Maul reißen konnte. Ein Rudel wilde Hunde hatte sich zu einer blutrünstigen Fressorgie zusammengefunden.

Fragend schauten die vier Männer ihr Oberhaupt Tazagiza an.

Was sollten sie tun? Wer waren die Toten da unten? Womöglich diese Fremden, die ihnen ihre Insel wegnehmen wollten?

„Wenn es diese fremden Eindringlinge sind, sollten wir sie einfach da unten liegen lassen und wieder verschwinden!“, flüsterte Tegaday, „Die Hunde fressen sie ja sowieso auf.“

Verwundert sah Tazagiza zu Tegaday hinüber, schüttelte den Kopf und raunte: „Bist du noch bei Sinnen, Sohn? Mit ein paar wilden Hunden werden wir problemlos fertig, aber mit einem so großen Rudel? Sobald die Bestien Witterung aufnehmen, holen sie sich unsere Ziegen, und die Viecher da unten haben sich ja förmlich in einen Bluttausch gefressen! Das ist viel zu gefährlich für uns. Wir müssen unbedingt etwas unternehmen!“

„Außerdem sind vielleicht einige der Menschen da unten noch am Leben“, fügte Tenemoché nachdenklich hinzu, „und es ist die Pflicht eines Auarita, einem Menschen in Not zu helfen, ganz gleich, woher er kommt. Sonst erzürnt sich der große Gott Abora und bestraft unsere ganze Familie, oder nicht?“

„Ja, so ist es“, nickte Tazagiza zustimmend und schaute jedem einzelnen der Männer in die Augen.

„Also gehen wir runter?“, fragte Tegaday schließlich.

„Ja“, erwiderte Tazagiza bestimmt, „und wir müssen so viele Hunde wie möglich erwischen.“

Normalerweise kamen die Auarita bei ruhigem Wetter an diesen Strand, um frische Muscheln, Schnecken und Seetang zu sammeln.

An diesem Tag jedoch sammelten sie zerfleischte Leichen.

Nachdem sie sich eingehend vergewissert hatten, dass keine Gefahr eines Hinterhalts durch die Fremden drohte, glitten sie flink an ihren Hirtenstäben von dem Felsvorsprung hinab, von dem aus sie die Lage auskundschaftet hatten, und deponierten die Stäbe und einige mit Obsidian verstärkte Ersatzspeere leise hinter einem großen Basaltbrocken. Die wuchtige Brandung des Atlantiks dröhnte in ihren Ohren, die Wellen brachen sich tosend in ihrem ewig gleichen und doch immer unterschiedlichen Kreislauf, die Luft war feucht, und die von der Gischt hochgewirbelten Wassertröpfchen funkelten prächtig im Licht der Sonne und zeigten dabei alle Farben des Regenbogens.

Noch hatten die Hunde nichts bemerkt. Das Festmahl hatte ihre Aufmerksamkeit getrübt, und das tosende Meer tat ein Übriges, um ihre Sinne zu betäuben. Genau das war die Chance der Männer. Sie nahmen ihre Obsidian-Speere und schlichen sich geschmeidig wie Katzen so nah wie möglich an die Hunde heran. Als Tazagiza fast unmerklich nickte, rannten die Männer so schnell sie konnten über den Strand, jeder in eine andere Richtung.

Die Überrumpelungstaktik hatte Erfolg. Tazagiza begann einen kurzen Spurt und rammte seinen Speer direkt in den Nacken eines großen, dunkelbraunen Hundes, der eine Leiche für sich gewonnen und sie einige Meter in Richtung Felsvorsprung gezerzt hatte. Der Hund jaulte auf und brach dann wimmernd zusammen. Leise blubbernd, wie ein kleiner Lavastrom, quoll Blut aus seinem Nacken. Während seine Gliedmaßen in der letzten Agonie heftig zuckten, hielt der Hund seine Beute wie zum Trotz mit dem kräftigen Kiefer fest umklammert, gerade so, als wolle er das Fleisch als Proviant mit in die andere Welt hinüberretten. Hurtig zog Tazagiza seinen Speer aus dem Körper des sterbenden Tieres, um die anderen, die währenddessen weiter gerannt waren, einzuholen. Doch der Speer steckte zu tief. Er brach ab, und die scharfe Obsidianspitze blieb im Nacken des Hundes stecken. Tazagizas Waffe war unbrauchbar geworden.

Um die nächste Leiche hatten sich gerade eben noch drei der ausgehungerten Tiere grimmig gestritten. Nun aber duckten sie sich weg, und ihre Vorderpfoten krallten sich in den Sand, doch sie konnten

dem schnellen Überraschungsangriff nicht mehr entkommen. Mit chirurgischer Präzision rammten die Auarita ihre Speere in die Körper der Tiere.

Die anderen Hunde waren nun allerdings gewarnt. Der Überraschungseffekt zeigte keine Wirkung mehr. Die Tiere ließen von ihrer Beute genauso ab wie von ihren wilden Kämpfen untereinander und formierten sich zu einem kläffenden und knurrenden Rudel. Der Strand verwandelte sich in ein Schlachtfeld, auf dem zwei ungleiche Armeen nun erbittert Krieg gegeneinander führten.

Während die Männer das Rudel niederrangen, war Tazagiza zum Felsvorsprung zurückgerannt, um sich einen neuen Obsidianspeer zu holen. Dann war er zu den anderen zurückgekehrt. Er holte aus, und der Speer drang in die Flanke eines kleineren schwarzen Hundes. Doch bevor Tazagiza den Speer wieder herausziehen konnte, ließ ihn ein stechender Schmerz laut aufschreien. Ein großes, zotteliges Tier hatte sich von hinten auf ihn gestürzt und sich mit aller Kraft in seiner rechten Schulter verbissen. Tazagizas Knie gaben nach; er fiel vorne über auf den Boden, und auf ihn stürzte der Hund.

Was dann geschah, verstanden die Auarita nicht. Ein ohrenbetäubender Knall erschütterte die von steilen Vulkanfelsen eingeschlossene Bucht und hallte sekundenlang nach. Der zottelige Hund, der sich gerade eben noch aufgebäumt hatte, um erneut auf Tazagiza loszugehen, jaulte laut auf, flog wie ein morscher Ast, den eine stürmische Windbö vom Baum gerissen hatte, davon und schlug ein paar Meter weiter mit einem dumpfen Schlag auf dem Sand auf. Dort blieb er reglos liegen. Blut bahnte sich den Weg aus seiner Flanke und sickerte in den Sand.

In wilder Panik rannten die anderen Männer zum Felsvorsprung zurück und kletterten hinauf. Oben angekommen, ließen sie sich mit klopfenden Herzen fallen, bis sie wieder zu Atem kamen. Dann wagten sie sich vorsichtig vor, um den Schauplatz zu überblicken.

Auch die Hunde waren geflohen. Am Strand zurückgeblieben war ein Schlachtfeld. Und mittendrin lag der verletzte Tazagiza.

„Was war das?“, flüsterte Tenemocha aufgeregt.

„Ich weiß es nicht“, antwortete Tegaday atemlos. „Aber wir müssen runter und Tazagiza holen.“

„Und die Hunde?“, erwiderte Tenemoche. „Meinst du, sie sind weg?“
„Die meisten haben wir erwischt. Vielleicht sind noch drei oder vier übrig. Wir müssen Tazagiza holen, bevor sie zurückkommen und ihn zerfleischen, er ist verletzt und kann sich nicht mehr wehren“, sagte Tegaday und wandte sich an die anderen beiden Männer: „Wie sehen Eure Speere aus, sind die noch in Ordnung?“

Unterdessen war unten am Strand erneut ein Hund aufgetaucht. Kläffend sprang er um den am Boden liegenden Tazagiza herum, der auf dem Rücken lag und verzweifelt versuchte, das Tier mit Fußtritten abzuwehren. Tazagizas Gesicht war vor Schmerz verzerrt. Lange würde er nicht mehr durchhalten können.

Da bewegte sich von hinten ein großer, schwarzer Schatten auf Tazagiza zu und legte sich bedrohlich über den Hund, der nun laut knurrte und unruhig vor seiner Beute hin- und hersprang, unsicher, ob er angreifen oder die Flucht ergreifen sollte. Mit einem bestialischen Schrei holte der Schatten aus und schlug dem Tier so heftig mit dem Lauf eines Gewehrs über den Schädel, dass es winselnd zu Boden ging. Wieder und wieder, wie besessen, schlug der Schatten mit dem Gewehr auf den Hund ein, gerade so, als ob er ihn für den Tod aller am Strand liegenden Männer verantwortlich machen wollte.

Als aus dem Hund ein blutiger Brocken Fleisch geworden war, ließ der Mann endlich von seiner Attacke ab. Vorsichtig schob er seine kräftigen Arme unter den am Boden liegenden Tazagiza, hob ihn sachte auf und ging auf die vier Auarita zu, die das Geschehen voller Erstaunen beobachtet hatten und nun paralysiert zuschauten, wie der Mann Tazagiza direkt unter dem Felsvorsprung am Boden ablegte, auf die Knie fiel und ein paar Worte von sich gab, die sie nicht verstanden.

„Wasser, bitte, Wasser.“

Der Mann war Yago.

Verwundert kletterten die vier Auarita den Felsvorsprung hinab und schauten Yago aus den Augenwinkeln halb misstrauisch, halb bewundernd an, während sie sich zu Tazagiza herabbeugten und seine

Bisswunde untersuchten. Tenemoché hingegen, der sich Yago neugierig genähert hatte, wollte gerade etwas sagen, als Tegaday aufsprang, ihn ruppig wegzog und raunte: „Sei vorsichtig!“

„Ich tue euch nichts“, rief Yago, der immer noch im Sand kniete und beschwichtigend beide Hände hob, „ich brauche dringend Wasser, bitte!“

Natürlich verstanden die Auarita nicht, was Yago meinte, und so führte er seine Hände an den Mund und tat so, als ob er aus einem Gefäß trank.

„Der braucht Wasser,“, sagte Tenemoché, drehte sich direkt zu Yago um und wiederholte die Geste.

„Ahemon?“, fragte er.

Yago nickte und wiederholte abermals seine Handbewegung.

„Ja, Ahemon, Wasser!“

Fragend schaute sich Tenemoché nach Tazagiza um. Der nickte matt und sagte: „Ja, gib ihm Wasser, Tenemoché, und dann geh' hoch und sag den anderen Bescheid.“

Tenemoché nahm den Ziegenlederbeutel, der an einem Seil um seine Hüfte gebunden war und reichte in Yago, der danach griff und gierig trank. Dann nahm Tenemoché wortlos einen der Hirtenstäbe, kletterte den Felsvorsprung hinauf und verschwand.

Während Yago seinen Durst löschte und sich dann entkräftet auf den Rücken fallen ließ, beugte sich Tegaday zu Tazagiza hinunter und gab auch ihm Wasser. Dann untersuchte er die blutende Bisswunde und versuchte, die Blutung zu stillen, indem er seinen Tamarco, die typische, aus gegerbtem Ziegenleder bestehende Kleidung der Auarita, auszog, und auf die Wunde drückte.

„Was sollen wir mit dem Fremden machen, Vater?“, flüsterte er und wies misstrauisch auf Yago.

Doch Tazagiza antwortete nicht. Er war in einen bewusstlosen Schlaf gesunken und atmete dabei rasselnd und unruhig.

Besorgt stand Tegaday auf und sagte zu den beiden anderen Männern:

„Ich behalte den Fremden da im Auge und passe auf Tazagiza auf. Ihr müsst derweil die Leichen verbrennen, sonst kommen die

Hunde wieder, und solange wir keine Verstärkung haben, können wir uns nicht gegen sie zur Wehr setzen.“

Stumm nickten die beiden, liefen zum Strand, sammelten die leblosen Menschen- und Tierkörper ein, legten sie auf einen Haufen und entfachten ein Feuer. Danach kamen sie zurück und setzten sich neben den verletzten Tazagiza, der mit geschlossenen Augen am Boden lag und ganz leise stöhnte. Tegaday saß neben seinem Vater und drückte den Tamarco fest auf die Wunde, aus der noch immer etwas Blut herausickerte. Während Yago ermattet auf den brennenden Haufen starrte, der ihn an ein Autodafé der Inquisition erinnerte, begannen die Auarita, heftig zu diskutieren. Der Geruch des verbrennenden Fleisches, der in Yago eine unangenehme Übelkeit aufsteigen ließ, schien ihnen nichts anzuhaben. Oder zumindest ließen sie sich nichts anmerken. Tatsächlich hatten sie eine andere Sorge: Tazagiza war so schwer verletzt, dass es unmöglich war, ihn durch die steile Schlucht hinauf in die Höhlensiedlung zu transportieren, die sich 600 Meter weiter oben bei den Ziegenweiden befand. Schließlich ergriff einer der Männer einen Hirtenstab, erklimmte den Felsvorsprung und verschwand in der Schlucht.

Danach legte sich eine bedrückende Stille über den Strand. Das Feuer verwandelte sich nach und nach in einen qualmenden Haufen. Tegaday war noch einmal zur Kontrolle über den Strand gelaufen und mit dem Gewehr in der Hand zurückgekommen. Verwundert zeigte er es dem anderen Auarita, der es neugierig von allen Seiten begutachtete, das glatte Material betastete, daran schnupperte und seine Festigkeit mit den Zähnen testete. Erstaunt gab er die Waffe zurück an Tegaday. Solch ein stabiles, festes Material hatten beide noch nie in den Händen gehalten.

Yago, der die Szene amüsiert aus dem Augenwinkel beobachtet hatte, setzte sich auf und sagte:

„Das ist ein Gewehr.“

Er machte eine Bewegung, als ob er auf jemanden ziele, und rief: „Bumm!“

Tazagiza öffnete matt die Augen und schaute fragend zu den anderen hinüber.

Tegaday hob das Gewehr in die Luft und sagte:

„Schau dir das mal an, Tazagiza“.

„Tegaday, das ist eine dieser unheimlichen feuerspeienden Waffen, von denen ich dir erzählt habe“, raunte er.

Entsetzt riss Tegaday die Augen auf, warf die Waffe zu Boden und sprang ein paar Schritte zurück.

Yago musste unwillkürlich lachen.

Erbost schaute Tegaday zu Yago hinunter und schimpfte:

„Das findest du lustig, was?“

Yago machte eine beschwichtigende Geste und sagte ruhig:

„Die Waffe funktioniert nicht mehr, Junge. Du brauchst keine Angst zu haben.“

Gemächlich stand er auf, nahm das Gewehr, entsicherte es und feuerte in die Luft. Ein klackendes Geräusch war zu hören.

„Siehst du, die hat weder Pulver noch Kugeln. Ich habe nur den einen Schuss gehabt.“

Er hielt Tegaday das Gewehr hin und lächelte.

„Du kannst sie ruhig nehmen“, sagte er freundlich.

Doch Tegaday schaute misstrauisch zu Yago hinüber, verschränkte die Arme und rührte sich nicht.

Aufmunternd nickte Yago Tegaday zu und legte das Gewehr dann direkt vor ihn auf die Erde.

„Keine Angst, ich tue Euch nichts“, murmelte Yago etwas ratlos und überlegte fieberhaft, wie er die feindselige Anspannung, die sich nun ausbreitete, wieder auflösen konnte. Da rief Tazagiza mit schwacher Stimme:

„Tegaday, komm mal her“.

Tegaday runzelte die Stirn und beugte sich hinunter zu seinem Vater.

„Wie geht es dir? Halte durch, Vater! Bald kommen die anderen und dann können wir dich behandeln“, flüsterte er Tazagiza ins Ohr.

Tazagiza machte eine beschwichtigende Geste und sagte leise:

„Keine Sorge, ich komm schon durch.“

„Gut“, entgegnete Tegaday, ohne Yago aus den Augen zu lassen. „Was machen wir mit dem Fremden, Vater?“

„Er behagt dir nicht, was?“

„Nein, ganz und gar nicht“, brummte Tegaday grimmig.

„Das verstehe ich, aber hast du gesehen, was für ein Hund mich gebissen hat?“

„Nein, nicht richtig.“

„Es war ein großer, zotteliger Hund!“

Tegaday riss die Augen weit auf und schaute seinen Vater sorgenvoll an.

„Du meinst...?“

„Ja“, unterbrach ihn Tazagiza, „Iruene, der Bote der bösen Mächte! Er war's, das habe ich genau gesehen, und du weißt, was das bedeutet – nämlich großes Unheil. Aber er hier, der Fremde, hat mich gerettet und das Böse von uns abgewehrt. Wir müssen ihn aufnehmen, denn nur dann werde ich geheilt und wir können die drohende Gefahr von uns abwenden!“

Nachdenklich äugte Tegaday zu Yago hinüber, der in der Zwischenzeit eine Idee bekommen hatte, wie er seine friedliche Absicht demonstrieren konnte. Vorsichtig beugte er sich nieder, nahm das Gewehr in beide Hände, gerade so, als ob er ein Geschenk übergeben wolle, ging mit langsamen Schritten zu Tazagiza hinüber, verbeugte sich feierlich und legte das Gewehr neben den verletzten Mann. Er lächelte, nickte wie zur Begrüßung, zeigte mit dem Finger auf sich selbst und sagte mit fester Stimme:

„Yago.“

Tazagiza verstand die Geste sofort. Daher hob auch er seine Hand, zeigte auf sich selbst und antwortete:

„Tazagiza.“

Dann wandte er sich zu Tegaday, der Yago immer noch finster anschaute, und sagte auffordernd:

„Jetzt du, mein Sohn!“

Tegaday runzelte die Stirn, dachte einen Moment lang nach und entgegnete:

„Bist du Dir da ganz sicher, Vater?“

„Absolut!“

Tegaday aber zögerte immer noch.

„Du weißt, welchen Schaden Iruene anrichten kann!“, sagte Tazagiza.

„Ja, Vater“, entgegnete Tegaday unsicher.

„Also muss dir auch klar sein, was dieser Mann für uns getan hat. Er wird uns nicht schaden, ganz im Gegenteil. Also schieb‘ deine Zweifel beiseite und vertraue Deinem Vater!“

Tegaday legte den Kopf schief und beäugte Yago von oben bis unten. Dann holte er tief Atem und klopfte mit der flachen Hand auf seine Brust.

„Tegaday“, sagte er stolz.

Das Eis war gebrochen.

Als Tenemoche mit der gesamten Familie zum Strand zurückkehrte, hatten Tazagiza, Tegaday und Yago Freundschaft geschlossen. Umgehend wurde ein Lager errichtet, in dem die Familie nun wohnen würde, bis Tazagiza wieder genesen war. Oben zurückgeblieben waren ein paar junge Burschen, die sich so lange um die Ziegen kümmern sollten. Yago, der sich ein wenig abseits hielt, beobachtete staunend, mit welch einfachen, aber effizienten Mitteln die Familie es verstand, eine kleine Siedlung zu errichten. Eine ältere Frau hatte sofort nach ihrer Ankunft angefangen, Tazagiza mit verschiedenen Kräutermischungen zu behandeln, während eine andere Milch aus einem Ziegenlederbeutel in eine Tonschale goss. Als sie sich umwandte, um Yago die Milch zu geben, stockte ihm der Atem, so überwältigt war er von ihrer Anmut. Es war Ariscaya, die Tochter des Familienoberhauptes Tazagiza.

— 5 —

„Yago, schau mal, was ist das?“

Ariscaya erhob sich und hielt neugierig einen Gegenstand in die Luft.

Die beiden waren am Strand, um Muscheln und Schnecken zu sammeln. Über ein Jahr lang war Yago nicht mehr dort gewesen, und der Ort löste in ihm allergrößtes Unbehagen und abscheuliche Erinnerungen aus. Noch immer konnte er nicht fassen, dass er als einziger überlebt hatte, als die spanische Karavelle von einem heftigen Sturm

erfasst, von ihrem Kurs abgetrieben und von einem Unterwasserfelsen wie von einem Dolch aufgeschlitzt worden war. Yagos Ziel war die junge Stadt Santo Domingo auf der Insel Hispaniola gewesen, als er London verlassen und auf einem Schiff nach Andalusien angeheuert hatte. Mehrere Wochen hatte er in Palos ausgeharrt, bis er endlich auf einer Karavelle in See stach, die Waffen, Waren und Menschen in die neue spanische Kolonie bringen sollte. Zunächst war die Karavelle von Spanien aus nach Südwesten in Richtung Gran Canaria gesegelt, um dort Wasser und Proviant aufzunehmen, doch wegen des stürmischen Passatwindes war sie vom Kurs abgekommen und weit nach Westen abgedriftet, wo sie buchstäblich zu Füßen der Insel La Palma, die von den Einheimischen Benahoare genannte wurde, auf den Meeresgrund gesunken war.

Am Anfang war Yagos Enttäuschung darüber, nicht in die Neue Welt gelangt zu sein, gewaltig gewesen. Ihm war klar, dass Benahoare, wo er gestrandet war, nicht weit weg von Gran Canaria sein konnte und grübelte darüber nach, wie er dorthin gelangen und seine Reise fortsetzen konnte. Doch je länger er bei Tazagizas gastfreundlicher Familie lebte, je mehr er von diesen Leuten erfuhr und je besser er ihre Sprache verstand, desto mehr verfestigte sich in ihm der Gedanke, seine neue Welt und endlich seinen wahren Platz im Leben gefunden zu haben.

Und dann war da noch Ariscaya.

Fröhlich lief sie auf ihn zu und wedelte dabei den Gegenstand, den sie gerade am Ufer gefunden hatte, in der Luft hin und her. Yago, der mit beiden Händen den Sand durchwühlte, um die schmackhaften Muscheln herauszufiltern, schaute auf. Ihre weibliche Silhouette hob sich anmutig vom Hintergrund ab. Ein strahlend blauer Himmel, verlieh ihrem glatten, braunen Haar einen zartgoldenen Schimmer. Ein Schauer durchlief Yagos Körper und sein Puls beschleunigte sich, während er spürte, wie das Blut zwischen seine Beine schoss. Schamvoll drehte er sich um und atmete mehrmals tief durch.

Abrupt blieb Ariscaya stehen und riss die Augen auf.

„Was ist denn, Yago?“, fragte sie erstaunt.

Yago fuhr sich mit der Hand über die Stirn und erhob sich.

„Ach, nichts“, lächelte er, verdutzt über den Gegensatz zwischen seiner eigenen Scham und Ariscayas vollkommen ungezwungener Arglosigkeit. „Mir ist nur ein bisschen schwarz vor Augen geworden. Ich muss was trinken.“

Mit diesen Worten griff er zu seinem Ziegenlederbeutel, der an einem Seil an seiner Hüfte befestigt war, und trank einen großen Schluck Wasser. Aus den Augenwinkeln bemerkte er, wie Ariscaya verschmitzt lächelte. Sie drehte den Gegenstand, den sie gerade gefunden hatte, vor Yagos Nase hin und her und wartete ungeduldig, bis Yago fertig getrunken hatte. Dann fragte sie aufgeregt:

„Schau mal, Yago, was ist das?“

Er nahm den Gegenstand und betrachtete ihn von allen Seiten. Es war eine kleine Holzfigur, deren Formen das Meer ein wenig abgeschliffen hatte. Aber Yago erkannte sofort, wen die Figur darstellte.

„Das ist Maria, die Mutter Gottes in der Religion, die wir Christentum nennen“, murmelte er, „die muss vom Schiff sein.“

Ariscaya ließ sich lächelnd in den Sand fallen. Dabei verlor sie den prall mit Muscheln gefüllten Ziegenlederbeutel und die Muscheln kullerten wie Murmeln heraus.

Ariscaya kicherte fröhlich. Dabei entblößte sie eine Reihe herrlich weißer Zähne, die ihr Lächeln noch zauberhafter machten.

„Lass die Muscheln liegen, die können wir später wieder einsammeln“, rief sie zu Yago, der sich schon niedergebückt hatte, um die Muscheln wieder einzusammeln.

Sanft zog sie ihn zu sich heran. Zögernd ließ sich Yago neben Ariscaya nieder und hoffte, dass ihre Nähe nicht erneut eine Achterbahnfahrt in seinem Körper auslösen würde. Er nahm die Madonna in beide Hände und betrachtete sie nachdenklich.

„Erklär' mir das mal“, fragte sie neugierig. „Wie kann Gott eine Mutter haben, wenn er doch immer schon da war? Das verstehe ich nicht.“

Sie blinzelte im Sonnenlicht, strich sich eine Haarsträhne aus dem Gesicht und schaute Yago fragend mit ihren großen, hellbraunen Augen an.

„Na ja, man sagt eben Mutter Gottes, in Wirklichkeit heißt sie

Maria, und sie ist nicht die Mutter von Gott, sondern von Jesus, und der ist Gottes Sohn.“

„Also betet ihr eine ganze Familie an, eine Gottes-Familie?“

„Nun ja, Gott ist eben Gott, so wie bei Euch Abora, und Maria, die Mutter Gottes, ist ein Mensch, und Jesus auch, und der ist Gottes Sohn, den Maria geboren hat.“

„Dann ist Gott zu den Menschen auf die Erde gekommen, hat Maria getroffen, und sie haben ein Kind bekommen?“

„Nein, Gott ist im Himmel geblieben und Maria hat Jesus über den Heiligen Geist empfangen, und so kam das Jesuskind auf die Welt.“

„Wie, da war noch einer dabei?“

Yago musste lachen.

„Nein – ach, lassen wir das. Komm, lass uns lieber die Muscheln einsammeln und zurückgehen.“

Sanft schmiegte sich Ariscaya an Yago. Ihre Hände strichen über seinen Rücken und ließen ihn erschauern.

„Lass uns doch noch ein wenig hierbleiben“, flüsterte sie ihm ins Ohr. Dann schaute sie ihm tief in die Augen und lächelte sanft.

„Yago...“, hauchte sie fast unhörbar und streichelte sanft seine Wangen.

„Ariscaya...“, antwortete er mit trockenem Mund. Zärtlich nahm er sie in den Arm. Ariscaya lächelte und schloss die Augen. Yago hielt den Atem an, beugte sich vor und küsste sie sanft, während sein Herz heftig zu pochen anfang.

„Ariscaya...“, flüsterte er erneut und drückte sie fest an sich. Die Zeit schien stehen zu bleiben, während die beiden am Strand lagen und sich immer enger aneinanderschmiegen.

„Yago“, flüsterte sie ihm schließlich liebevoll ins Ohr. „Willst du mein Heiliger Geist sein, damit auch wir ein Kind bekommen?“

Verdutzt starrte Yago Ariscaya an.

Ariscaya lachte laut auf, während er beschämt zu Boden blickte.

„Was hast du denn?“, fragte sie arglos, und Yago wurde klar, dass sie das auch tatsächlich war.

Er lächelte.

„Nichts, mein Mädchen“, erwiderte er leise und küsste sie.

Wild pochte sein Herz, als Ariscaya seinen Kuss leidenschaftlich erwiderte und mit der Hand über seinen Oberkörper, seine Brust, seinen Bauch, seine Schenkel strich. Lautlos legte sich die hölzerne Madonnenstatue neben das Paar auf den Sand, als stumme Zeugin einer flammenden Liebe, die schon bald auf eine gewaltige Probe gestellt werden sollte.

KAPITEL 11

La Palma

Padre Sebastián bekreuzigte sich und erhob sich mit einem unterdrückten Stöhnen von der harten Holzbank, auf der er zum Gebet niedergekniet war. Diese Schmerzen in den Gelenken raubten ihm den Verstand. Vor allem morgens hatte er das Gefühl, zu einem Eisblock erstarrt zu sein, und jede Bewegung knirschte in seinen Gliedern, als ob die spröden Knochen in seinem Inneren in tausend kleine Eissplitter zerbrächen. Vorsichtig streckte er sich, bewegte seine Ellbogen und Kniegelenke ein wenig hin und her, ergriff seinen Gehstock und ging dann mit dem für ihn so typischen, leicht nach links vorne gebeugtem Gang zum Ausgang der winzigen, dem Erzengel Michael geweihten Kapelle.

Draußen beschien die Sonne einen kleinen, fast vollkommen quadratischen Hof, an dessen Seiten die Kapelle, das Priesterhaus und das nagelneue Rathaus standen.

Die warmen Strahlen taten seinen steifen Gliedmaßen gut. Einen Moment lang schloss Padre Sebastián die Augen und genoss die wohlige Wärme, die wie ein heilender Balsam durch seinen Körper glitt. Zwar vermisste er seine geliebte Heimatstadt Ávila und das Dominikanerkloster Santo Tomás, in dem er so viele Jahre gelebt hatte, doch er war froh, der eisigen Winterkälte der kastilischen Meseta entronnen zu sein, die seinen empfindlichen Knochen schon seit seiner Kindheit

zugesetzt hatte. Hier auf der Insel San Miguel de la Palma war es immer mild, und er genoss es, sich im Gemüsegarten hinter dem kleinen Priesterhaus auf eine Bank in den Schatten einer großen Tamariske zu setzen und sich in das Studium der Bibel zu versenken.

Leider hatte er dazu nicht mehr so häufig Gelegenheit wie in den ersten Jahren, nachdem er auf die weit im Atlantik liegende Kanarische Insel gekommen war. Ein Lächeln huschte über sein Gesicht, während er überlegte, wie lange das nun schon her war. Auch damals war Padre Sebastián nicht mehr jung gewesen, aber die Auf- und Abstiege in diesem gebirgigen Gelände hatten ihn bei weitem nicht so angestrengt wie heute. Damals hatte die Gegend ganz anders ausgesehen, und er erinnerte sich noch gut an seine erste Begegnung mit den Einheimischen, denen er voller Hingabe und Inbrunst die katholische Lehre zu vermitteln suchte. Nicht alle waren leicht zu überzeugen gewesen, und es hatte auch heftigen Widerstand gegeben, den der Eroberer Alonso de Lugo mit Härte und List niedergeschlagen hatte.

Doch seit jener Anfangszeit, in der nach der Eroberung die kleine Kapelle errichtet wurde, er die Auarita taufte und sich in Ruhe der Lektüre der Bibel widmen konnte, hatte sich viel verändert. Die damals neu gegründete Gemeinde von Tazacorte war in den letzten Jahren immer größer geworden, ja fast schon zu einem richtigen Ort herangewachsen, immer mehr Einwanderer und Abenteurer waren aus Spanien, Portugal und anderen Ländern gekommen, und mit dem Wachstum des Ortes hatten die gesellschaftlichen Verpflichtungen nicht lange auf sich warten lassen.

Heute war er bei Don Jacome de Monteverde zum Mittagessen eingeladen. Padre Sebastián runzelte die Stirn. Dieser Neuling gefiel ihm gar nicht. Er war viel zu aufstrebend, viel zu machthungrig, viel zu geldgierig und viel zu ungläubig! Wie Wölfe rissen sich diese gottlosen Kauffleute um ihre Beute, einer jagte dem anderen das Land, die Plantagen, die Wasserrechte und die Arbeiter ab, gierig lechzten sie nach noch mehr Gewinn und noch mehr Reichtum, und das, ganz ohne Rücksicht auf die Gebote Gottes zu nehmen. Scheinheilig huldigten sie Gott, aber in Wirklichkeit beteten sie doch nur das Geld an! Diese neue, sich rasant verändernde Welt machte Padre Sebastián Angst. Wo

sollte das noch hinführen? Aber er konnte nichts gegen diese Filzläuse, wie er die immer mächtiger werdende Zunft der Kaufleute heimlich nannte, unternehmen. Schließlich finanzierten sie die spanische Krone – und seine eigene Kirche.

— 2 —

„Padre, wie schön, Euch zu sehen“.

Mit überschwänglicher Höflichkeit begrüßte Jacome de Monteverde Padre Sebastián.

„Tretet doch herein.“

Sein harter Akzent schmerzte in Padre Sebastián's Ohren, und er verzog einen kurzen Moment lang das Gesicht. Dann trat er in einen dunklen, holzgetäfelten Raum, und langsam gewöhnten sich seine Augen an die neue Umgebung. In der Mitte des Raumes stand ein langer Tisch, der für ein Festessen gedeckt war. Im Hintergrund konnte er zwei Auarita-Frauen ausmachen, die leise hin und her huschten, während direkt vor der Tafel verschiedene Herren standen, die in den vergangenen Jahren von der Insel Besitz ergriffen hatten. Rechts neben Jacome de Monteverde stand Don Alonso de Lugo, der nun schon seit Jahren Gouverneur der Inseln La Palma und Teneriffa war.

„Padre“, rief Alonso de Lugo, „wie schön, Euch zu sehen!“

„Die Freude ist ganz meinerseits“, entgegnete Padre Sebastián und lächelte. So unterschiedlich die beiden Männer auch waren – sie achteten und schätzten sich, und im Laufe der Jahre hatte sich zwischen beiden eine Freundschaft entwickelt, die selbst ihre heftigen Debatten über die Auslegung der katholischen Lehre und der Machtbefugnisse der Krone überstand.

„Padre, ich darf Euch Cristóbal Lebrón, meinen kürzlich von den kastilischen Königen ernannten Stellvertreter, vorstellen“, sagte de Lugo.

„Es ehrt mich“, entgegnete der Padre, „Euch kennenlernen zu dürfen.“ Es musste sich bei diesem Treffen wohl um eine wichtige Angelegenheit handeln. Dass diese beiden hohen Herren hier in Tazacorte erschienen, war doch recht ungewöhnlich. Misstrauisch überlegte

Padre Sebastián, um was es wohl diesmal gehen könnte. In den vergangenen Jahren hatte sich hier allzu schnell allzu viel verändert. Cristóbal Lebrón war nun schon der dritte Stellvertreter des Gouverneurs, der sich die meiste Zeit auf Teneriffa aufhielt und die viel kleinere Insel La Palma nur noch selten persönlich besuchte. Jacome de Monteverde wiederum war innerhalb weniger Jahre der dritte Besitzer der Zuckerrohrplantage von Tazacorte geworden. Schon seit einiger Zeit war Padre Sebastián der Meinung, dass etwas mehr Stabilität der Insel guttun würde, aber er behielt seine Gedanken für sich und fragte die Herren höflich nach ihrem Wohlbefinden. Währenddessen betrat ein junger, hagerer Mann den Raum und schaute ein wenig ratlos um sich.

„Ah, da bist du ja!“, dröhnte Jacome de Monteverde mit lauter Stimme und schob den jungen Mann etwas unwirsch direkt vor Padre Sebastián.

„Padre, darf ich Euch meinen Neffen Conrado aus Köln vorstellen. Er ist gestern mit der Karavelle aus Palos eingetroffen und wird mich in Zukunft beim Ausbau der Zuckerrohrplantagen unterstützen.“

Erstaunt betrachtete Padre Sebastián den hellblonden jungen Mann. Er wirkte wie eine Wachskerze, die in der warmen Sonne viel zu weich geworden war. Abgesehen von der hellen Haut hatte er keinerlei Ähnlichkeit mit seinem energischen Onkel, der klein und untersetzt war und einen wohlgenährten Bauch vor sich herschob.

Wie üblich bei der Begrüßung eines Neuankömmlings hob Padre Sebastián seine rechte Hand und wartete darauf, dass der junge Mann vor ihm niederkniete, um gesegnet zu werden.

Ein leises Kichern machte sich breit.

Monteverde räusperte sich daraufhin, trat hervor und flüsterte dem Neuankömmling etwas ins Ohr.

„Ähem, ja“, stammelte dieser und errötete leicht.

Linkisch kniete sich der junge Mann nieder und ließ sich von Padre Sebastián segnen. Kaum hatte der Priester die Segnung beendet, klatschte Jacome de Monteverde in die Hände.

„Meine Herren“, rief er mit durchdringender Stimme und wandte sich an die anderen Gäste, die sich während der Segnung gottesfürchtig bekreuzigt hatten.

„Darf ich zu Tisch bitten.“

Irritiert schaute Padre Sebastián auf. Dieser ungeduldige Monteverde schien sich in der Rolle des Hausherrn mächtig zu gefallen und hatte ganz offensichtlich Spaß daran, das Kommando zu übernehmen. Seit er die Zuckerrohrplantage übernommen hatte, hatte sich das Leben im Ort gewaltig verändert. Monteverde führte die Plantage mit unerbittlicher Härte. Gleichzeitig führte er selbst einen ausschweifenden Lebensstil und verpasste keine Gelegenheit, zu demonstrieren, über welche unerschöpfliche Geldquellen er zu verfügen schien.

Auch heute ließ er ein üppiges Mahl servieren. Die am Vortag aus Palos in Andalusien angekommene Karavelle hatte die Insel mit frischer Ware vom spanischen Festland versorgt, und Monteverde schenkte einen herrlichen Rotwein aus, den auch der sonst so genügsame Kirchenmann nicht ausschlug. Und das Essen war einfach köstlich.

Sicherlich, Monteverde war unsympathisch und gottlos. Aber großzügig war er eben auch. Dieser nagte genüsslich eine Hühnerkeule ab und sagte schmatzend zu Alonso de Lugo, der rechts neben ihm saß:

„Wir brauchen mehr Leute, um die Plantage auszubauen, Don Alonso. Ihr wisst, dass ich sie von den Welsern in einem miserablen Zustand übernommen habe. Die Wurmplage hat drei Viertel der letzten Ernte zunichte gemacht. Die Welser ziehen sich immer mehr aus dem Handel zurück. Sie bezeichnen La Palma sogar schon als verfluchtes Land, was wahrlich nicht gut ist! Außerdem ist mir zu Ohren gekommen, dass die Welser auch das Interesse an den Plantagen auf Madeira verlieren. Wir müssen unbedingt etwas tun, damit der Handel weitergeht. Wir haben nicht in diese gottverdammte Insel investiert, um zu scheitern, das ist Euch sicherlich klar. Hier sind gute Geschäfte möglich, das Land hat ein hervorragendes Potenzial. Ich habe zudem überlegt, mich selbst um die direkte Verschiffung der Waren nach Antwerpen zu kümmern. Dann sind wir nämlich nicht mehr von den Welsern abhängig. Ich brauche also das Schiffbaurecht, und für die Arbeit vor Ort brauchen wir unbedingt mehr Leute. Gibt es hier noch Wilde, die wir uns holen können?“

„Nun“, antwortete de Lugo nachdenklich und spülte einen Bissen

Huhn mit einen Schluck Rotwein hinunter.

„Diese Insel haben wir ja schon lange unterworfen. Das war ein Kinderspiel im Vergleich zu Gran Canaria und Teneriffa, fragst nur meinen guten alten Freund, den Padre, er war von Anfang an mit dabei“, fuhr er mit selbstgefälliger Geste fort. „Nur dieser Tanausú war etwas widerspenstig. Aber den haben wir ja schließlich auch besiegt.“

„Ja, ich kenne die Geschichte“, erwiderte Monteverde ein wenig barsch, fügte dann aber mit säuselnder Stimme an: „Das war sehr raffiniert von Euch, ihm Verhandlungen vorzutäuschen und ihn dann einfach gefangen zu nehmen.“

Alonso de Lugo lächelte geschmeichelt und nickte.

„Sicherlich“, sagte er. „In dem unzugänglichen Gelände, wo er sich verschanzt hatte, hätten wir ihn niemals besiegen können. Wir mussten ihn in eine Falle locken.“

„Allerdings, Don Alonso, allerdings. Aber zurück zu meiner Frage, werter Gouverneur“, sagte Monteverde ungeduldig. „Was meint Ihr zu meinem Anliegen? Schließlich baut auch Ihr Eure eigenen Plantagen weiter aus, und da braucht es Arbeitskräfte.“

Alonso de Lugo kratzte sich am Hinterkopf und antwortete nachdenklich:

„Wie Ihr wisst, treiben sich in den Bergen noch Auarita herum. Vor allem im Nordosten der Insel. Dort ist die Landschaft außerordentlich schroff und unzugänglich, und wir haben das Land noch nicht hinreichend erkundet und aufgeteilt. Wie viele da leben, vermag ich allerdings nicht zu sagen.“

Monteverde beugte sich vor und sagte:

„Don Alonso, wir sollten einen Trupp zusammenstellen und die Leute holen. Das ist billiger, als Sklaven aus Afrika heranzuschaffen oder Arbeiter aus Spanien oder Portugal zu rekrutieren.“

„Nun ja“, zögerte Alonso de Lugo, „wie gesagt, wir wissen nicht, wie viele überhaupt noch in dieser Gegend leben.“

„Wir könnten doch selbst welche machen“, warf der junge Conrado trocken ein und zwinkerte seinem Onkel zu.

Dieser hielt einen Moment verdutzt inne und lachte dann prustend los.

Er klopfte seinem Neffen anerkennend auf die Schulter.

„Der war gut!“, dröhnte er zwischen lautem Gelächter, „aber das dauert mir zu lange, mein Junge.“

Padre Sebastián hielt inne und beobachtete die beiden Kölner aus den Augenwinkeln. Der junge Conrado wirkte so linkisch und unbeholfen – aber er hatte es ganz offensichtlich genauso faustdick hinter den Ohren wie sein ungehobelter, polternder Onkel, und auch sein Akzent war genauso kantig und hart.

Padre Sebastián räusperte sich.

„Wenn ich dazu etwas sagen dürfte, meine Herren. Die Kanarier sind laut dem päpstlichen Erlass von 1434 freie Menschen. Wir können sie nicht einfach zu Sklaven machen, ohne die Regeln der Kirche zu brechen und uns zu versündigen.“

„Aber mein lieber Padre“, warf Alonso de Lugo ein und runzelte die Stirn. „Was redet Ihr denn da? Erlass von 1434! Das ist eine Ewigkeit her! Wir leben hier doch nicht in längst vergangenen Zeiten, mein werter Padre! Wir sind schon lange in einem neuen Jahrhundert angekommen, in einer vollkommen neuen Epoche.“

„Der Erlass des Papstes ist nach wie vor gültig, neue Epoche hin oder her“, entgegnete Padre Sebastián verärgert.

„Gewiss, Padre, gewiss, vom Standpunkt der Kirche aus mögt Ihr selbstverständlich richtig liegen. Aber rechtlich gesehen werden die Menschen, die hier noch heidnisch auf den Inseln leben, genauso wie die Mauren behandelt, und die sind zweifelsohne Feinde des christlichen Glaubens.“

„Das gilt aber doch – wie Ihr eben richtig gesagt habt, Don Alonso – nur für diejenigen, die heidnisch leben, also noch nicht getauft wurden“, wandte Padre Sebastián kritisch ein. „Außerdem erwägt die Krone, alle Kanarier den Spaniern rechtlich gleichzustellen. Wir können sie nicht einfach gefangen nehmen und als Sklaven arbeiten lassen, nur um schnellen Profit zu machen.“

Der junge Conrado räusperte sich und ergriff das Wort.

„Es geht hier ja auch gar nicht um Sklaven, lieber Padre, da habt Ihr wohl etwas missverstanden. Wir reden von Arbeitskräften, nicht wahr, werter Onkel?“

„Aber sicher doch, genau das habe ich gemeint“, antwortete Jacome de Monteverde und nickte eifrig.

„Na sehen Sie, Padre.“

Zufrieden lehnet sich Conrado de Monteverde zurück und genehmigte sich einen großen Schluck des köstlichen Rotweins.

Irritiert schaute der Padre die beiden Kölner Kaufleute an. Sie warfen sich gegenseitig die Bälle zu wie ein eingespieltes Sportteam. Ganz klar: Der Neuankömmling würde über Leichen gehen, um seinen Reichtum zu mehren.

Mit einem süffisanten Unterton griff Jacome de Monteverde das Thema erneut auf und fragte den Kirchenmann:

„Oder bezeichnet Ihr Eure Haushälterin Dolores etwa als Sklavin, werter Padre? Sie ist doch auch eine Auarita?“

Der Padre errötete und überlegte, worauf Monteverde mit seiner Bemerkung hinauswollte, denn er hatte die Worte Haushälterin und Auarita seltsam lange gedehnt. Unterstellte er ihm etwa ein Verhältnis mit Dolores? Ja, sicherlich, der Padre mochte seine Haushälterin sehr. Aber niemals käme er auf den Gedanken, sie anzurühren! Schließlich hatte er bei seiner Priesterweihe ein Gelübde abgelegt. Es zu brechen, wäre eine unverzeihliche Sünde. Schon als Kind hatte er der Kirche absolute Treue geschworen. Damals hatte seine Mutter auf dem Sterbebett gelegen und ihn zu sich gerufen.

„Bleib deinem heiligen katholischen Glauben treu, mein Junge“, hatte sie gesagt und ihn an sich gedrückt. „Dann kann dir nie etwas geschehen, auch wenn ich nicht mehr bei dir bin. Der Tod ist nicht schrecklich, denn Gott nimmt mich auf in sein Himmelreich. Und wenn deine Zeit gekommen ist, wirst auch du das Reich Gottes sehen.“

Als sie aufgebahrt in ihrem Sarg lag, sah sie so friedlich und glücklich aus, dass er trotz seines tiefen Schmerzes einen festen Halt im christlichen Glauben fand. Er beschloss, sein Leben voll und ganz Gott zu widmen und sich Seinen Regeln zu unterwerfen. Kurz darauf wurde er der jüngste Novize im Dominikanerorden von Ávila.

„Padre, wollt Ihr mir nicht antworten?“, fragte de Monteverde inquisitorisch.

Padre Sebastián riss sich aus seinen Gedanken.

„Aber nein, Dolores ist ganz gewiss keine Sklavin!“, erwiderte er irritiert.

„Na, also, Padre“, sagte de Monteverde, „Dann sind wir uns ja einig.“

Er grinste den Padre an, zwinkerte ihm zu und lehnte sich zurück in seinen Stuhl. Selbstzufrieden schnippte er mit den Fingern, woraufhin eine Frau aus dem Hintergrund hervortrat und seinen Becher mit Wein füllte. Genüsslich trank er einen großen Schluck und stellte den Becher ab.

Padre Sebastián beugte sich vor und schaute Monteverde eindringlich ins Gesicht.

„Es gibt da aber doch einen Unterschied zwischen Arbeitskräften und Sklaven, wie ich meine“, setzte er erneut an. „Wenn wir Auarita gefangen nehmen, die dort draußen frei leben, und sie gegen ihren Willen hierher verschleppen, damit sie auf den Plantagen arbeiten, dann ist das Sklaverei.“

„Wir verschleppen sie ja gar nicht“, warf Monteverde ein. „Wir besuchen sie lediglich und machen ihnen klar, dass das Land, auf dem sie leben, wie der Rest dieser Insel nunmehr zur spanischen Krone gehört, und dass es ihre Pflicht als königliche Untertanen ist, für ihre Herrscher zu arbeiten, und sich nicht in der Wildnis herumzutreiben und ihren Götzen zu huldigen. Denn das ist verwerflich, wie ich meine.“

De Lugo nickte nachdenklich und sagte langsam:

„Nun, meine Herren, ich muss diesem Gedanken in der Tat zustimmen.“

„Eben“, entgegnete Jacome de Monteverde und wandte sich an den Priester:

„Padre, wenn dort im Nordosten der Insel noch Wilde herumlaufen, die ihre teuflischen Götzen anbeten und noch nicht getauft wurden, dann ist es unser aller Pflicht, dafür zu sorgen, dass wir sie in den Schoß der Kirche aufnehmen und ihre Seelen retten.“

Gegen dieses Argument war Padre Sebastián machtlos. Stumm nickte er und schaute ratlos auf seinen Teller, wo noch immer ein Stück der vorzüglich zubereiteten Hühnerkeule lag. Doch der Appetit war ihm

vergangen. Inzwischen war ihm vollkommen klar, was der Grund für dieses Treffen war. Schon seit längerem hatte er bemerkt, dass Jacome de Monteverde immer näher an Gouverneur de Lugo herangerückt war, um seine Macht auf der Insel auszubauen. Und jetzt, da sein Nefte Conrado zur Unterstützung gekommen war, wollte Monteverde seinen Einflussbereich ganz offensichtlich noch weiter ausdehnen.

Auf der anderen Seite der Insel, jenseits des großen Gipfels, gab es tatsächlich unzugängliche und noch gänzlich unerforschte Gebiete, und es war klar, dass diese beiden Männer nicht gewillt waren, sie anderen zu überlassen.

— • 3 • —

Auf der anderen Seite der Insel, jenseits des mächtigen Gipfels, hielt Yago inne und betrachtete fasziniert eine Passatwolke, die weit unter ihm wie eine Welle über einen Bergrücken hinwegschwappte. Er befand sich allein mit einer kleinen Ziegenherde auf einer Bergweide weit oben im Gebirge. Yago setzte sich ins Gras, um eine kleine Pause zu machen, und schaute sich um. Weit hinten am Horizont konnte er den gewaltigen, schneebedeckten Gipfel der Nachbarinsel erkennen. Dazwischen lag ein dunkelblau schimmernder Ozean, über den in schneller Abfolge weiße Wolkenfetzen hinwegzogen. Einige hundert Meter unter ihm befand sich ein dichter Kiefernwald, durch den er mit seiner Ziegenherde hier herauf gewandert war, um auf die hoch gelegenen Ginster- und Kräuterweiden zu gelangen, wo seine kleine Ziegenherde gemütlich graste. Noch weiter oben befand sich der kahle Gipfel der Insel, der sich wie ein dunkler Riese vom gleißend hellen Licht des stahlblauen Himmels abhob. Die Luft hier oben war klar und frisch und wirkte auf Yago fast übernatürlich. Alles hier oben wirkte geradezu mystisch: Der Blick schien klarer und leuchtender zu sein, die Strukturen des Lavagesteins stachen hervor wie Ornamente einer Kathedrale, und die Felsen warfen rabenschwarze, scharfkantige Schatten. Auch wenn Yago dieses Panorama inzwischen gut kannte, so konnte er sich noch immer nicht an diesem fantastischen Wechselspiel der Farben und Formen sattsehen. Er verstand sehr gut, warum die

Auarita in diesem mächtigen Gipfel, der sich hinter ihm auftürmte, eine Verbindung zwischen Himmel und Erde sahen und ihm daher in besonderer Weise huldigten. Auch Yago hatte hier oben das Gefühl, dem Himmel näher zu sein als an irgendeinem anderen Ort der Welt. Genüsslich holte er tief Luft, streckte sich, gähnte ausgiebig und schaute entspannt auf die Umgebung.

Eine Wolke bewegte sich anmutig über einen Bergrücken und nahm einen kurzen Moment lang die Silhouette einer auf der Seite liegenden Frau an. Sehnsüchtig dachte Yago an Ariscaya. Er hatte sie so lange nicht mehr gesehen und vermisste den Geruch ihrer Haut, die Wärme ihres Körpers, den Klang ihrer Stimme. Doch bald würde er sie wiedersehen. In zwei Tagen war Vollmond, und dann konnte er endlich zur Familie – zu seiner Familie – zurückkehren.

Seit dem letzten Vollmond war Yago ganz allein mit der Ziegenherde hoch oben in den Bergen unterwegs gewesen. Er sollte beweisen, dass er gelernt hatte, wie ein Auarita zu leben. Das war Tazagizas einziger Wunsch gewesen, um offiziell in die Familie aufgenommen und Ariscayas Mann zu werden.

Die Wolke verformte sich abermals und erinnerte Yago nun an eine Muschel. Lächelnd dachte er an jenen Tag zurück, an dem die beiden unten am Strand Muscheln gesammelt und die hölzerne Madonna gefunden hatten. Wie schön war jener Nachmittag gewesen, aber wie bedrückt war er danach zur Höhlensiedlung zurückgekehrt, während Ariscaya fröhlich und völlig unbekümmert vor sich her summte. Frühzeitig hatte sich Yago an jenem Abend zurückgezogen und mit schlechtem Gewissen darüber nachgedacht, dass er erneut einen großen Fehler begangen hatte. Wie hatte er es wagen können, Tazagizas Tochter zu berühren? Er war wohl nicht ganz bei Sinnen gewesen! Bestimmt würde es großen Ärger geben, genau wie damals in London. Was Jane wohl machte? Wie es Henry wohl ging? Seine Zeit in London schien ihm so weit weg, als ob es sich um ein anderes, vollkommen fremdes Leben handelte, genauso wie Baiona immer mehr in seiner Erinnerung verblasste. Er konnte sich nicht einmal mehr an die Stimme seiner Mutter erinnern. Nur der Klang von Ariscayas Stimme hallte in seinen Ohren wider. Sie war an jenem Abend munter am

Feuer sitzengeblieben und hatte den Abend fröhlich im Kreis ihrer Familie genossen, gerade so, als ob unten am Strand nichts vorgefallen wäre. Sie schien vollkommen frei von jedem Schuld- oder Schamgefühl zu sein. Später legte sie sich zu Yago und schmiegte sich eng an ihn. Erschreckt setzte er sich auf.

„Was machst du da?“, flüsterte er aufgeregt und schaute nervös um sich. „Du bringst uns noch in Schwierigkeiten!“

„Welche Schwierigkeiten?“, erwiderte Ariscaya verwundert.

„Na, wenn dein Vater uns erwischt, dann...“

Sanft legte Ariscaya ihren Zeigefinger auf Yagos Mund und unterbrach ihn.

„Nichts, dann...“, flüsterte sie lächelnd. „Ich habe meinem Vater und meiner Mutter gesagt, dass ich deine Frau sein möchte.“

Yago riss die Augen auf.

„Was?“, rief er verblüfft. „Und... was haben sie geantwortet?“

„Na, was schon“, Ariscaya zuckte mit den Schultern, gerade so, als ob sich es sich um eine vollkommen nebensächliche Angelegenheit handle.

„Hat dein Vater es dir erlaubt?“

„Na hör mal“, entrüstete sich Ariscaya, „das entscheide ja wohl ich.“

„Du?“

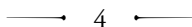
Ungläubig starrte Yago Ariscaya an.

„Ja sicher, wer denn sonst?“

Yago schüttelte den Kopf.

„Ist das bei Euch so üblich? Ich meine, dass die Frau entscheiden darf, wen sie heiraten möchte?“

„Ja, klar. Die Frau entscheidet, wer der Vater ihrer Kinder wird, wer denn sonst?“



Am Tag nach Vollmond begann Yago den Abstieg von den weit oben liegenden Gebirgsweiden hinunter zur Höhlensiedlung. Gemächlich folgten ihm die Ziegen, die gefräßig alle frischen Kräuter abgrasten, die sie finden konnten. Gerne hätte er sie angetrieben, denn

er konnte es kaum erwarten, die Herde gesund und wohlgenährt zur Familie zurückzubringen und voller Stolz zu beweisen, dass er wie ein echter Auarita leben konnte und es würdig war, Ariscayas Ehemann zu werden. Doch die gierigen Ziegen ließen sich nicht beirren und sprangen kreuz und quer durch die Landschaft, um sich die Mägen mit den besten Kräutern vollzuschlagen, die sie finden konnten. Nur langsam kamen sie voran. Am frühen Abend hatte er noch nicht einmal die Hälfte des Weges hinter sich gebracht. Enttäuscht hielt er an einer flachen Lichtung an, die von einem Kiefernain vor dem stetig wehenden Passatwind geschützt war, entfachte ein kleines Feuer und bereitete sich sein Essen zu, das seit vier Wochen nur aus einem Gemisch aus warmer Ziegenmilch und dem Gerstenmehl Gofio bestand. Die karge Kost hatte seinen Körper ausgezehrt. Doch bald würde er wieder Muscheln und Fisch essen können, gemeinsam mit seiner Familie und Ariscaya.

Wie sehr er sich doch darauf freute – bei seiner Rückkehr würde es ein großes Hochzeitsfest geben!

Yago legte sich auf den Rücken, schaute in den Himmel und malte sich lächelnd den Moment aus, in dem er Ariscaya wieder in die Arme schließen und sich ganz eng an sie schmiegen konnte. Zufrieden dachte er darüber nach, wie sich sein Leben zum Guten gewandelt hatte. Die lange Suche hatte ihn in eine Welt katapultiert, in der er nun endlich wieder eine Heimat gefunden hatte.

Plötzlich zerriss ein lauter Knall die friedliche Stimmung. Kreischend flatterte ein Schwarm Vögel in die Luft, und die Ziegen begannen, aufgeregt zu meckern. Erschrocken sprang Yago auf.

„Sch... sch...“, versuchte er, die Herde zu beruhigen und beieinander zu halten. Doch da ertönte erneut ein Knall. In wilder Panik stoben die Ziegen auseinander.

Lange hatte Yago keine Gewehrschüsse mehr gehört.

Das konnte nur eines bedeuten: Fremde waren gekommen!

Immer wieder hatten sie in den letzten beiden Jahren über die fremden Invasoren diskutiert, immer wieder hatte Tegaday vor den Eindringlingen gewarnt, und immer wieder hatte Tazagiza die Familie voller Überzeugung beruhigt:

„Uns droht kein Unheil. Wir stehen unter dem Schutz des großen Gottes Abora. Iruene wollte mich töten, aber Yago hat ihn besiegt. Die bösen Mächte haben verloren!“

Yago selbst war die schroffe Gegend, in der er nun sein Zuhause gefunden hatte, so unerreichbar und entlegen erschienen, dass er sich nicht vorstellen konnte, ein Fremder würde jemals freiwillig den beschwerlichen Weg auf sich nehmen, um in die abgeschiedene Welt seiner neuen Familie zu gelangen.

Nun wurde er eines Besseren belehrt.

Die Schlucht, in der sich die Höhle befand, lag sehr weit unten, nur ein paar Hundert Meter über dem Meer.

„Nein“, sagte er zu sich selbst und schüttelte den Kopf, „einen Schuss von dort unten hätte ich niemals bis hier oben hören können!“

Also mussten die Schüsse von weiter oben gekommen sein, von dort, wo die Winterweiden der Ziegen dem Lorbeerwald wichen. Er musste so nah wie möglich an den Ort der Schüsse herankommen, um herauszufinden, was dort vor sich ging. Hastig löschte Yago das Feuer, packte besorgt seine Sachen zusammen und begann den Abstieg. Die Ziegen überließ er sich selbst – er würde sie später ganz sicher alle wieder einfangen.

„Ich muss jetzt erst mal wissen, was da los ist“, dachte er.

Aufmerksam hielt er immer wieder inne und horchte in alle Richtungen. Nach einiger Zeit konnte er das Wiehern eines Pferdes ausmachen. Dann vernahm er lautes Gelächter. Schließlich erkannte er das Glimmen eines Feuers. Inzwischen war es dunkel geworden, und der Mond tauchte die Landschaft in ein fahles, metallenes Licht. Lautlos näherte sich Yago einer kleinen Lichtung, auf der fünf Männer an einem Lagerfeuer saßen. Es waren eindeutig spanische Soldaten, die gerade damit beschäftigt waren, über dem Feuer gebratenes Fleisch zu essen. Das waren also die Schüsse gewesen: Sie hatten Ziegen geschossen, um sich ein Abendessen zu beschaffen. Erleichtert zog sich Yago zurück, ruhte sich kurz aus und beschloss dann, in einem großen Kreis um das Lager herumzupirschen, um zu prüfen, ob noch weitere Männer in der Nähe waren. An einem Baum waren fünf Gäule angebunden. Ansonsten war nichts zu sehen.

Ein Spähtrupp vielleicht?

Das könnte bedeuten, dass sie die unzugängliche Schlucht mit der Höhlensiedlung gar nicht entdeckt hatten und seine Familie unverehrt war. Erneut pirschte er sich so nahe wie möglich an die Spanier heran und versteckte sich schließlich hinter einem dichten Lorbeerbusch in Hörweite der Gruppe.

„Morgen verschwinden wir endlich aus dieser verfluchten Gegend“, grunzte einer der Männer und spuckte missmutig auf die Erde, „ich bin ja einiges gewöhnt, aber so ein schroffes, abschüssiges Gelände wie hier habe ich noch nie erlebt. Da kommt man noch nicht mal mit einem kräftigen Gaul voran.“

Der Mann hatte einen starken galicischen Akzent, und es war für Yago ein seltsames Gefühl, nach so vielen Jahren die Sprache seiner Heimat zu hören. Er musste einen spontanen Impuls unterdrücken, um nicht aufzuspringen und sich als Landsmann des Galiciers zu erkennen zu geben.

„Ich verstehe sowieso nicht, was das Ganze soll“, brummte ein anderer, „mit dem Gelände hier kann man doch absolut nichts anfangen, wie soll man hier Felder anlegen? Also ich wollte das Land hier noch nicht mal geschenkt haben! Da lob‘ ich mir doch die flachen Ebenen der Meseta!“

Ein dritter Mann, der gerade noch laut schmatzend einen Knochen abgenagt hatte, wischte sich mit dem Handrücken den Mund ab und erwiderte mit andalusischem Akzent:

„Stimmt, und Gold finden wir hier ganz bestimmt auch nicht.“

„Du hast recht“, brummte der Galicier, „außer noch ein paar von den Wilden können wir hier sowieso nichts mehr holen.“

„Doch“, entgegnete der Andalusier, „Ziegen.“

Er grinste breit, streckte sich und fing dann an, laut und genüsslich zu rülpsen.

„Ja, auf diesen ganzen verdammten Inseln hier ist nichts zu holen außer ein paar dämlichen Ziegen“, brummte der Galicier missmutig. „Wir holen uns am besten noch welche als Proviant. Bis Santa Cruz brauchen wir schließlich eine ganze Weile, und frisches Fleisch ist tausendmal besser als diese gottverdammte Getreidegrütze“.

„Santa Cruz?“, fragte der Andalusier, „kehren wir nicht nach Tazacorte zurück, so, wie die anderen?“

„Nein“, erwiderte der Galicier bestimmt. „Die anderen bringen die Gefangenen nach Tazacorte, und wir haben die Order, die Gegend genau auszukundschaften und von hier aus direkt nach Santa Cruz zu gelangen. Das ist näher als Tazacorte, und wir sollen einen guten Weg dorthin finden, damit wir diesen bisher unbekannten Fleck der Insel in Zukunft besser erreichen können.“

„Einen guten Weg?“, öffte der Andalusier nach und spuckte verächtlich auf den Boden, „Du heilige Hostie, die haben sich wohl mit dem Klammerbeutel gepudert! Wie soll man hier denn gute Wege finden?“

„Immerhin gibt es hier Wälder mit riesigen Kiefern“, warf ein schlanker, junger Mann ein, der bislang noch nichts gesagt hatte, „mit dem Holz kann man schöne Schiffe bauen und wieder abhauen ...“

Ein knarrendes Geräusch ließ die Männer aufhorchen. Yago hatte versucht, noch näher heranzukommen und war dabei auf einen morschen Ast getreten.

„Verdammt“, fluchte er leise und duckte sich in die Hocke.

„Psst... seid mal ruhig“, unterbrach der Andalusier das Gespräch, „da ist was, da hinten im Gebüsch.“

Alle fünf schwiegen und spitzten die Ohren.

„Nein“, sagte der Galicier nach einer kurzen Pause, „das war bestimmt nur eine dieser dämlichen Ziegen. Aber geht mal nachschauen, Gonzalo und José.“

Die beiden angesprochenen sprangen auf und ergriffen ihre Gewehre. Vorsichtig tasteten sie sich in der Dunkelheit vor, hinüber zu dem Lorbeerbusch, hinter dem Yago gehockt und gelauscht hatte.

„Da ist niemand, Teniente“, rief Gonzalo kurz darauf.

„Gut, dann schaut noch nach den Pferden, und dann schlafen wir“, befahl der Galicier. „Morgen haben wir einen anstrengenden Marsch vor uns, und ich möchte möglichst weit kommen. Gonzalo, du hältst als erster Wache, dann José, dann du, Juan, und als letzter bist du dran, Pepe!“

Yago, der hastig davongeschlichen war und sich hinter einem Felsvorsprung versteckt hatte, atmete erleichtert auf. So reglos wie möglich

verharrte er dort, bis er sich sicher war, dass die Spanier eingeschlafen waren. Als der Wind die grunzenden Schnarchlaute der schlafenden Männer zu ihm hertrug, erhob er sich und schlich leise davon. Der Mond war inzwischen hinter dichten Wolken verschwunden, und die Landschaft hatte sich in ein fast undurchdringliches Schwarz getaucht. Somit hatte er genug Deckung, um nicht gesehen zu werden.

Er musste so schnell wie möglich nach Hause. Mechanisch bewegten sich seine Beine, während sich seine Gedanken wie eine Mühle im Kreis drehten.

Woher kamen die Spanier?

Was war geschehen?

Was war mit seiner Familie?

— 5 —

Im Morgengrauen erreichte Yago die Höhle.

„Ariscaya“, rief er, während er den steilen Abhang hinunterkletterte.

„Tazagiiiiza... Tegadaay!“

„Tenemooooche, hallo, ich bin's, Yago.“

Die Rufe verhallten, ohne dass Yago eine Antwort bekam. Einzig die Vögel zwitscherten fröhlich in den Bäumen, während die Morgenröte den Himmel in ein feuriges Orange tauchte. Es hätte ein traumhafter Tag werden können – wäre da nicht dieser bekannte Geruch gewesen, der sich nach dem Schiffbruch unten am Meer unheilvoll in Yagos Gedächtnis eingetränkt hatte und den er niemals wieder zu riechen gehofft hatte: der Geruch des Todes.

Während sein Herz panisch klopfte, stieg Übelkeit in ihm hoch, und er musste sich hinsetzen, um nicht ohnmächtig zu werden. Mit zitternden Händen fuhr er sich über das Gesicht und schloss die Augen. Am liebsten wäre er davongerannt, um der Panik, die seine Seele nun wie ein gewaltiges Ungeheuer aufzufressen begann, aus dem Wege zu gehen. Doch er zwang sich, seinen Abstieg fortzusetzen. Die letzten Höhenmeter bis zum Eingang der Höhle stolperte er mehr, als dass er kletterte. Schließlich erreichte er den ebenen Platz vor dem Eingang der Höhle, wo er entsetzt stehen blieb. Alles war verwüstet und

zerstört – der kleine Holzverschlag, in dem das Getreide in Tonbehältern aufbewahrt wurde, der Blumen- und Gemüsegarten vor dem Eingang, ja selbst der pyramidenförmige Steinhaufen in der Mitte des Platzes, vor dem rituell getanzt und gesungen wurde. Intakt geblieben waren einzig und allein der Brunnen und die Feuerstelle. Stirnrunzelnd ging Yago darauf zu. Eingebettet in kalte Asche erkannte Yago einen schwarz verkohlten Fleischklumpen. Vorsichtig drehte er ihn mit einem Stock hin und her und betrachtete ihn, bis ihm dämmerte, was er da sah: Es war der kleine Körper des erst ein paar Wochen alten Säuglings von Tazagizas ältester Tochter. Ein gewaltiger Brechreiz ergriff Yago, und er wandte sich schnell ab, um sich zu übergeben. Er würgte, bis er nur noch bittere Galle im Mund hatte. Als der Brechreiz endlich nachließ, griff er keuchend nach seinem Ziegenlederbeutel, um sich Mund und Hände mit Wasser abzuwaschen. Dann richtete er sich auf und betrat die große Höhle, deren verschiedene Kammern wie die Zimmer eines Wohnhauses unterschiedlichen Zwecken dienten. Direkt am Eingang, gut geschützt von einer Steinmauer, befand sich der geräumige Gemeinschaftsbereich, in dem bei schlechtem Wetter gegessen wurde und die Familie abends zusammensaß. Dahinter, abgetrennt durch geflochtene Paravents, lagen die Schlafbereiche der Familienmitglieder sowie der Vorratsraum. Auch hier war alles verwüstet, und ein abscheulicher Gestank hing in der Luft. Direkt am Eingang lagen zwei kleine Jungen auf dem Bauch. Yago beugte sich zu ihnen hinab und drehte sie um. Es waren die beiden jüngsten Neffen Tazagizas. An ihnen klebte dunkles, vertrocknetes Blut, ihre Kleidung war zerrissen und ihre Haut hatte sich am Bauch gelbgrün verfärbt. Mit ausdruckslosen Augen starrten sie Yago an. Schockiert ließ er die beiden liegen und ging ein paar Meter weiter in die Höhle hinein. Dort fand er Tazagiza, der mit ausgebreiteten Armen auf dem Rücken lag, gerade so, als wolle er Yago zum Wiedersehen umarmen. Doch auch er starrte mit ausdruckslosem Blick in eine leere Unendlichkeit.

„Tazagiza“, schrie Yago fassungslos und fiel auf die Knie. Er streckte den Arm aus und befühlte das Gesicht des Mannes. Es war kalt.

„Tazagiza“, rief Yago erneut, und stieß den leblosen Körper mehrmals heftig an.

„Verdammt noch mal“, kreischte Yago mit sich überschlagender Stimme, „Tazagiza, wach auf!“

Doch der Schrei verhallte in der Höhle, ohne dass eine Antwort kam.

Yago erhob sich und schrie aus voller Kehle:

„Hallo, ist denn niemand hier? Was ist verdammt noch mal hier los?“

„...oooos“, erwiderte die Höhle, und Yago schien es gerade so, als wolle sie sich über ihn lustig machen.

Wütend ergriff er einen Paravent, der direkt hinter Tazagizas Leiche lag, und schlug ihn mit voller Wucht gegen den Boden. Das krachende Echo der Schläge hallte tausendfach in seinen Ohren wider. Erst als er keine Kraft mehr in den Armen hatte, hielt er inne, ließ den zeretzten Paravent fallen und ging ein Stück weiter in die Höhle hinein. Dort lag die alte Mutter Tazagizas auf dem Rücken, und ihre langen grauen Haare waren wie ein großer Kranz um sie herum drapiert. Direkt daneben lag Tazagizas älteste Schwester auf der Seite, die einen Arm schützend um ihre kleine Tochter gelegt hatte. Um die beiden hatte sich ein fast kreisrunder rostroter Fleck aus getrocknetem Blut gebildet, der aussah wie ein gewebter Teppich.

Alle waren tot – und die anderen waren spurlos verschwunden.

„Ariscaya“, flüsterte Yago verzweifelt und sank auf die Knie.

— • 6 • —

Über der Schlucht waberte eine finstere, schaurige Ruhe. Es schien, als habe alles Leben diesen Ort verlassen. Lautlos tauchten oben am Himmel Greifvögel auf, die die aufkommende Thermik des Tages nutzen, um sich immer weiter in die Höhe zu schrauben und um in Ruhe abzuwarten, bis sie herabstürzen und sich zu einem Festmahl versammeln konnten.

Yago saß mit dem Rücken an die Felswand gelehnt und starrte apathisch auf den Boden. Der abscheuliche Geruch konnte ihm nichts mehr anhaben, denn sein Magen hatte auch das letzte Gofio-Korn hinausgewürgt, und die Übelkeit war einer frostigen Taubheit gewichen,

die ihn wie einen Eisblock erstarren ließ.

Nur langsam begann sein Gehirn, die bruchstückhaften Bilder der vergangenen Tage zusammenzusetzen, doch dann wurde aus den Einzelteilen ein immer klareres Panorama:

Die Spanier hatten die Familie von Tazagiza überfallen, und es hatte ein schauerliches Gemetzel gegeben, bei dem ein Teil der Familie wie Vieh abgeschlachtet worden war. Die Überlebenden hatten die Spanier offensichtlich verschleppt. Sie also waren die Gefangenen, von denen die Soldaten am Lagefeuer gesprochen hatten! Ganz klar: Weil sie keine unnützen Alten und Kinder mitschleppen wollten, hatten sie diese einfach umgebracht. Aber warum hatten sie das Baby so bestialisch verbrannt? Yago konnte es nicht begreifen. Sicherlich, auch er hatte getötet und tief in die dunkelsten Abgründe seiner eigenen Seele geschaut, aber wie war ein Mensch bloß dazu fähig, einen unschuldigen, hilflosen Säugling so grausam und qualvoll zu töten? Er fand keine Antwort auf diese Frage.

Schließlich stand Yago auf und begann mechanisch, auf einem etwas abseits gelegenen kleinen Feld, dass die Familie für den Anbau von Gerste nutzte, ein tiefes Loch zu graben. Eine Schaufel hatte er nicht, denn die Auarita kannten keine Metallwerkzeuge. Stattdessen machte er Gebrauch von einem der Grabstöcke, mit denen die Felder traditionell bestellt wurden, und grub, bis die Mittagshitze so stark geworden war, dass er schließlich vollkommen erschöpft unter einem Lorbeerbusch Schutz suchte und in einen tiefen Schlaf fiel.

Als er aufwachte, war es später Nachmittag geworden.

Erstaunt rieb sich Yago die Augen? Wo war er?

Nur langsam tauchte er aus einem behaglichen Traum auf, in dem er wie ein Adler reglos in der Luft schweben konnte und sich immer weiter in die Höhe schraubte. Die grausame Realität traf ihn wie ein Faustschlag.

Nein! Es konnte nicht, es durfte nicht wahr sein!

Am liebsten wäre er sofort wieder in seine verführerische Traumwelt zurückgekehrt, die ihn wie eine Wolke eingehüllt hatte, und für immer dort versunken. Doch der Gestank der Leichen zog erbarmungslos in seine Nase und ließ seinen Magen erneut rebellieren. Hastig griff er zu

seinem Lederbeutel und spülte sich das Gesicht mit Wasser ab. Dann trank er einige kräftige Schlucke, atmete tief durch und machte sich fast manisch daran, das Loch zu graben. Als es groß genug schien, hielt er heftig schnaufend inne und begann damit, alle Toten aus der Höhle zu schleifen und die verkohlte Leiche des Babys aus dem erloschenen Feuer zu bergen. Einen nach dem anderen bestattete er sie, indem er sie behutsam in das Erdloch bettete. Schließlich stand er mit gefalteten Händen vor dem Grab und betete – zu Gott, zu Jahwe, zu Abora.

Zum Teufel, was war das schon für ein Unterschied? Sie waren für immer von ihm gegangen und hatten ihn einsam und verzweifelt zurückgelassen! Da war es doch völlig gleichgültig, wie der Herrscher über Menschen und Erde hieß und wie er gepriesen wurde!

„Tot ist tot“, dachte Yago deprimiert und spürte, wie ihm Tränen in die Augen stiegen. Er schluckte. Erneut hatte er sein Zuhause verloren. Sein Glück war zerronnen, bevor es überhaupt begonnen hatte. Nun würde er hier niemals eine eigene Familie gründen und mit ihr zufrieden und unbesorgt leben können.

Alles war zerstört!

Blindwütig begann er, das Grab zuzuschütten. Doch plötzlich hielt er inne, drehte sich um und rannte zur Höhle zurück. Ihm war eingefallen, dass er den Toten die Madonna, die Ariscaya am Strand gefunden hatte und die sie in der Höhle neben ihrem Schlaflager aufbewahrt hatten, als letzte Gabe mit ins Grab geben konnte. In der verwüsteten Höhle jedoch war keine Madonna zu finden. Auch sie war verschwunden.

„Himmel Herrgott noch mal“, fluchte Yago voller Bitterkeit und begnügte sich damit, einen Lorbeerzweig in das Grab zu werfen und es dann mit Erde zuzuschütten. Anschließend sammelte er Steine und formte eine Art Grabhügel, so wie es die Auarita zu tun pflegten. Zuletzt fertigte er ein Kreuz aus dicken Lorbeerästen und steckte es zwischen die Steine. Lange verweilte Yago stumm vor dem Kreuz und grübelte.

Inzwischen war es Nacht geworden, und der Mond sandte sein Licht kalt und gefühllos über den Grabhügel. Noch vor zwei Tagen war ihm dieser Mond wie die süße Verheißung des Paradieses erschienen.

Doch der Mond hatte ihn mit seinem silbernen Schein angelogen!

Während Yago hoch oben im Gebirge noch geglaubt hatte, das Glück endlich in Händen zu halten und bald mit Ariscaya eine richtige Familie zu gründen, hatten die Spanier unten in der Schlucht grausam zugeschlagen und alles zerstört.

Da er es in der Höhle nicht aushielt, sich aber auch nicht allzu weit von ihr entfernen wollte, packte er einige Vorräte zusammen, füllte seinen Ziegenlederbeutel am Brunnen mit frischem Wasser, ergriff seinen Hirtenstab und wanderte durch die Nacht hinunter ans Meer, zu jenem Strand, der ihn vor langer Zeit als Schiffbrüchigen aufgenommen und ihm das Leben gerettet hatte. Als er unten ankam, kletterte er den Felsvorsprung hinab und lief quer über den Strand auf die andere Seite der engen Bucht. Dort verkroch er sich in jener Grotte, in der er sich auch damals versteckt hatte, als die streunenden Hunde nach dem Schiffbruch über das menschliche Strandgut hergefallen waren. Als er sich zum Schlaf auf eine Ziegenfeldecke legte und sich erschöpft wie ein Kind einrollte, schien es ihm, als sei er erst gestern hier gewesen.



Mehrere Monate blieb Yago unten am Strand. Das Wetter war sonnig, und der Passatwind brachte eine angenehme Brise, so dass es nie zu heiß wurde. Yago aß Gofio und suchte Muscheln, die er direkt aus der Schale schlürfte; er saß stundenlang in der Hocke am Wasser und schaute apathisch aufs Meer, und dabei nahm er exakt die gleiche Körperhaltung ein, die er als Kind eingenommen hatte, als er in Baiona von einer ganz anderen Stelle aus auf eben dieses Meer geschaut hatte. Wäre da nicht sein Bart gewesen, hätte man ihn tatsächlich für einen Jungen halten können, so klein und zusammengekauert saß er da.

Nur zum Wasserholen stieg Yago hinauf zum Brunnen. Er lebte wie ein Einsiedler, ja wurde zum Einsiedler, und die Zeit verlor nach und nach jegliche Bedeutung. Seine Haare und sein Bart wuchsen, während er selbst immer magerer wurde. Langsam driftete er in eine bizarre Innenwelt ab, die seinen Verstand immer mehr einnebelte. Gut und gern hätte er sein Leben lang in diesem versunkenen Zustand

verharren können, wenn ihn nicht ein plötzlicher Wassermangel aus seiner Lethargie gerissen hätte. Der Sommer war trocken, und es hatte lange nicht geregnet. So versiegte der kleine Brunnen, und Yago war gezwungen, nach Wasser zu suchen.

Durstig packte er eines Morgens seine Sachen zusammen und begann den Aufstieg hinauf zur Sommerweide. Yago wusste, dass es dort Wasser gab, denn hoch oben in den Bergen regneten sich die Passatwolken selbst im Sommer ab und speisten einige kleine Bäche. Schritt für Schritt stieg er die steilen Hänge hinauf, von den warmen Küstenbereichen über die Winterweide hinauf in die Lorbeerwälder, von dort wanderte er lange durch den oft nebligen Kiefernwald, und schließlich kam er oben an der Sommerweide an. Das Meer weit unter ihm wirkte wie ein riesiger blauer Teppich. Von hier oben aus konnte man nicht erahnen, wie kräftig die Brandung tatsächlich an die Küste schlug und wie hoch die Gischt in alle Richtungen sprühte.

Zielstrebig suchte er die kleine Quelle, an die er sich erinnerte und trank gierig das klare, frische Wasser. Dann wusch er sich das Gesicht und die Hände und füllte seinen Ziegenlederbeutel mit Wasser. Plötzlich hörte er ein Meckern. Er drehte sich um und sah eine weißbraun gescheckte Ziege, die ihn neugierig bëäugte. Ein schwaches Lächeln huschte über Yagos abgemagertes Gesicht. Er erkannte die Ziege wieder. Es war Burrita, eine kleine freche Dame, die dem alten Ziegenbock grundsätzlich eine Abfuhr erteilte, indem sie mit den Hufen ausschlug und ihn biss, und genau deshalb hatte Yago ihr diesen Spitznamen gegeben – schließlich war sie störrisch wie ein alter Esel.

„Hallo, Burrita“, flüsterte er mit rauer Stimme. „Wie geht’s dir? Wo sind denn deine Freunde?“

Es waren die ersten Worte, die er seit Monaten gesprochen hatte, und der Klang seiner Stimme erschien ihm seltsam fremd.

„Mä-äh“, antwortete die Ziege, kam näher und rieb ihren Körper an Yagos Beinen. Genüsslich leckte sie Yagos Hand ab und ließ sich von ihm am Nacken kraulen. Durch sein zu Granit erstarrtes Herz strömte ein fast vergessenes Gefühl der Wärme. Auf einmal spürte er, wie sehr ihm die Einsamkeit zugesetzt hatte, und ihm wurde schlagartig klar, dass er nicht mehr an den Strand zurückkehren wollte.

Hatte er denn überhaupt noch gelebt? Es schien, als ob er aus einer langen Bewusstlosigkeit erwachte und die Welt neu erblickte.

Was hatte er eigentlich die ganze Zeit da unten am Strand gemacht?

„Komm, meine Kleine“, sagte er, „zeig mir, wo die anderen Ziegen sind.“

Frech legte Burrity den Kopf schief und begann, an seinem Tamarco, der traditionellen Ziegenfellkleidung der Auarita, zu nagen.

„He, lass das, du freches Luder“, rief Yago und gab der Ziege einen Klaps. Meckernd machte sie einen Satz zur Seite und sprang den Hang hinauf.

„Ja, ist ja gut, meine kleine Burrity, war nicht so gemeint. Mach langsam, sonst komme ich nicht nach.“

Er packte seine Sachen, ergriff den Hirtenstab und folgte der Ziege, die seinem Blick schon entschwunden war. Mühsam stieg er den Hang empor, und er spürte, wie entkräftet er war. Das Wasser lief ihm im Mund zusammen, als er die kleine Herde erblickte, denn die Tiere würden ihm frische, reichhaltige Milch liefern und ihn satt machen. Langsam näherte er sich den Ziegen. Sie blieben stehen, spitzten die Ohren und schauten ihn abwartend an, unschlüssig, ob sie flüchten oder bleiben sollten. Doch schließlich entspannten sie sich und begannen wieder in Ruhe zu grasen. Offensichtlich hatten sie Yago erkannt. Vorsichtig begrüßte er die Tiere und begann, die kleine Herde in Richtung Quelle zu treiben, wo er sein Nachtlager errichten wollte. Als er sein Ziel erreicht hatte, band er die Ziegen, bis auf Burrity, fest. Sie wehrten sich meckernd, doch schließlich hatte er es geschafft.

Yago wusste, dass die sture Burrity keine Milch gab. Dass sie nie im Suppentopf gelandet war, hatte sie einzig und allein ihrer anhänglichen und freundlichen Art den Menschen gegenüber zu verdanken. Auch jetzt suchte sie Yagos Nähe und rieb ihren Körper immer wieder an seinen Beinen.

„Nein, jetzt nicht schmusen, Burrity“, scheuchte Yago sie fort. „Ich muss erst mal melken, und bei dir ist ja nichts zu holen, oder hat sich das vielleicht inzwischen geändert?“

„Mä-äh“, antwortete Burrity beleidigt und hüpfte zur Seite.

Als es dunkel wurde, hatte Yago eine ansehnliche Menge Milch

gemolken, sich ein Feuer gemacht und eine große Portion Gofio mit frischer Ziegenmilch zubereitet. Satt und müde lag er neben dem schwachen Glimmen des Feuers und schaute zu, wie am wolkenlosen Himmel ein Stern nach dem anderen aufflackerte. Burrita lag wie ein Hund neben ihm und kaute in aller Seelenruhe wieder. Die Ruhe, die sie ausströmte, erfüllte Yago mit Wärme. Sanft kraulte er ihren Nacken.

„Ich muss Ariscaya finden“, murmelte er leise. „Was meinst du, Burrita, sie lebt doch noch?“

Burrita legte den Kopf schief und kaute unbeirrt weiter.

„Ja, ja, kau du nur weiter, aber musst du dabei so schmatzen?“

Ein Lächeln huschte über Yagos Gesicht.

„Ich kann ja gar nicht denken, so einen Lärm machst du!“

Am nächsten Morgen wusste Yago, was er zu tun hatte. Lange hatte er nachgedacht und sich in Erinnerung gerufen, was die spanischen Soldaten geredet hatten. Sie hatten von „den Anderen“, gesprochen. Das mussten diejenigen sein, die seine Familie verschleppt hatten. Und sie hatten zwei Ortsnamen genannt. Wenn Ariscaya und ihre Familie noch lebten, dann würde er sie an diesen Orten finden, dessen war er sich auf einmal ganz sicher. Unaufhaltsam wie ein Lavastrom breitete sich in Yago eine neue Gewissheit aus: Er würde Ariscaya finden und befreien. Die apathische Starre, die ihn beherrscht hatte, war aufgebrochen, und er hatte nur noch ein klares Ziel vor Augen.

„Burrita“, rief er, packte die erschrockene Ziege und küsste sie auf die Schnauze. „Ich werde Ariscaya finden! Sie lebt, ganz bestimmt!“

Meckernd schlug Burrita mit den Hinterläufen aus und sprang davon, während Yago das erste Mal seit Monaten laut lachte.

KAPITEL 12

Drachenbaum

Padre Sebastián stand in der kleinen Kapelle vor dem nagelneuen Marienaltar und betrachtete hingerissen die kleine Holzmadonna. Sie war wunderbar gearbeitet, die Falten ihres Kleides umschlossen anmutig ihren Körper, und das Gesicht der Muttergottes hatte zarte, liebe Züge. Es war ein echtes Meisterwerk, gefertigt aus allerfeinstem Kirschbaumholz. Der einzige Schönheitsfehler bestand darin, dass sie ganz offensichtlich mehrmals nachgearbeitet worden war.

Woher der alte Monteverde diese hübsche Statue wohl hatte? Und warum hatte er sie der Kirche geschenkt und nicht selbst einen Marienaltar in seinem Haus aufgestellt? War ihm der Marienkult vielleicht lästig? Oder war er eben einfach nur ein sehr großzügiger Mann? Ganz gleich wie, die ganze Sache war ihm genauso suspekt wie Jacome und Conrado de Monteverde selbst. Er nahm sich vor, die beiden ein bisschen genauer unter die Lupe zu nehmen.

Quietschend öffnete sich die Tür.

„Padre Sebastián“, flüsterte seine Haushälterin Dolores. „Der Herr Monteverde wünscht Euch zu sprechen.“

Der Padre brummte.

„Wenn man vom Teufel spricht“, dachte er grimmig, bekreuzigte sich und begab sich leise ächzend zum Ausgang der Kirche.

Draußen stand der junge Conrado de Monteverde. Er wirkte

sichtlich nervös.

„Aha“, dachte Padre Sebastián, „der Teufel schickt den Beelzebub.“

„Padre Sebastián“, rief der junge Mann aufgeregt, kniete ehrfurchtsvoll nieder, ergriff die Hand des Paters und küsste sie.

„Na“, dachte der Pater, „das hat der Kerl ja inzwischen gut gelernt.“

Laut sagte er: „Gott sei mit Euch, Don Conrado. Was führt Euch zu mir?“

„Padre, mein Onkel ist sehr krank. Ihr müsst sofort kommen und ihm das Sakrament der Krankensalbung spenden!“

Überrascht riss Padre Sebastián die Augen auf.

„Was ist denn geschehen?“, fragte er.

„Er hat ganz fürchterliche Bauchschmerzen“.

„Aha“, entgegnete der Padre und fügte mit einem leicht ironischen Unterton hinzu: „Hat er etwa schlecht gegessen oder verdorbenen Wein getrunken?“

Es war ein offenes Geheimnis, dass Jacome de Monteverde eine große Leidenschaft für üppiges Essen und gewaltige Mengen Wein hatte.

„Nein, nein“, erwiderte Conrado ernst, der die Ironie ganz offensichtlich nicht verstanden hatte, „mein Onkel wurde schwer verletzt. Beeilt Euch! Er schreit und krümmt sich vor Schmerzen. Vielleicht stirbt er!“

„Dolores“, sagte der Padre zu seiner Haushälterin, die etwas Abstand gehalten, den Inhalt des Gesprächs jedoch vernommen hatte.

„Geh und hole meinen Umhang.“

Dann drehte er sich um, ging zurück in die Kirche und begab sich in die Sakristei. Aus einem kleinen Schränkchen entnahm er vorsichtig eine Flasche, die er vor vielen Jahren aus Toledo mitgebracht hatte. Sie enthielt Öl, das der Erzbischof höchstpersönlich geweiht hatte, und das der Padre für seine Krankensalbungen benutzte. Das Öl roch nach all den Jahren ranzig, aber der Padre schwor darauf, denn er verehrte den Erzbischof von Toledo mit voller Inbrunst. Vorsichtig verstaute der Padre die Flasche in einer eigens dafür angefertigten Ledertasche und verließ die Sakristei.

Draußen wartete Conrado ungeduldig, während Dolores dem Priester den Umhang reichte.

„Wie könnt Ihr in dieser Hitze noch einen Umhang tragen?“, wunderte sich der junge Mann, dem Schweißperlen auf der Stirn standen.

„Ein Umhang schützt sowohl vor Hitze als auch vor Kälte“, entgegnete Padre Sebastián kühl. „Und er schützt vor Verbrennungen der Haut. Gerade dann, wenn die Haut sehr empfindlich ist, so wie die Eure.“

„Meine Haut, werter Padre, ist nicht empfindlich“, entgegnete Conrado mit erhobenem Haupt und spitzer Stimme. „Sie ist lediglich hell. Sie ist außerdem rein und nicht mit minderwertigem Blut vermischt“. Spitz fügte er hinzu: „Und das können viele Eurer Landsleute nun wahrlich nicht von sich behaupten.“

„Frech ist er auch noch“, dachte Padre Sebastián erbost, aber er schwieg.

— 2 —

Ohne ein weiteres Wort zu wechseln, stiegen die beiden Männer den schmalen Pfad hinauf zum Haus der Familie Monteverde. Padre Sebastián musste immer wieder anhalten, um Luft zu holen. Dabei ließ er seinen Blick über die Landschaft schweifen, die sich rasant veränderte. Immer neue Zuckerrohrplantagen fraßen sich wie nimmersatte Raupen in die zuvor kaum berührte Landschaft. Monteverde hatte nicht nur das Land in seinen Besitz genommen, sondern verfügte zudem auch über einen Teil der Wasserrechte, sodass er die ständig durstigen Zuckerrohrpflanzen regelmäßig bewässern konnte. Alonso de Lugo, der spanische Eroberer der Insel, hatte von Anfang an dafür gesorgt, dass das Land mit Bewässerungssystemen überzogen wurde, um den höchst profitablen Anbau von Zuckerrohr voranzutreiben. Hierfür hatte man Spezialisten aus Portugal und Madeira auf die Kanarischen Inseln geholt. Sie bauten Staubecken, Teiche und Kanäle und legten raffinierte Bewässerungssysteme an, bevor die Felder vorbereitet und die Stecklinge in die Erde gepflanzt werden konnten. Wasser war der Motor des gesamten Systems, denn auch die Zuckerrohrpressen, in denen der begehrte süße Saft gewonnen wurde, wurden mit Wasserkraft betrieben.

Im Moment waren auf den Plantagen fast keine Menschen zu sehen. Padre Sebastián erkannte lediglich Manuel Salgado, den Cañavero, der auf einem Pferd durch die Plantagen ritt. Er war neben dem Wassermeister, der für das einwandfreie Funktionieren des Bewässerungssystems zuständig war, einer der wichtigsten Facharbeiter auf der Plantage. Seine Aufgabe bestand darin, für das bestmögliche Wachstum der Pflanzen zu sorgen. Ständig musste er gegen Gefahren ankämpfen. Nicht nur Menschen liebten das Zuckerrohr, sondern auch Würmer, Pilze, Raupen, Käfer, Ratten und Mäuse. Erst vor einigen Jahren hatte eine Wurmplage die Ernte auf ein Viertel der erwarteten Menge reduziert und zu gewaltigen finanziellen Problemen geführt. Das war der Grund gewesen, warum Jacome de Monteverde die Hacienda so günstig hatte erwerben können. Die Vorbesitzer, die aus Augsburg stammenden Welser, hatten das Interesse verloren und die Hacienda abgestoßen.

Die Erntezeit stand kurz bevor, und schon bald würden Arbeiter von morgens bis abends schuften, um die Pflanzen mit der Machete direkt über dem Boden abzuschneiden und die zuckerlosen Blätter zu entfernen. Die so vorbereiteten Rohre würden sie anschließend zur Presse transportieren und zu Saft verarbeiten. Schon jetzt konnte Padre Sebastián das süßliche Aroma förmlich riechen, das sich dann über die gesamte Landschaft legen würde.

Hinter den Plantagen befand sich ein Getreidefeld, das nicht bewässert wurde. Es war frisch abgeerntet, und ein paar Männer waren damit beschäftigt, das Feld umzupflügen. Mit lauten Rufen und Peitschenhieben trieben sie die vor die Pflüge gespannten Ochsen an. Ein Aufseher wiederum ritt nervös auf einem Pferd hin und her und trieb die Männer mit noch lauterem Rufen und Peitschenhieben an.

Am Ende des Feldes befanden sich die Hütten der Feldarbeiter. Dort stand ein großer, uralter Drachenbaum. An ihm baumelte der nackte Körper eines Menschen.

„Du meine Güte, was ist das denn?“, rief Padre Sebastián entsetzt.

„Das“, entgegnete Conrado mit grimmigem Blick, „ist der Grund, warum es meinem Onkel so schlecht geht.“

„Das müsst Ihr mir erklären“, forderte der Priester.

„Später, später“, erwiderte Conrado ungeduldig. „Erst müsst Ihr zu meinem Onkel.“

— 3 —

Als sie schließlich die Hacienda erreichten, öffnete zum Erstaunen des Paters keine Magd die Tür, sondern Frau Monteverde höchstpersönlich. Sie war erst kürzlich mit den beiden kleinen Söhnen in Tazacorte eingetroffen, und es war ihr anzumerken, dass sie in großer Sorge war. Ehrfürchtig machte sie einen Knicks, ergriff die Hand des Priesters, küsste sie wortlos, bekreuzigte sich und zerrte Padre Sebastián anschließend die schmale Holzterasse hinauf in eine geräumige Schlafkammer, während sie etwas in einer Sprache sagte, die Padre Sebastián nicht verstand.

„Er hat große Schmerzen“, übersetzte Conrado, der hinter den beiden die Kammer betreten hatte.

Dort lag Jacome de Monteverde in einem aus dunklem Eichenholz gearbeiteten Himmelbett und stöhnte leise vor sich hin.

Mit fachmännischem Blick betrachtete der Pater den Kranken. Sein Gesicht und seine Augen hatten einen gelblichen Farbton.

„Na ja“, dachte Padre Sebastián beruhigt, „er hat wohl mal wieder ein bisschen übertrieben und zu viel in sich reingestopft“.

Er drehte sich um und fragte laut:

„Hat er Fieber?“

„Nein“, entgegnete Conrado, „Aber er krümmt sich vor Bauchschmerzen.“

„Aha“, nickte der Padre, öffnete seine Ledertasche, ergriff die Flasche mit dem Öl, goss etwas davon auf die Stirn des Erkrankten, machte das Zeichen des Kreuzes und murmelte leise:

„Durch diese heilige Salbung helfe dir der Herr in seinem reichen Erbarmen, Er stehe dir bei mit der Kraft des Heiligen Geistes. Der Herr, der dich von Sünden befreit, rette dich. In seiner Gnade richte Er dich auf.“

Dann bekreuzigte er sich und sagte:

„Don Jacome, Ihr werdet Euch wieder erholen, so Gott will, aber

nun berichtet, was geschehen ist.“

„Diese aufsässigen Wilden“, presste dieser mit zusammengebissenen Zähnen hervor, „sie haben mich angegriffen.“

„Wer, die Auarita, die Ihr vor einigen Monaten vom anderen Ende der Insel habt holen lassen?“

Monteverde nickte schwach.

„Ich wollte Hilfe für meine Frau, sie ist in gesegneten Umständen“, presste er mühsam hervor.

„Padre“, fügte Conrado erklärend hinzu, „wir wollten eine junge Frau aus dem Arbeiterhaus holen, damit sie in Zukunft hier im Herrenhaus für meine Tante arbeitet, und da hat sich einer der Wilden losgerissen und ist mit einem Holzpflöck auf Don Jacome losgegangen. Weiß der Himmel, woher er den hatte, aber er hat den Pflöck meinem Onkel Jacome direkt in den Bauch gerammt. Der ist jetzt gelb, grün und blau angelaufen, und mein Onkel kann kaum noch atmen.“

Der Padre runzelte die Stirn und fragte:

„Und zur Strafe habt Ihr den Mann da unten an den Baum geknüpft?“

„Sicherlich“, nickte Conrado, „damit alle begreifen, wer hier der Herr im Hause ist! So etwas können wir absolut nicht dulden. Aber sagt, Padre, wird mein Onkel sterben?“

„Nein, nein, er erholt sich schon wieder. Der Stoß hat ihm offensichtlich die Galle ins Blut geschüttet, deshalb ist er auch so gelb angelaufen, aber er wird bald wieder wohlauf sein.“

Conrado sagte etwas zu Frau Monteverde, die ein besorgtes Gesicht machte.

„Seid Ihr sicher, Padre?“, fragte der junge Mann erneut.

„Ganz sicher“, nickte Padre Sebastián, „Ich habe in meinem Leben schon viele Sterbende begleitet, und Don Jacome sieht ganz und gar nicht danach aus, als ob der Herr ihn in sein Reich rufen wollte. Der Segen und die Krankensalbung werden ihm helfen, wieder auf die Beine zu kommen.“

„Sollen wir nicht doch den Medicus rufen lassen?“

„Nein, nein. Bis der von Santa Cruz hierhergekommen ist, ist Don Jacome längst wieder auf den Beinen. Aber ich kann Euch meine

Haushälterin Dolores schicken, Don Jacome, sie kennt sich sehr gut mit Kräutern und Heilmethoden aus.“

Entsetzt riss Conrado die Augen auf.

„Eine Auarita-Hexe? Seid Ihr noch bei Sinnen?“

„He, he, beruhig dich“, brummte Monteverde und erhob sich halb aus dem Bett, „das ist gar keine schlechte Idee. Diese Weiber wissen manchmal mehr als ein Medicus, und sie kosten nichts. Padre, schickt mir diese Frau.“

Stöhnend ließ er sich wieder fallen und schloss erschöpft die Augen.

„Nun gut, Onkel, wie Ihr wollt, aber ich bin damit nicht einverstanden“, protestierte Conrado und verließ erregt den Raum.

Frau Monteverde, die kein Wort verstanden hatte, schaute irritiert vom Priester zu ihrem Mann. Dieser sagte einige beruhigende Worte, worauf die Frau nickte und den Padre scheu anlächelte.

„Padre, ich danke Euch“, flüsterte Monteverde. „Bitte gestattet, dass ich nun ruhen muss“.

„Don Jacome, bevor ich mich verabschiede, muss ich aber darauf bestehen, dass der Mann da unten vom Baum abgenommen wird und ein anständiges Begräbnis erhält.“

Jacome de Monteverde winkte ab, gerade so, als wolle er eine lästige Fliege verscheuchen.

„Vereinbart das mit meinem Neffen“, sagte er mit geschlossenen Augen. „Er hat das veranlasst. Ich bin zu erschöpft, um mich jetzt darum zu kümmern. Und lasst Eure Dolores kommen, Padre, so schnell wie möglich.“

Der Padre nickte und verließ den Raum. Vor der Tür stand Conrado und trat unruhig von einem Bein auf das andere. Er hatte schon allerhand Merkwürdiges erlebt, aber dass ein Priester eine Hexe empfahl, noch dazu eine von den Auarita, das war zu viel. Was hatte der Padre nur mit dieser Frau zu schaffen?

„Nun, Don Conrado, gehen wir“, sagte Padre Sebastián und riss den jungen Mann aus seinen Gedanken.

„Ich wollte eigentlich hierbleiben“, erwiderte Conrado ausweichend. „Ihr findet den Weg doch auch ohne mich. Ich habe sehr viel zu tun, jetzt, da mein Onkel krank ist.“

„Ja, sicher, das verstehe ich“, nickte der Padre. „Aber wir müssen den Mann da unten vom Baum holen und begraben.“

Conrado zögerte.

„Nun, eigentlich...“, begann er stirnrunzelnd.

„Eigentlich was?“, unterbrach Padre Sebastián und sah Conrado eindringlich an.

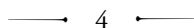
„Eigentlich soll er noch ein paar Tage da hängen, dachte ich, als Warnung für die anderen. Damit sie wissen, was mit ihnen geschieht, wenn sie nicht spüren.“

Padre Sebastián zog eine Augenbraue hoch und zeigte auf die Sonne.

„Nun ja“, entgegnete er langsam. „Angesichts der Hitze ist das keine gute Idee, mein Junge. Die Leiche wird in kürzester Zeit gewaltig stinken und Fliegen und anderes Ungeziefer anlocken. Und wer weiß – vielleicht sogar wilde, ausgehungerte Hunde. Und die, Don Conrado, könnten sich über noch viel mehr hermachen als über den armen Kerl, der da am Drachenbaum baumelt. Überlegt es Euch und bringt mir dann den Leichnam zum Friedhof, damit ich ihn bestatten kann. Guten Tag.“

Damit drehte sich der Padre um und begann den Rückweg zu seiner Kapelle.

Nachdenklich schaute ihm Conrado hinterher. Er wurde einfach nicht schlau aus dem alten Mann.



Gerne hätte Conrado die Leiche für immer am Drachenbaum hängen lassen, um ein Exempel zu statuieren, das seiner Meinung nach absolut notwendig war, damit nicht nur die „Sklaven“, wie er die gefangen genommenen Auarita heimlich nannte, sondern auch die Tagelöhner und anderen Arbeiter stets vor Augen hatten, was ihnen blühen konnte, wenn sie nicht gehorchten. Obwohl er nun schon über ein Jahr auf der Hacienda weilte, wurde seine Autorität von einigen der Arbeiter noch immer nicht anerkannt. Jetzt, da sein Onkel darniederlag, bot sich ihm die Chance, endlich auch dem Letzten klarzumachen,

dass er, Conrado, hier neben dem alten Monteverde das Sagen hatte.

Doch Padre Sebastián sollte Recht behalten. Der Gestank der Leiche war schon nach zwei Tagen unerträglich geworden, und eine riesige schwarze Traube aus Insekten schwirrte surrend um den in der Brise hin und her baumelnden Körper herum. So blieb Conrado nichts anderes übrig, als den Leichnam abknüpfen und von zwei kräftigen Burschen zu Padre Sebastián bringen zu lassen.

Behutsam wickelte die Haushälterin Dolores den Körper in ein Leintuch. Fast unhörbar murmelte sie dabei ein Gebet, während sie eingehend das Gesicht des jungen Mannes betrachtete. Sie wusste, dass er aus Tagaragre stammte, dem Teil der Insel, der nach wie vor noch nicht von den Spaniern in Besitz genommen worden war. Sie selbst stammte aus Aridane, der Region hier im Südwesten der Insel, die sich schon kurz nach der Landung der Spanier ohne großen Widerstand unterworfen hatte, und in der sich nun die Zuckerrohrplantagen immer weiter ins Land fraßen.

Für Dolores war die Ankunft der Spanier zunächst wie eine Verheißung erschienen. Wie überlegen sie doch waren! Welche fortschrittlichen Werkzeuge und Waffen sie hatten! Ihr Familienclan hatte gar nicht erst versucht, sich gegen die Eroberer zu wehren. Das hatte bei den anderen Auarita-Clans für Unverständnis gesorgt, aber was hätten sie diesen übermächtigen Eindringlingen denn auch entgegensetzen sollen?

Nachdenklich betrachtete Dolores den jungen Mann, dem das Schicksal einen solch frühen und grausamen Tod beschert hatte. Sie selbst hingegen war zufrieden mit ihrem Los. Padre Sebastián, bei dem sie nun schon viele Jahre im Dienst stand, behandelte sie gut, und es hatte sich eine Vertrautheit, ja sogar eine Art Liebe zwischen den beiden entwickelt, die Dolores das Gefühl gab, Gott habe ihr Leben behutsam in seine Hände genommen und sie genau an den Platz gesetzt, an den sie gehörte. Die christliche Religion hatte ihr von Anfang an zugesagt, und sie hatte keinerlei Probleme gehabt, sie in sich aufzunehmen. Doch für viele ihrer Landsleute war es nicht so gut ausgefallen. Sie waren wie Tiere gefangen genommen und versklavt worden. Hätte sich ihr Clan doch gegen die Eroberer wehren sollen? Aber was

hätte es gebracht? Am Ende hätten die Spanier doch gewonnen. Mit Schauern dachte sie zurück an den Tag, als Tanausú, der kämpferische Clanchef aus Aceró, von den Spaniern gefangengenommen und als Geschenk an die spanischen Könige nach Spanien verschifft wurde.

Padre Sebastián riss sie aus ihren widersprüchlichen Gedanken.

„Bist du so weit, Dolores?“, fragte er und beugte sich über den Leichnam.

„Warum sind die Menschen nur so grausam?“, entgegnete die Frau und seufzte laut.

Sachte legte Padre Sebastián seine Hand auf ihre Schulter.

„Nun, Dolores“, sagte er nachdenklich, „manchmal ist Gewalt notwendig, um den Menschen ihren Platz in Gottes Ordnung zu zeigen. Zum Beispiel, wenn es sich um Häretiker handelt. In Toledo habe ich das oft erlebt. Die Inquisition arbeitet dort sehr erfolgreich gegen die Feinde der Kirche. Dieser arme Teufel hier allerdings war kein Feind der Kirche. Er war noch nicht lange genug in der Gemeinschaft der Gläubigen, um zu verstehen, wo sein Platz ist. Don Conrado hätte daher Milde walten lassen müssen.“

„Er war noch so jung“, seufzte Dolores traurig und strich sich mit dem Handrücken über das Gesicht, um einige Tränen abzuwischen, die über ihre Wangen kullerten.

„Er wird ins Reich Gottes aufgenommen, schließlich wurde er von mir getauft“, erwiderte Padre Sebastián tröstend. „Komm, Dolores, wir müssen ihn jetzt bestatten.“

Die zwei Burschen, die den Leichnam gebracht hatten, hatten in der Zwischenzeit auf dem kleinen Friedhof hinter der Kapelle ein Grab ausgehoben. Nun nahmen sie den in das weiße Leintuch eingewickelten Leichnam und legten ihn in das Grab. Nachdem Padre Sebastián die Beerdigungszeremonie abgeschlossen hatte, schaufelten sie das Grab zu und verschwanden anschließend wortlos in Richtung Hacienda.

Auf dem Rückweg zum Pfarrhaus fragte Dolores:

„Padre, was ist ein Häretiker?“

„Das ist ein Ketzer, Dolores, ein Mensch, der die Allmacht der Kirche anzweifelt. Ein Häretiker ist ein Mensch, der die Taufe empfan-

gen hat, aber dennoch an der Wahrheit der kirchlichen Lehre zweifelt. Solche Menschen sind moralisch verkommen und müssen ausfindig gemacht und auf den rechten Weg gebracht werden.“

„Aber Padre, der Tote hat die christliche Lehre doch gar nicht angezweifelt, er kannte sie nur nicht.“

„Eben, und darum war er ja auch kein Häretiker. Ich will dir ein Beispiel nennen, Dolores: Wenn ein Jude zum Christentum konvertiert, dann aber heimlich weiterhin seinen jüdischen Glauben verfolgt, dann ist das ein Häretiker, der auf den richtigen Weg gebracht werden muss. Zur Not auch mit Gewalt. So will es Gott. Nur dann können wir die heilige Kirche vor falschen Lehren schützen. Der Teufel versteckt sich überall, Dolores. Weißt du, als ich von Ávila nach Toledo kam, hatten wir viel mit Häretikern zu tun. Ich selbst war mehrmals dabei, als mein großartiger Lehrmeister, der Großinquisitor Tomás de Torquemada, Häretiker verhört hat. Ich habe auch selbst an verschiedenen Autodafés teilgenommen.“

„Was ist das, ein Autodafé?“, fragte Dolores.

„Das ist ein Akt des Glaubens. Die Häretiker werden öffentlich verbrannt.“

Dolores riss die Augen auf und fragte entsetzt:

„Mein Gott, das ist doch schrecklich, wenn man zuschaut, wie Menschen verbrennen!“

„Nun, Dolores, wenn sie unschuldig sind, verbrennen sie ja nicht. Und wenn sie verbrennen, sind sie schuldig.“

„Das verstehe ich nicht, Padre.“

„Das musst du auch nicht, Dolores. Vertraue auf Gott und auf die Kirche, und du bist immer in richtigen Händen. Die Autodafés haben mit unserem armen Teufel hier und mit La Palma nichts zu tun. Don Conrado ist lediglich etwas übermotiviert, um seine Machtposition zu sichern.“

„Könnt Ihr ihn denn nicht etwas mäßigen, Padre?“

„Ich fürchte nein, Dolores. Und nun ab in die Küche, ich habe Hunger.“

Nachdenklich betrat Dolores die Küche und bereitete dem Padre sein Mittagmahl. Am Nachmittag würde sie Kräuter zubereiten und

zu Jacome de Monteverde gehen, um ihn zu behandeln. Sie beschloss, sich bei dieser Gelegenheit etwas genauer auf der Hacienda umzuschauen.

— • 5 • —

Ariscaya hockte auf den Knien und schrubbte den dunklen Holzboden. Die fremdartige Kleidung, in die sie eingepfercht war, störte sie bei jeder Bewegung.

Hin, her, hin, her...

Mechanisch bewegte sie den Schrubber und versuchte, ihre düsteren Gedanken zu verscheuchen. Die Fremden hatten sie in diesem dunklen Haus eingesperrt, und sie musste von morgens bis abends fegen, scheuern, putzen, waschen. Die kleine, schmallippige Frau mit der seltsamen Haube auf dem Kopf und der grauenvolle bleiche Mann mit den wässrigen Augen kontrollierten sie ständig und tadelten sie bei jeder Gelegenheit in einer hart klingenden Sprache, die sie nicht verstand. Nachts wurde sie in einer kleinen Kammer eingesperrt und musste ohne Schutz eines wärmenden Fells auf dem nackten Lehm Boden schlafen.

Den Rest ihrer verschleppten Familie hatte sie lange nicht mehr gesehen. Tenemoché hatte versucht, sie zu schützen, als man sie gewaltsam von den anderen trennte. Wütend hatte er sich losgerissen und war auf einen dicken alten Mann losgegangen. Danach gab es einen Tumult, und die Fremden hatten Tenemoché, Tegaday und die anderen mit Stöcken und Gewehrkolben zusammengeschlagen. Ariscaya hatten sie ins Haus verschleppt und dort in jener dunklen Kammer eingesperrt, in der sie nun die Nächte verbrachte. Panisch vor Angst hatte sie mit beiden Händen gegen die schwere Holztür getrommelt und um Hilfe geschrien. Sie wusste nicht, wie lange sie geschrien und getobt hatte, doch irgendwann war die Tür aufgegangen, und dieser hagere, blutleere Mann war in den Raum getreten. Noch bevor Ariscaya reagieren konnte, hatte er mit der Hand ausgeholt und ihr eine klatschende Ohrfeige gegeben. Sie taumelte kurz, konnte sich aber auf den Beinen halten. Auf der anderen Seite der Tür sah sie zwei kleine

blonde Jungen, die neugierig zu ihnen hinüber äugten. Dann kam die Frau mit der seltsamen Haube auf dem Kopf angerannt und zertrte die Kinder hektisch weg.

Der Mann fing an zu lachen.

„Nicht schlecht, die Wilde ist standhaft“, sagte er. „Mal sehen, ob du das noch mal aushältst.“

Erneut holte er aus und schlug Ariscaya ins Gesicht. Doch auch diesmal konnte sie sich auf den Beinen halten.

Wieder lachte der Mann laut auf.

„Hui“, säuselte er, „was haben wir denn da – eine unbeugsame Wilde.“

Grinsend ging er auf Ariscaya zu und schaute ihr direkt in die Augen.

Einen Moment lang sahen sich die beiden an und maßen ihre Kräfte, gerade so, als ob zwei Boxer in den Ring gestiegen wären und sich vor dem Kampf gegenseitig taxierten. Trotz der Dunkelheit in der Kammer konnte Ariscaya seine wässrig blauen Augen erkennen und wunderte sich darüber, dass sie so unschuldig aussahen. Überhaupt wirkte der Mann so harmlos und unscheinbar. Seine Haut war so hell, dass es Ariscaya vorkam, als könne sie hindurchschauen und seine vollen Lippen wirkten fast weiblich. Doch sein Grinsen war niederträchtig.

Instinktiv wich Ariscaya einen Schritt zurück und hielt Ausschau nach einer Möglichkeit, zu fliehen oder sich zu wehren. Der Raum schien vollkommen leer zu sein. Eine Waffe würde sie hier nicht finden. Ihre einzige Chance bestand darin, ihn zu überlisten und durch die Tür zu entkommen. Kurzenschlossen fasste sie Mut und stieß ihr Knie mit voller Kraft zwischen die Beine des Mannes. Laut aufjaulend krümmte er sich zusammen, während sie hurtig an ihm vorbei durch die Tür huschte. Schnell rannte sie durch den Ausgang hinüber zur Haustür, stieß sie auf und stürmte ins Freie. Das grelle Sonnenlicht blendete sie, doch sie achtete nicht weiter darauf und rannte weiter.

Vor ihr erstreckte sich eine Landschaft voller Zuckerrohr. Weiter unten in der Ferne konnte sie das Meer erkennen. Instinktiv lief sie den Hang hinab, direkt in die hohen Zuckerrohrfelder hinein. Nach

ein paar Metern ging sie in die Hocke und atmete mehrmals tief durch. Hier fand sie zunächst Schutz, um wieder zu Atem zu kommen und sich zu orientieren. Doch der Mann ließ ihr dazu keine Zeit. Ein Schuss kreischte jähzornig durch die Luft und Ariscaya wusste, dass er die Verfolgung aufgenommen hatte. Panisch sprang sie auf und rannte weiter.

Nur weg von hier, nur weg!

Sie rannte und rannte, während ihr die Blätter ins Gesicht schlugen, ihr Atem immer heftiger wurde und ihr Herz bis in den Hals pochte. Die Lungen brannten, doch Ariscaya rannte und rannte.

Plötzlich wich die Zuckerrohrplantage einem stoppeligen Getreidefeld. Hier fand Ariscaya keinen Schutz mehr. Sie hielt an schaute heftig atmend zurück. Ihren Verfolger konnte sie nicht sehen. Das Zuckerrohrfeld, das sie hinter sich gelassen hatte, versperrte ihr den Blick. Aber sie wusste genau, dass er hinter ihr her war und sie sich keine Pause erlauben konnte. Daher wandte sie den Blick wieder nach vorne und ließ ihn über das Feld schweifen, auf der Suche nach einem Hinweis, in welche Richtung sie entkommen konnte. Hinten am Ende des Feldes stand ein uralter Drachenbaum, majestätisch und zeitlos. Ariscaya weitete die Augen und starrte mit ungläubigem Blick auf den Baum. Die Silhouette eines Drachenbaumes war ihr wohlbekannt, doch etwas Seltsames hing wie ein abgebrochener Ast herunter und baumelte sanft im Wind.

Ein schriller Schrei zerriss die Luft.

„Tenemoooochee!“

Mehr stolpernd als laufend näherte sich Ariscaya dem Baum. Fassunglos stand sie schließlich vor ihrem tot am Baum baumelnden Bruder. Ihr wurde schwindlig, und ein Würgereiz ergriff sie, während eine hilflose, ohnmächtige Wut in ihr hochstieg. Doch gleichzeitig wurde sie von einer endlosen Hoffnungslosigkeit erfasst. Diese Bestien hatten ihren Bruder hier am Baum einfach aufgeknüpft und hängen lassen! Auf einmal erschien ihr ihre Flucht lächerlich und sinnlos. Und doch, vielleicht würde sie es schaffen, diesen Scheusalen zu entkommen. Tränen stiegen in Ariscayas Augen, während sie heftig schluckte, um den Brechreiz zu unterdrücken. Wenn nur Yago da wäre! Doch er

war weit weg. Bestimmt war er schon lange nach Hause zurückgekehrt und hatte gesehen, was geschehen war.

„Yago“, dachte Ariscaya zitternd, „bitte komm, bitte, hilf mir!“

Ein neuer Schuss hallte durch die Luft, und Ariscaya suchte den Horizont in panischer Todesangst nach einem Weg ab, um weiter fliehen zu können.

Doch halt: Wenn sie wollte, dass Yago sie fand, musste sie überleben. Plötzlich wurde Ariscaya klar, dass ihre Flucht zwecklos war. Sie konnte nur überleben, indem sie blieb und sich unterordnete. Wenn sie das nicht tat, würden sie sie kaltblütig umbringen, so, wie sie Tenemocha und einen großen Teil ihrer Familie abgeschlachtet hatten.

Wie zur Bestätigung ihrer Gedanken schlug eine Gewehrkugel direkt neben ihr auf dem Boden ein. Ariscaya zuckte zusammen und kauerte sich neben dem Stamm des mächtigen Drachenbaumes nieder.

„Da ist sie ja, das Biest“, dachte Conrado grimmig und baute sich breitbeinig vor der zusammengekauerten Frau auf. Ein triumphales Grinsen lag auf seinen Lippen, während er ausholte und der jungen Frau den Gewehrkolben gegen den Schädel schlug. Ariscaya verdrehte die Augen und ging bewusstlos zu Boden. Ohne auch nur einen Augenblick zu zögern, riss Conrado ihr die Kleidung vom Leib und betrachtete mit steigender Erregung ihre Nacktheit. Gierig befangerte er sich selbst und begutachtete schließlich voller Stolz seine Erektion. Noch nie hatte er es einer Frau gegeben, die bewusstlos war. Ihm wurde schummerig, während er unerbittlich und hart in sie eindrang. Der dumpfe Schmerz riss Ariscaya aus ihrer Ohnmacht und sie vernahm ein rhythmisches Schnaufen, noch bevor ihr Gehirn verarbeiten konnte, was gerade geschah. Der bleiche Körper des Mannes bewegte sich ungestüm auf- und ab und rammte sie wieder und wieder. Gleichzeitig hämmerte ein glühender Schmerz in ihrem Kopf.

Ausdruckslos starrte Tenemocha auf die beiden hinab, während er sachte im Wind hin- und her baumelte.

Kurze Zeit später hatte Conrado die junge Frau wie ein Stück Vieh zurück zum Haus getrieben und erneut in die dunkle Kammer gesperrt, wo sie sich zitternd zusammengekauert hatte.

Ein energisches Klopfen an der Haustür holte Ariscaya zurück in die Gegenwart, auf den dunklen Holzboden des Hauses, in dem sie nun eingesperrt und zu Sklavenarbeit verdammt war. Sie hielt inne, schaute kurz hinüber zur Tür und schrubbte dann verbissen weiter. Doch niemand tauchte auf, um die Tür zu öffnen. Nach einem kurzen Moment klopfte es erneut, diesmal etwas energischer.

„Das geht mich nichts an“, sagte sich Ariscaya, doch sie wurde neugierig.

Als es zum dritten Mal klopfte, erhob sie sich, schaute sich vorsichtig um und warf dann einen Blick durch die Tür Luke. Draußen stand eine ältere, rundliche Frau. Sie war eine Auarita mit freundlichen braunen Augen, die einen Korb voller Kräuter bei sich trug. Sie war eindeutig eine Medizinfrau.

Ohne weiter nachzudenken, öffnete Ariscaya die Tür. Der Anblick der Frau hatte ihr instinktiv das Gefühl von Schutz gegeben.

Einen Augenblick lang standen sich die beiden Frauen schweigend gegenüber. Dann grüßte die ältere Frau Ariscaya in der Sprache der Auarita freundlich und fragte mit ruhiger, tiefer Stimme:

„Wie heißt du?“

„Ariscaya.“

„Du bist noch nicht lange hier, was?“

Stumm nickte Ariscaya, während sie verzweifelt versuchte, die Tränen zurückzuhalten.

„Hab‘ keine Angst“, sagte die Frau beruhigend und legte Ariscaya schützend die Hand auf die Schulter. Dann nahm sie einige getrocknete Kräuter aus dem Korb und reichte sie Ariscaya, die sofort erkannte, dass es sich um großblättriges Johanniskraut handelte, das auf der Insel wild wuchs.

„Nimm die, sie werden dich beruhigen und dir Kraft geben“, flüsterte die Frau. „Ich bin Dolores, ich bin von hier, aus Aridane, vom Stamm des Aganeye.“

Dankbar nahm Ariscaya das Büschel und versteckte es in den Falten ihres Rockes.

„Du bist aus Tagaragre, stimmt's?“, fragte Dolores.

Ariscaya nickte stumm.

„Vom Stamm des Tazagiza?“

„Ja, er ist mein Vater. Aber“, sie stockte einen Moment und schluckte. „Er ist tot.“

„Was ist geschehen?“

Sie haben uns überfallen, die Kinder und fast alle Frauen getötet, uns hierhergeschleppt. Tazagiza mit dem Feuerrohr umgebracht. Mein Bruder... Tenemoche“, brachte Ariscaya mit erstickter Stimme hervor.

„Den haben sie unten am Baum aufgeknüpft, nicht wahr?“

Ariscaya nickte

„Ja, und Yago, mein Mann...“

„Yago?“, unterbrach Dolores mit fragendem Blick. „Das ist doch kein Name eines Auarita!“

„Ja, Yago, er kam über das Meer...“

Doch bevor Ariscaya weiterreden konnte, kam Conrado de Monteverde den Weg zum Haus hinaufgestapft. Ariscaya zuckte ängstlich zusammen, während Dolores dem jungen Mann ohne jede Furcht entgegenblickte. Offensichtlich hatte sie eine Position, die sie vor diesem Ungeheuer schützte. Daher blieb Ariscaya im Hauseingang stehen und wartete erst einmal ab, was nun geschehen würde.

„Gott sei mit Euch, Don Conrado“, sagte Dolores mit ihrer ruhigen, tiefen Stimme. „Padre Sebastián lässt Euch grüßen und schickt mich, um Don Jacome mit diesen Heilkräutern zu behandeln.“

„Das hat mir gerade noch gefehlt“, grunzte Conrado missmutig. Er war schon den ganzen Morgen schlechter Laune, weil die Zuckerrohrernte kurz bevorstand und der Cañavero Manolo Salgado, der für die Aufbereitung und Veredelung des Zuckerrohrs zuständige Zuckermeister, plötzlich erkrankt war. Da lag nun schon sein Onkel darnieder, und jetzt fiel womöglich auch noch der Cañavero aus. Wenn der Alte nicht bald wieder gesund und der Zuckermeister arbeitsfähig würde, könnte das den gesamten Gewinn der Saison verderben – und Conrado hätte die Aufgabe am Hals, sowohl die Ernte als auch die Verarbeitung des Zuckerrohrs allein beaufsichtigen zu müssen. Er würde sich eine gute Peitsche besorgen müssen, damit alle diese

gottverdammten Faulenzer hier richtig spurten.

Dann erblickte er Ariscaya. Seine Miene verdunkelte sich weiter.

„Und was machst du hier, du dreistes Luder?“, rief er wütend und machte eine Handbewegung, als wolle er eine lästige Fliege verschrecken. „Verschwinde, aber sofort, geh’ an deine Arbeit, du hast hier nichts zu suchen!“

Ariscaya senkte den Blick und verschwand.

„Das wird ein Nachspiel haben“, rief ihr Conrado hinterher.

„Don Conrado, hab Erbarmen mit dem Mädchen, sie hat nur die Tür geöffnet“, sagte Dolores ruhig.

„Nur die Tür geöffnet?“, schnaubte Conrado. „Sie hat keine Türen zu öffnen! Sie hat zu arbeiten!“

Sein ansonsten so bleiches Gesicht war vor Wut rot angelaufen, weshalb sich Dolores ein leichtes Lächeln nicht verkneifen konnte.

Erbost funkelten die wasserblauen Augen des jungen Mannes Dolores an.

„Was gibt’s da zu grinsen, Alte?“, fragte er spitz.

Schnell senkte Dolores den Blick und sagte sanft: „Ich grinse nicht, Don Conrado, ich stehe Gott und dem Königreich Spanien zu Diensten und ersuche Euch höflichst, Don Jacome besuchen zu dürfen“.

„Ach ja, Gott und dem Königreich Spanien?“, rief er erbost. „Geh!“

„Aber Don Conrado, Padre Sebastián schickt mich. Ich kann Don Jacome helfen, glaubt mir“, entgegnete Dolores bestimmt.

„Glaubst du wirklich, ich dulde solch eine Hexerei in meinem Hause?“, schrie Conrado und stampfte mit dem Fuß auf.

„Wie bitte, dein Haus?“, polterte da eine Stimme aus der Dunkelheit des Hausflurs. „Was ist hier eigentlich los?“

Es war Don Jacome höchstpersönlich, der im Nachtgewand seine Kammer verlassen hatte, um nachzuschauen, was es mit dem Lärm vor seiner Haustür auf sich hatte.

„Äh... ja, ich meinte unser Haus, also das der Monteverde“, stammelte Conrado, der auf einmal ganz blass geworden war.

„Aha“, dachte Dolores, „der Kerl plustert sich ganz schön auf, aber vor dem Alten kuschelt er wie ein geprügelter Hund.“

„Also, was ist hier los?“, fragte Don Jacome erneut, während er

ächzend und stöhnend die Stiege hinunterkraxelte.

„Gott sei mit Euch, Don Jacome“, rief Dolores mit kräftiger Stimme in den Hausflur hinein, „Padre Sebastián schickt mich, um Euch mit Kräutern zu behandeln“.

„Na endlich“, stöhnte der Mann, „kommt herein, gute Frau, wir gehen gleich hinauf in meine Kammer. Conrado, lass Dolores herein und hol Margarita!“

Missmutig ließ Conrado die Frau ins Haus treten und ging dann in den Gemüsegarten hinter dem Haus, um seine Tante zu holen, die dort im Schatten saß und ihren beiden kleinen Söhnen beim Spielen zuschaute.

Während Dolores die Stiege hinauftrat, schaute sie sich genau im Haus um. Sie befand sich in einem großzügigen Eingangsbereich, von dem mehrere Türen in verschiedene Räume führten. Eine zweigeteilte Flügeltür auf der linken Seite deutete darauf hin, dass es hier zum Hauptraum ging, in dem Don Jacome auch seine Gäste empfing. Dort kniete Ariscaya mit gesenktem Kopf auf dem Boden und schrubhte die Holzdielen. Die Blicke der beiden Frauen trafen sich, und Dolores stieß einen ganz leisen, melodischen Pfiff aus.

Don Jacome schaute sie erstaunt an, während Dolores freundlich lächelte und Ariscaya den Kopf noch tiefer senkte. Sie hatte verstanden: In der allergrößten Not hatte sie eine Freundin gefunden, die ihr beistehen würde.



Das leise Knarren der Tür ließ Ariscaya das Blut in den Adern gefrieren. Flackernd erhellte das Licht einer Talglampe die kleine Schlafkammer. Ariscaya hatte gehant, dass er kommen würde, und gleichzeitig inständig gehofft, es möge nicht geschehen, während sie schlaflos in die rabenschwarze Dunkelheit der Kammer gestarrt hatte. Verängstigt kauerte sie sich in der Ecke zusammen und zog ihre Wolldecke fest um sich. Breitbeinig stellte er sich vor sie und hielt ihr die Lampe direkt vor das Gesicht.

„Was hast du mit dieser Hexe zu tun?“, fragte er mit finsterer Stimme.

Stumm starrte Ariscaya an ihm vorbei ins Leere. Sie verstand zwar nicht, was er sagte, wusste aber nur zu genau, was er meinte.

„Nun?“, fragte Conrado und rempelte sie mit dem Fuß.

Ariscaya kauerte sich noch weiter zusammen und senkte den Kopf. Da beugte sich Conrado über sie, nahm ihr Gesicht in eine Hand, quetschte seine Finger zu, so dass er ihre Wangen wie eine Zange im Griff hatte und zog die Frau nach oben.

„Sprich mit mir“, wiederholte er erbost. „Was hast du mit dieser Hexe zu tun?“

Stur schaute Ariscaya an ihm vorbei ins Leere. Sie war fest entschlossen, vor diesem Ungeheuer keine Schwäche zu zeigen. Conrado drückte fester zu. Der Schmerz seines Zangengriffes drückte mit Wucht gegen ihre Wangen, und fast hätte sie das Bewusstsein verloren. Doch sie riss sich zusammen und starrte mit leerem Blick weiter in die Dunkelheit.

Wütend stieß er sie zurück, so dass sie rücklings auf den harten Fußboden fiel. Stumm ergriff sie ihre Decke und kauerte sich erneut in der Ecke zusammen.

Conrado lachte auf, und es klang wie das höhnische Kichern einer Hyäne.

„Warte ab, du Miststück, dir werde ich deine Hexerei schon noch austreiben - und der anderen auch!“, schimpfte er.

Damit wandte er sich um und verließ wortlos den Raum.

Ariscaya hielt den Atem an und horchte minutenlang gespannt auf jedes Geräusch. Doch es blieb ruhig. Die Dunkelheit hatte sich wieder wie ein schwarzer Nebel über den Raum gelegt. Leise kroch sie unter ihrer Decke hervor und fingerte nach einer Fußbodenleiste, unter der sie die Kräuter von Dolores versteckt hatte. Sie zupfte einige Blätter heraus und steckte sie in den Mund. Nach und nach wurde sie ruhiger und ihr Atem regelmäßiger. Erschöpft legte sie sich schließlich nieder und kaute ihre Kräuter, bis der Schmerz in ihrem Kopf endlich nachließ und sie in einen traumlosen Schlaf fiel.

Als die Tür erneut leise knarrte, sich einen Spalt öffnete und wieder schloss, merkte Ariscaya nichts. Diesmal hatte Conrado keine Lampe dabei. Stattdessen hielt er in seiner rechten Hand eine Reitgerte. Ari-

scaya lag schlafend auf der Seite, und er konnte ihren gleichmäßigen Atem hören. Leise schlich er sich näher an sie heran. Sein Herz fing an, heftiger zu klopfen. Langsam beugte er sich herab und atmete tief ein. Ihr Geruch erreichte seine Nase und ließ ihn erregt erschauern. Einen kurzen Moment lang schloss er die Augen und genoss das Gefühl der Macht über die hilflos am Boden liegende Frau. Dann richtete sich Conrado zu voller Größe auf, grinste herablassend, holte mit der Gerte aus und schlug Ariscaya mit voller Wucht auf den Rücken. Mit einem Schrei erwachte die junge Frau. Doch bevor sie sich aufrichten konnte, hatte Conrado ihr die Decke weggerissen und sich auf sie geworfen. Heftig schlug ihr sein schwerer, nach Rotwein riechender Atem ins Gesicht.

„Ich geb's dir, du Teufelin“, keuchte er, während er ihren Hals fest umklammerte und sie zu Boden drückte. Todesangst stieg in Ariscaya auf, und sie rang nach Luft, ohne sich wehren zu können. Conrado hatte sich mit seinem ganzen Gewicht auf sie geworfen und drang mit zügelloser Gewalt in sie ein. Heftig keuchend stieß er zu. Es waren nur Sekunden, doch für Ariscaya dehnten sie sich zu einer infernalischen Endlosigkeit aus. Schließlich entwich seinem Munde ein raues Stöhnen und er ließ von ihr ab.

Steif lag Ariscaya auf dem Rücken und starrte in die Dunkelheit, während lautlos Tränen über ihre Wangen kullerten.

„Du gehörst mir, Hexe“, raunte Conrado, bevor er sich erhob und die Kammer verließ.

KAPITEL 13

Auf der Suche

Seit Wochen war Yago nun schon mit seiner kleinen Ziegenherde unterwegs. Während seiner langen, einsamen Wanderung durch die schroffe Gebirgslandschaft dachte er immer wieder über den einen Satz der spanischen Soldaten nach, die er belauscht hatte, bevor er nach Hause zurückgekehrt war und das Massaker vorgefunden hatte:

„Kehren wir nicht nach Tazacorte zurück, so wie die anderen?“

Dieser Satz hallte in Yagos Kopf wider.

Doch wo war Tazacorte?

Immer weiter stieg Yago hinauf in die abgeschiedenen Berge, bis er hoch oben den kahlen Gipfel der Insel erreichte. Er wurde von den Auarita wie ein Gott verehrt, was, wie Yago fand, nur allzu verständlich war, denn von hier oben konnte man die ganze Insel und das endlose Meer weit unten in der Ferne überblicken, während der Gipfel direkt mit dem Himmel zu verschmelzen schien. Auf der einen Seite, da, wo die Sonne aufging, sah Yago den gewaltigen, schneebedeckten Berg der Nachbarinsel aus den Wolken emporragen, und er erinnerte sich an jenen Abend, an dem er diesen Blick schon einmal genossen und sich dabei so sehr auf den Abstieg und das Wiedersehen mit Ariscaya gefreut hatte. Nun sehnte er sich genauso nach einem Wiedersehen mit ihr, und er wandte den Blick in Richtung der untergehenden Sonne. Dort sah die Landschaft vollkommen anders aus. Direkt unter

ihm brach der Gipfel schroff ab. Eine mehrere Hundert Meter tiefe und fast halbkreisförmige Felswand schien jeden Abstieg in das darunter liegende Gelände unmöglich zu machen. Weit unten konnte er zwischen den dahin wabernden Wolken flaches Land sehen, das sich im Gegensatz zur abschüssigen Ostseite der Insel sachte in Richtung Meer neigte.

Still saß Yago auf einem rötlich gefärbten Felsblock und betrachtete die Landschaft, während seine Ziegen das Gelände gemütlich nach vereinzelter Gräsern und Kräutern abgrast.

Konnte diese Gegend da unten Tazacorte sein?

„Burrita, was meinst du?“, fragte Yago und kraulte die Ziege, die sich wie ein treuer Hund direkt neben ihm auf den Felsen gelegt hatte. „Wo gehen meine Landsleute hin, wenn sie hierherkommen und sich niederlassen wollen? Doch sicher dorthin, wo es Wasser gibt und das Gelände flach genug ist, um Felder anzulegen, oder?“

Yago kniff die Augen zusammen und suchte alle Seiten der Insel ab. Es schien ihm, als sähe er weit unten in der Nähe der Küste ein paar kleine Flecke, die eine Ansiedlung von Häusern sein könnten.

Lange saß er dort oben und betrachtete die Landschaft. Ganz klar, wenn sich auf dieser zerklüfteten Insel eine Gegend für eine Ansiedlung eignete, dann war es diese Region dort unten.

„Burrita“, sagte er, „jetzt suchen wir uns einen Weg da runter. Auf geht's!“

Er nahm einen kräftigen Schluck aus seinem Ziegenlederbeutel, sprang auf und trieb seine kleine Herde zusammen. Vorsichtig tastete er sich an der schroffen Felswand entlang, bis er einen schmalen Pfad entdeckte, der ganz offensichtlich schon vor ihm von Menschen benutzt worden war. Sein Herz flackerte auf.

War dies der Weg, der ihn zu Ariscaya führte?

Langsam stieg er mit seiner Herde hinab und durchquerte wilde, kahle Schluchten, die steil abfielen, bis er schließlich in eine zerklüftete, bewaldete Caldera gelangte, an deren Grund sich ein fast ausgetrocknetes Flussbett in Richtung Meer schlängelte. Große Steinbrocken lagen in diesem Flussbett und zeugten davon, dass hier bei Regen ganze Sturzbäche hinabflossen. Jetzt im Spätsommer allerdings

war der Fluss zu einem kleinen Rinnsal geschrumpft. Es war heiß und trocken in diesem tief eingeschnittenen Vulkantrichter, der sich nur in eine Richtung – nach Südwesten – öffnete, doch das wenige Wasser im Flussbett reichte Yago, um den Durst seiner kleinen Ziegenherde zu löschen und sich selbst ausreichend zu versorgen. Die Vegetation bot den genügsamen Ziegen zudem genug Nahrung und spendete Yago und seinen Tieren Schatten.

Wenn hier ein Fluss – oder zumindest ein kleiner Bach in Richtung Meer floss, dann gab es dort an der flachen Küste Wasser für die Landwirtschaft.

„Ganz bestimmt treffe ich da auf Menschen“, dachte sich Yago, „und dann werde ich vielleicht auch herausfinden, wo Ariscaya ist.“

Nachdem er einige Tage gewandert war, verwandelte sich die schroffe Caldera in ein immer schmaler werdendes, längliches Tal und mündete schließlich sanft in eine Meeresbucht, in der zwei spanische Karavellen vor Anker lagen. Schon mehrere Tage, bevor Yago dort ankam, hatte er die Veränderungen um sich herum bemerkt – er hörte Vieh blöken, Menschen rufen, und statt der wilden, ungezähmten Naturlandschaft erblickte Yago immer mehr Kulturland, auf dem Getreide und Zuckerrohr angebaut wurde.

Innerlich aufgewühlt trieb er seine kleine Herde immer weiter in Richtung Küste.

Yago war bereit, in die Welt der Spanier zurückzukehren.

—→ 2 ←—

„Ob man hier wohl Eier hart kochen könnte?“ fragte sich Yago, während er seine Füße tief in den rabenschwarzen, glühend heißen Vulkansand grub, damit sie nicht verbrannten. Er hatte seine Ziegenherde in sicherer Entfernung vom Strand im Schatten eines Baumes angebunden und war dann barfuß ans Ufer gelaufen. Tief atmete er die salzige Meeresluft ein und schaute sich in Ruhe um. Die Bucht war wie eine Sichel geformt und bot Schiffen einen sicheren Ankerplatz. Wie auf der anderen Seite der Insel rahmten auch hier steile Felsen die Bucht auf beiden Seiten ein, doch sie waren deutlich niedriger

und leichter zu erklimmen. Auf der Seite der Bucht, wo Yago stand, mündete der Fluss ins Meer, oder das, was während der sommerlichen Trockenzeit von ihm übriggeblieben war. Am anderen Ende der Bucht konnte Yago direkt unterhalb des Felsens einige Holzhütten erkennen. Etwas weiter hinten befand sich ein größeres Gebäude. Menschen waren nicht zu sehen, aber es war Mittagszeit, und da hatten sich sicher alle in den Schatten zurückgezogen. Yago ging auf das Meer zu und tauchte seine Füße ein. Das Wasser war herrlich erfrischend, und am liebsten hätte er sich ausgezogen und gebadet. Doch stattdessen wusch er nur seine Hände und sein Gesicht, um sich etwas abzukühlen, und watete dann gemütlich im Wasser auf die Holzhütten zu.

Ihm war bewusst, dass er beobachtet wurde, während er sich den Gebäuden näherte, und genau das bezweckte er: Er wollte wahrgenommen werden, um herauszufinden, wo er war.

Und tatsächlich dauerte es nicht lange, bis sich ein junger Mann zu ihm gesellte und ihn neugierig angaffte.

„Hola“, sagte Yago freundlich auf Spanisch und nickte dem Mann zu. „Wie heißt dieser Ort hier?“

Der junge Mann zog die Augenbrauen zusammen und betrachtete Yago irritiert. Hinter ihm tauchten zwei weitere Männer auf und schauten Yago interessiert an. Alle drei waren offensichtlich Matrosen, die zu den beiden in der Bucht vor Anker liegenden Karavellen gehörten.

„Wo kommst du denn her?“, fragte der junge Mann.

„Von der anderen Seite der Insel“, erwiderte Yago.

„Du siehst seltsam aus in dieser Lederkluft, was für einer bist du denn?“, erkundigte er sich weiter.

„Ich komme aus Baiona, aus Galicien“, antwortete Yago. „Ich bin vor langer Zeit mit einem Schiff von Andalusien aus aufgebrochen, um in die neue Welt zu segeln, aber als wir Kurs auf diese Inseln hier genommen haben, um uns mit Wasser und Proviant einzudecken, sind wir in einen Sturm geraten, und das Schiff ist gesunken. Ich konnte mich retten und wurde von Einheimischen aufgenommen, die sich Auarita nennen und mir das Leben gerettet haben. Doch dann sind sie verschwunden, und nun bin ich über die ganze Insel gewandert, um

herauszufinden, wo ich gelandet bin.“

Staunend schauten sich die Männer an.

„Heiliger Christophorus, ist das wahr?“, fragte der junge Mann ungläubig.

Yago nickte und senkte den Blick. Am liebsten hätte er die ganze Wahrheit herausgeschrien: dass seine eigenen Landsleute die Menschen, die zu seiner Familie geworden waren, grausam umgebracht, verbrannt und verschleppt hatten; dass er seine geliebte Ariscaya suchte, deren Stimme immer mehr in seiner Erinnerung verblasste und nach der er sich sehnte wie eine Wüstenpflanze nach Wasser. Doch stattdessen atmete er tief durch und sagte:

„Ich habe Ziegenkäse. Den möchte ich gerne gegen Brot tauschen. Ich hab‘ schon so lange kein Brot mehr gegessen. Habt Ihr welches?“

„Komm mit“, erwiderte einer der anderen beiden Männer schließlich, „wir haben genug, dass es auch für dich reicht.“

Yago folgte den drei Männern. Schließlich blieben sie bei einer der Holzhütten stehen, in deren Schatten sich einige weitere Männer zur Siesta auf die Erde gelegt hatten.

„Wie heißt du eigentlich?“, fragte der junge Mann, den Yago zuerst getroffen hatte.

„Yago.“

Der junge Mann wandte sich um und rief laut:

„Hört mal her, Leute, das ist Yago aus Galicien, er hat einen Schiffbruch überlebt und sich ganz allein hier auf dieser Insel durchgeschlagen.“

„Mir doch wurscht“, grunzte einer der am Boden dösenden Männer.

„Wo? Hier?“, fragte ein anderer träge.

„Na und?“, brummte ein dritter.

„Da kann man mal pennen und dann kommst du mit deinem Seemannsgarn, Felipe“, stöhnte ein anderer.

Doch schon nach kurzer Zeit saßen alle neugierig um den Neuankömmling herum und lauschten gespannt seiner Geschichte.

„Wie hieß denn die Karavelle?“, erkundigte sich ein kleiner, unteretzter Andalusier, der Yagos Geschichte aufmerksam zugehört hatte.

„Triana.“

„Ha, die kenne ich“, sagte er triumphierend. „Auf der hab’ ich auch schon mal angeheuert.“

„Schade, dass du nicht beim Schiffbruch dabei warst, dann müssten wir deine elenden Fürze nicht mehr ertragen“, feixte ein anderer.

„Besser meine Fürze als dein Geschnarche“, murrte der Andalusier zurück und erntete grölendes Gelächter.

„Wo ist die Triana denn genau untergegangen?“, erkundigte sich ein jüngerer Matrose. „Du konntest an Land schwimmen, dann muss es ja nahe an der Küste gewesen sein.“

„Ja, die Triana ist auf einen Felsen vor der Küste gelaufen und wurde aufgeschlitzt wie der Bauch eines geschlachteten Schweins.“

„Gruselig. Und du bist dann an Land geschwommen?“

„Ja“, entgegnete Yago, „es war nicht sehr weit.“

„Und warum hat dann kein anderer überlebt, wenn es nicht weit war?“, mischte sich ein Dritter ein. „Warum nur du? Du spinnst doch nur Seemannsgarn!“

„Vielleicht ist der Yago ja ein Hexer und kann übers Wasser gehen“, raunte der stämmige Andalusier und bekreuzigte sich sicherheitshalber mehrmals.

„Dann hätte ich ja einfach übers Wasser weiter in die neue Welt gehen können“, erwiderte Yago trocken.

„Da wärest du aber lange unterwegs gewesen, das ist nämlich verdammt weit weg. Ich war schon ein paar Mal dort“, sagte der junge Mann, der Felipe hieß.

Neugierig wandte sich Yago dem Matrosen zu. Er war groß und muskulös, hatte dunkles Haar und einen dichten Bart.

„Erzähl mir davon“, sagte Yago neugierig. „Wo war das? Gibt es da Männer mit glattem Haar, das schwarz ist wie Kohle und denen kein Bart im Gesicht wächst?“

„Was soll die Frage denn?“, erwiderte Felipe irritiert. „Da gibt’s massenweise Indios, die so aussehen. Alles faule Säcke, die nicht arbeiten wollen. Wir haben in Santo Domingo mal ein Schiff beladen, da mussten die alle mit der Peitsche angetrieben werden, sonst hätten die keinen Finger gerührt. Die sitzen da, starren stur in die Luft und

geben keinen Mucks von sich. Die Schwarzen lassen sich viel leichter zähmen, sag ich Euch.“

„Nöö,“, erwiderte ein anderer und schüttelte den Kopf, „ich war letztes Jahr dabei, als wir eine Schiffsladung von denen nach La Hispaniola geschippert haben, da hat mich einer gebissen, wie ein wildes Tier, sag ich Euch. Die Negros muss man genauso hart mit der Peitsche dressieren wie die Indios.“

„Klar, aber die Indios, die werden krank, essen nichts und trinken nichts, und dann fallen sie einfach tot um. Mit denen kann man nicht lange was anfangen“, sagte Felipe.

„Und die Negros stinken“, rief der Andalusier.

„So wie du mit deinen Fürzen“, grinste Felipe.

Alle lachten, während der Andalusier sich grollend auf Felipe stürzte und ihn in den Schwitzkasten nahm. Felipe schlug mit dem Fuß nach hinten aus wie ein Pferd, ohne den Andalusier zu treffen; beide verloren das Gleichgewicht und landeten auf der Erde, ineinander verwoben wie ein großer Seemannsknoten.

„He, he, he, aufhören, ihr Hitzköpfe“, brüllte ein hagerer, älterer Mann, der bislang schweigend dagesessen und zugehört hatte.

Kopfschüttelnd stand er auf, stellte sich breitbeinig neben das am Boden liegende Knäuel aus Armen und Beinen und stieß mit seinem Stiefel mehrmals dagegen.

„Ruhe jetzt“, brüllte er erneut. Es war klar, dass er hier das Sagen hatte.

Während sich Felipe und der Andalusier, der noch immer grimmig dreinblickte, voneinander lösten, wandte sich Yago den anderen Männern zu.

„Wer von euch kennt sich hier in der Gegend aus?“, fragte er.

Die Männer schüttelten den Kopf.

„Wir sind nur hier, um Fracht zu laden. Morgen segeln wir zurück nach Palos.“

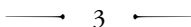
„Gibt es hier in der Gegend eine Stadt?“, wollte Yago wissen.

„Na ja, Stadt kann man das nicht gerade nennen, aber da oben, wenn du den Felsen hinter dem Haus da drüben hinaufkletterst, da gibt es einen kleinen Ort. Von da kommt das ganze Zuckerrohr, das

wir auf die Schiffe geladen haben.“

„Wie heißt dieser Ort?“, erkundigte sich Yago.

„Tazacorte.“



Klackernd trappelten die Klauen der Ziegen auf den Pflastersteinen des Platzes, der vor nicht allzu langer Zeit vor der kleinen Kapelle von Tazacorte angelegt worden war. An einer Ecke des Platzes stand ein Lorbeerbaum, an dessen Stamm Yago seine Ziegen anband. Widerpenstig meckerten sie, doch nach einer Weile kamen sie im Schatten des Baumes zur Ruhe, legten sich hin und begannen, gemütlich wiederzukäuen. Währenddessen schaute sich Yago um. Der kleine Ort lag auf einem flach zum Meer hin geneigten Plateau. Auf der ganzen Insel hatte er bislang kein so ebenes Gelände gesehen. Es war einleuchtend, dass die Spanier genau hier ihre Felder angelegt hatten. Die Getreidefelder waren schon abgeerntet, während auf anderen Feldern meterhohes Zuckerrohr stand. Im Hintergrund ragten bewaldete Berge in den Himmel, an dem sich gerade einige fast blendend weiße Kumuluswolken formierten. Die Sonne stand nicht mehr so hoch am Himmel wie noch zuvor unten am Strand, und doch war der Platz noch aufgeheizt wie ein Backofen. Yago wischte sich die Schweißperlen von der Stirn und betrachtete die kleine Kapelle auf der gegenüberliegenden Seite des Platzes. Er legte den Kopf schief und dachte darüber nach, wie lange er kein Gotteshaus mehr betreten hatte. Er konnte es nicht sagen, aber es schien ihm, als ob es vor endloser Zeit in einer anderen Welt gewesen war. Nachdenklich ging er auf die dunkelbraune, grob gearbeitete Holztüre zu, während widersprüchliche Gefühle in ihm aufkeimten.

Sollte er die Kapelle wirklich betreten? Was bedeutete Religion denn eigentlich genau? Die Auarita hatten ihren eigenen Glauben, so wie seine Familie in seiner Kindheit ihren eigenen Glauben gehabt hatte. Keine dieser beiden Religionen, die Yago kennengelernt hatte, war ihm schlecht erschienen. Die Kirche dagegen vertrat beharrlich die Lehre, dass nur sie allein den „wahren“ Gott offenbare und

verlangte unerbittlich, dass sich andere ihrem Glaubensbekenntnis bedingungslos unterwarfen. Doch war es richtig, einen anderen Glauben als unwahr darzustellen? War es wirklich falsch, an Jahwe zu glauben? War Abora, der oberste Gott der Auarita hier auf dieser Insel, tatsächlich nur ein Götze? Mehr denn je erschien es Yago einerlei, welchen Namen Gott hatte. Was ihn beschäftigte, war die Frage, warum Gott, wenn es ihn denn gab, es zuließ, dass die Menschen sich gegenseitig so grausam behandelten.

Als er direkt vor der Kirchentür stand, drehte er sich plötzlich um, ging zurück zu seinen Ziegen und setzte sich in den Schatten des Baumes. Burrita legte sich neben ihn und leckte seine verschwitzte Hand. Das Salz auf seiner Haut war der Ziege ein willkommenes Geschenk. Yago kraulte sie zärtlich zwischen den kleinen Hörnern.

„Tja, Burrita, ich glaube, ich möchte nicht hineingehen“, sagte er bedrückt.

Burrita leckte weiter seine Haut ab und meckerte leise.

„Was machen wir nun, was meinst du?“, fragte Yago und seufzte. Ratlos lehnte er sich an den Baumstamm und überlegte, was er als nächstes tun sollte.

Plötzlich erschien eine ältere, rundliche Frau auf dem Platz und ging direkt auf die Kapelle zu, ohne sich umzuschauen. Sie trug einen Korb mit einem Strauß Blumen bei sich.

Yago zog die Augenbrauen zusammen und betrachtete sie aufmerksam. Dann stupste er die Ziege mit dem Zeigefinger.

„Das war doch eine Auarita, oder nicht, Burrita?“, wunderte er sich.

Die Frau öffnete die Tür der Kapelle, ging hinein und verschwand.

„Burrita“, flüsterte Yago, „was meinst du, soll ich mal mit der Frau reden?“

Ohne auf eine Antwort zu warten, sprang Yago auf, überquerte den Platz und betrat nun doch die Kapelle. Innen war es angenehm kühl und er spürte, wie sich seine Haut entspannte, während sich seine Augen langsam an die Dunkelheit gewöhnten. Vorne am Altar stand die Frau und stellte gerade die Blumen, die sie in ihrem Korb bei sich getragen hatte, in ein Gefäß. Dann kniete sie kurz nieder, bekreuzigte sich und verschwand geräuschlos durch eine schmale Tür hinter dem

Altar, noch bevor Yago reagieren konnte. Ratlos setzte er sich auf eine der Bänke.

„Nun gut“, dachte er, „jetzt habe ich also den Ort namens Tazacorte gefunden, aber ist Ariscaya wirklich hier? Ist sie überhaupt noch am Leben?“

Mit einem tiefen Seufzer stand Yago auf und ging vor zum Altar, den er einige Minuten lang geistesabwesend anstarrte. Schließlich bekreuzigte er sich mechanisch und wandte sich um, um die Kirche zu verlassen. Dabei fiel sein Blick auf einen kleinen Marienaltar, der rechts neben dem Hauptaltar stand. Yago stutzte, runzelte die Stirn und ging näher heran, um den Altar genauer betrachten zu können. Darin stand eine kleine hölzerne Marienfigur.

Die Madonna vom Strand!

Aufgeregt verließ er die Kapelle und rannte über den Platz zu seinen Ziegen.

„Burrita“, rief er und umarmte die Ziege, „die Madonna ist hier, stell dir das mal vor! Weißt du, was das bedeutet? Ariscaya muss auch irgendwo hier sein! Und ich werde sie finden!“

Plötzlich stand ein alter Mann mit einem Stock neben ihm. Vor lauter Aufregung hatte er ihn nicht kommen hören.

„Gott sei mit Dir, mein Sohn“, sagte der Mann freundlich. „Ich bin Padre Sebastián, und Tazacorte ist meine Gemeinde. Ich war gerade unten bei den Matrosen und habe gehört, dass wir hier im Ort Besuch bekommen haben.“

„Gott sei mit Euch“, antwortete Yago und blinzelte gegen die Sonne.

„Ist es wahr, dass Ihr Schiffbruch erlitten und Euch ganz allein durchgeschlagen habt, und von der anderen Inselfeite direkt über den Gipfel bis hierher gewandert seid?“

Yago nickte stumm.

„Woher kommt Ihr, mein Sohn?“, fragte Padre Sebastián. „Warum seid Ihr wie ein Auarita gekleidet?“

„Padre, ich komme aus Galicien, aus der Stadt Baiona, mein Name ist Yago Pérez. Das Schiff, auf dem ich vor langer Zeit hierherkam, ist untergegangen. Es ist richtig, dass ich auf der anderen Seite der Insel

gelebt habe, bis ich mich aufmachte, um hierher zu kommen.“

„Dann habt Ihr das heilige Sakrament der Beichte schon lange nicht mehr erhalten, geschweige denn, eine heilige Messe besucht? Oder wart Ihr in Santa Cruz?“

„Santa Cruz?“

„Ja, drüben, auf der Ostseite von La Palma.“

„La Palma nennt Ihr die Insel?“

„Ja, so ist es“.

„Und die große Insel nebenan, mit dem gewaltigen Berg?“

„Das ist Teneriffa. Alle Inseln hier gehören zur spanischen Krone, falls Ihr das noch nicht wisst“.

„Padre, die Madonna in der Kapelle...“

„Ja, mein Sohn“, unterbrach ihn der Padre und nickte verständnisvoll. „Ich kann gut verstehen, dass Ihr Euch jetzt nicht mit den Inseln befassen möchtet, sondern nach so langer Zeit das Bedürfnis habt, ein Gotteshaus zu betreten, um Euer Gewissen zu reinigen und Gott und der Muttergottes zu danken, dass Ihr wieder bei uns seid. Kommt mit, mein Sohn. Ich werde Euch das Sakrament der Beichte spenden.“

Bevor Yago reagieren konnte, machte der Padre freundlich lächelnd eine einladende Geste Richtung Kapelle, drehte sich um und ging leicht nach vorne geneigt über den Platz zur Eingangstür des Gotteshauses.

„Padre“, rief ihm Yago hinterher, „meine Ziegen. Ich möchte sie nicht so lange hier allein lassen.“

„Ihr könnt sie in meinen Garten sperren. Seid mein Gast, Yago“, sagte Padre Sebastián freundlich lächelnd, „Willkommen zurück im Schoße der heiligen katholischen Kirche.“

An diesem Abend konnte sich Yago das erste Mal seit langer Zeit richtig satt essen. Dolores hatte einen deftigen Eintopf mit Fleisch gekocht und reichte dazu frisch gebackenes Brot, das Yago einen Moment lang zurückversetzte in vergangene Zeiten in Baiona, als seine Mutter das frisch duftende Brot aus dem Backofen geholt, mit einem langen Messer in dicke Scheiben geschnitten und zum Caldo, der typischen Kohlsuppe seiner Heimat, gereicht hatte.

Am nächsten Tag hatte sich die Geschichte vom Schiffbrüchigen,

der eine Katastrophe als einziger überlebt und sich allein auf der Insel durchgeschlagen hatte, wie ein Lauffeuer im gesamten Ort verbreitet. Yago umgab die Aura eines Helden, denn wie so häufig erblühte die menschliche Fantasie, und Yagos Erzählung vom Vortag wurde mit immer weiteren Details ausgeschmückt. Als die Geschichte schließlich dem gerade genesenen Jacome de Monteverde zu Ohren kam, war aus einem einfachen Matrosen ein kastilischer Adliger geworden, der sich in heroischer Selbstverteidigung gegen den Überfall einer Horde blutrünstiger Auarita verteidigt und den Weg zurück in die christliche Zivilisation gefunden hatte.

KAPITEL 14

Tazacorte

Langsam schritt Yago zum Abendmahl. Vor der kleinen Madonna im Marienaltar neben dem Hauptaltar flackerte eine Kerze, und die Statue war mit einer Blumengirlande verziert. Es war Yagos erste heilige Messe seit Jahren. Für seinen Wiedereintritt in die spanische Welt hatte er sich das Haar und den Bart gestutzt und seine Lederkluft gegen Kleidung ausgetauscht, die er von Padre Sebastián erhalten und die Dolores für ihn umgenäht hatte. Ihm war bewusst, dass alle Augen der Gemeinde neugierig auf ihn gerichtet waren, als er den Leib Gottes empfing, sich bekreuzigte und andächtig zurück in die Bankreihe schritt, die den erwachsenen Männern vorbehalten war.

Während er die Bankreihen entlang schritt, betrachtete Yago die Kapelle aufmerksam. Auf der einen Seite des Gangs saßen die Frauen, auf der anderen die Männer, in den vorderen Reihen die Kinder, die alt genug waren, um die heilige Kommunion zu empfangen, dahinter die Jugendlichen, die jungen Frauen und Männer, schließlich die Mütter mit ihren Kleinkindern und die erwachsenen Männer. Die letzte Reihe, die den Alten vorbehalten war, stand leer, denn alte Menschen gab es in dieser jungen Gemeinde nicht. Dahinter standen Auarita und schwarze Sklaven.

„Wie ungerecht das doch ist“, dachte Yago, „sie mussten den christlichen Glauben genauso annehmen wie ich damals als Kind, aber ich

darf hier sitzen und sie müssen ganz hinten stehen, obwohl noch Platz in der letzten Reihe wäre. Vor Gott sind wir doch alle gleich, warum also nicht auch hier in dieser Kapelle?’

Er schaute sich die Auarita genau an, aber weder Ariscaya noch sonst ein bekanntes Gesicht war zu sehen. Enttäuscht senkte Yago den Kopf, kniete mit einem leisen Seufzer in seiner Reihe nieder und bekreuzigte sich.

Nach der heiligen Messe stand Yago neben Padre Sebastián auf dem Vorplatz der Kapelle und beobachtete neugierig, wie die Gemeindemitglieder die Kirche verließen. Seit Ewigkeiten hatte es für ihn weder Wochen- noch Sonntage, geschweige denn Feiertage gegeben, und er stellte erstaunt fest, dass ihm die Routine eines typischen christlichen Sonntags gut tat und seine Stimmung aufhellte.

Wie üblich verabschiedete der Padre die Würdenträger des Ortes per Handschlag. Viele waren es nicht, und doch musste Yago seine innere Ungeduld bändigen. Er hatte den Padre möglichst beiläufig darüber ausgefragt, wie die Madonna in die Kapelle gekommen war, und er konnte es kaum erwarten, mehr über die Familie Monteverde zu erfahren und endlich herauszufinden, ob Ariscaya in Tzacorte war.

„Don Jacome und seine Familie sind nicht in der Messe gewesen, keine Ahnung, warum“, flüsterte der Padre Yago zu. „Aber da drüben, der blonde junge Mann, das ist Conrado de Monteverde, sein Neffe.“

Yago kniff die Augen zusammen und musterte den hageren, linkisch wirkenden Mann, der nun auf Padre Sebastián zukam.

In Yagos Kopf überstürzten sich die Gedanken.

Konnte das tatsächlich sein?

Yago atmete tief durch und versuchte, sich nicht anmerken zu lassen, dass er irritiert war.

Er kannte diesen Mann!

War er es wirklich? Oder hatte der einen Doppelgänger?

Irritiert trat Yago einen Schritt zurück und beäugte Conrado von oben bis unten. Nein, es gab keinen Zweifel: Das war der junge Händler vom Stalhof in London, den er das letzte Mal gesehen hatte, als er zusammen mit dem Hofwart in die Taverne in Southwark gekommen war.

„Gott segne Euch, Padre“, sagte Conrado de Monteverde mit wenig überzeugendem Tonfall, „ich grüße Euch von meinem Onkel. Er ist auf gutem Wege der Genesung, aber noch zu erschöpft, um zur Messe zu kommen. Und meine Tante, nun ja, sie ist unpässlich. Sie wissen ja, das Kind kommt bald zur Welt.“

„Gott segne Euch, Don Conrado“, erwiderte Padre Sebastián. „Danke für die Grüße. Richtet Eurem Onkel aus, dass ich mich über seine Genesung freue und hoffe, ihn und seine Gemahlin sowie die beiden Jungen nächsten Sonntag in der Messe zu sehen. Die Kräuter von Dolores helfen also?“

Conrado runzelte die Stirn. Fing dieser Pfaffe schon wieder mit diesem Thema an? Bevor er überlegen konnte, wie er auf diese Frage antworten sollte, schob der Padre Yago nach vorne und sagte:

„Darf ich Euch Yago Pérez vorstellen. Er ist der junge Mann, der...“ Widerwillig winkte Conrado ab.

„Ja, ja, ich habe von der Geschichte gehört“, murmelte er. Das war im Moment das letzte, was ihn interessierte. Konnte doch jeder ankommen und irgendein Märchen auftischen. Missmutig grüßte er Yago und schaute ihm flüchtig ins Gesicht. Einen Moment lang stutzte er.

„Kennen wir uns?“, fragte er misstrauisch.

„Wart Ihr schon einmal in Galicien?“, entgegnete Yago mit möglichst ruhiger Stimme.

„Nein.“

„Nun, dann sicherlich nicht“.

„Hm...“, murmelte Conrado, „nun denn, irgendwie kommt Ihr mir bekannt vor. Ich bitte um Entschuldigung, aber ich habe zu tun. Guten Tag.“

Damit wandte er sich um und wollte gehen.

„Don Conrado, bitte wartet einen Augenblick. Ich möchte Euch bitten, Eurem Onkel auszurichten, dass ich morgen Vormittag in die Hacienda kommen möchte, um nach ihm zu schauen. Er soll mich benachrichtigen lassen, ob ihm das recht ist.“

„Gut, ich werde es ausrichten“, sagte Conrado kurz angebunden und ging fort, ohne sich noch einmal umzuschauen.

Nachdenklich schaute ihm Yago hinterher und fragte sich, wie zum Teufel ausgerechnet dieser Mensch nach Tazacorte geraten war.

— 2 —

An diesem Sonntag saß Conrado nach dem Abendessen lange allein in der Wohnstube der Hacienda und trank Wein. Die anderen waren längst zu Bett gegangen, und im Haus breitete sich eine trostlose Stille aus. Ab und an knarrte es, und die Kerze flackerte sachte auf dem schweren Eichentisch. Es war inzwischen schon zum Ritual geworden, dass er abends länger aufblieb als die anderen, um seine Unzufriedenheit mit Wein zu betäuben. Meistens trank er dann viel zu viel und hatte am nächsten Tag stechende Kopfschmerzen.

Ach, aber ein Schlückchen noch.

Vorsichtig schenkte Conrado nach, hob den schweren Tonbecher an und leerte ihn in einem Zug. Sein Magen zog sich zu einem Klumpen zusammen. Er runzelte die Stirn. Ja, er wusste, dass es ihm nicht guttat, aber dennoch: Er konnte es einfach nicht lassen. Mit einem tiefen Seufzer griff er zur Karaffe und füllte den Becher erneut. Während er den Becher langsam in seinen Händen hin- und herdrehte, überlegte er, ob er noch zu ihr gehen sollte.

Es würde ihn erleichtern. Diesen verdammten Druck nehmen.

Conrado atmete tief durch.

Einen kurzen Moment lang ergriff ihn die Sehnsucht nach dem quiriligen, lebendigen London, nach seiner Zeit im Stalhof, als er nach Lust und Laune nach Southwark übersetzen konnte, um sich nach Gusto Frauen zu besorgen. Der Tod des Hofwartes hatte dieses Vergnügen leider jäh beendet, denn dieser dämliche Engländer hatte sein Geschäft nicht beherrscht und nicht aufgepasst, als sie diese neue Taverne entdeckt und das erste Mal dorthin gegangen waren! Es hatte damals mit dem alten Adalbert Paulsen einen handfesten Streit gegeben. Aber mit diesem verbitterten Hanseaten war er ja von Anfang an nicht zurechtgekommen. Paulsen hatte nicht geglaubt, dass er mit dem Tod des Hofwarts nichts zu tun gehabt hatte. Gerettet hatte ihn damals der Ältermann Johann Greverode, der selbst ab und an ein paar

Dirnen in Southwark aufsuchte. Bis heute konnte sich Konrad Groenenberg – oder Conrado de Monteverde, wie er sich hier auf La Palma nannte – nicht erklären, wie es kam, dass der Hofwart ausgerechnet an jenem Abend tot in der Gasse hinter dem Bordell gelegen hatte. Als ob sich jemand gegen ihn verschworen hätte! Alles hatte so vielversprechend angefangen, und dann?

Voller Bitterkeit trank er einen weiteren Schluck des Rotweines, den sein Onkel aus Spanien hatte importieren lassen. Auf La Palma wuchs kein Wein – bislang jedenfalls nicht. Aber man hatte die ersten Weinreben aus Spanien angepflanzt, und es war zu hoffen, dass schon bald die ersten Trauben zur Reife gelangen würden.

La Palma!

Ausgerechnet diese verdammte, gottverlassene Insel mitten im Atlantik!

Conrado brummte und kippte den Wein in einem Zug herunter.

Die Kerze flackerte, während er auf dem Stuhl etwas hin und her schwankte.

Nein, auf dieser abgelegenen, langweiligen Insel hatte er nie sein wollen. Sein Ziel war eine Karriere in Köln gewesen. Doch das Ereignis in London hatte seine Pläne durchkreuzt. Sein Vater hatte ihn von London abgezogen, aber nicht, um ihn in Köln standesgemäß zu verheiraten und mit einem guten Kaufmannsposten zu versorgen, sondern um ihn auf diese fürchterliche Insel zu senden, auf der er sich „beweisen“, sollte.

Der junge Mann rieb sich die Augen und spuckte auf den Boden.

„Zum Teufel“, schimpfte er.

Beweisen konnte er sich nur, wenn die bevorstehende Zuckerrohrernte gut verlief und einen satten Profit einbrachte. Doch alle Zeichen sprachen dagegen. Zuerst die Trockenheit, dann die Parasiten, danach der Angriff auf seinen Onkel, die Erkrankung des Zuckermeistes, und jetzt auch noch...

Missmutig starrte Conrado auf seinen Weinbecher.

Selbst, wenn die Ernte wider Erwarten doch gut verlief, so würde er nicht so schnell nach Köln zurückkehren.

„Verflucht noch mal!“, grunzte Conrado, während die Wut auf seinen

Vater und seinen Onkel noch einmal so richtig in ihm hochkochte. „Warum haben die mir das eingebrockt? Die sind doch auch gegen mich, diese alten Napfsülzen!“

— • 3 • —

Es war direkt nach dem Abendessen gewesen, als er mit seinem Onkel allein am Tisch saß und beide über die bevorstehende Zuckerrohr-ernte redeten.

„Konrad“, hatte Jacome de Monteverde gesagt, „jetzt, da Margarita mit den Kindern hier ist und mein nächstes Kind hier zur Welt kommen wird, bin ich endlich ein vollberechtigtes Mitglied der hiesigen Gemeinde. Du weißt, wie wichtig das ist, um auf La Palma Einfluss und Macht zu bekommen. Aber du weißt auch, dass Margarita aus Antwerpen kommt und hier auf der Insel keinerlei Güter hat. Wir brauchen jedoch mehr Land und vor allem noch mehr Wasserrechte, um die Hacienda gewinnbringend auszubauen.“

Misstrauisch hob Conrado den Kopf und zog die Augenbrauen zusammen.

„Was wollt Ihr damit sagen, Onkel?“

„Dass du heiraten musst.“

Conrado riss die Augen auf.

„Was zum Teufel sagt Ihr da?“, keifte er, „Ich dachte, dass ich nach der Ernte nach Köln zurückkehren und dort heiraten werde.“

„Nein, Conrado, dein Vater und ich haben beschlossen, dass du erst einmal hierbleiben wirst. Und um hier ein vollwertiges Gemeindemitglied zu werden, muss man seine Familie holen, wie ich es gemacht habe, oder heiraten. So sind die Regeln dieser verbohrten Spanier. Damit können wir endlich eines unserer Hauptprobleme lösen: Wir brauchen mehr Wasser für die Plantagen. Eine Verbindung zur Familie Sánchez ist da genau das Richtige. Die haben zwei Töchter im heiratsfähigen Alter, sie haben schon vor zwei Jahren angefangen, Weinreben anzupflanzen, und sie haben ein Recht auf die Quelle von Tazacorte – dann sind wir nicht mehr so sehr auf unsere Brunnen und den verdammten Halsabschneider Alonso de Lugo angewiesen, der hier alles

an sich gerissen hat. Meine beiden Söhne sind noch viel zu jung, um zu heiraten. Im Moment kommst also nur du in Frage – und außerdem möchte ich meine Jungs später gerne in die Familie Vandevallé einschleusen, weil die sehr viel Land haben. Wenn wir uns mit diesen beiden Familien verbinden, also mit Sánchez und Vandevallé, haben wir zuerst Zugang zu Wasser und danach zu noch mehr Land – genau das, was wir brauchen.“

„Ihr wollt mir wirklich eine dieser armseligen Spanierinnen unterjubeln? Ist das euer Ernst, Onkel?“, schnaubte Conrado wütend, „Habt Ihr vergessen, woher wir stammen? Wir sind Kölner Kaufleute, Mitglieder der Hanse, von hohem Stande!! Nein, nein, und nochmals nein! Ich werde in Köln standesgemäß heiraten und meinen Familienstand nicht durch solch eine fragwürdige Heirat herabwürdigen!“

„Conrado, das ist nicht fragwürdig, sondern strategisch von äußerster Bedeutung. Die Familie Sánchez ist hoch angesehen. Anton Sánchez ist schon seit vielen Jahren hier und hat enormen Einfluss. Du weißt genau, dass die Familie den Weinanbau forciert, mit dem auch wir in Zukunft zusätzlich Geld verdienen können, und sie haben Wasser, das für unsere Zuckerrohrplantagen unbedingt notwendig ist. Wir haben viel Geld in dieses Projekt investiert. Nur, wenn wir alles in die Waagschale werfen, werden wir Erfolg haben.“

„Verdammt noch mal, nein!“, rief Conrado mit wutverzerrtem Gesicht. „Ich will zurück nach Köln!“

Jacome hob die Hand und sagte streng:

„Beruhige dich, Konrad, einem Familienoberhaupt der Familie Groenenberg wird gehorcht! Du hast keine Wahl! Wir haben schon alles arrangiert. Nächsten Sonntag kommt Antón Sánchez zum Mittagessen, um die Einzelheiten zu besprechen. Ich erwarte, dass du deinen Widerstand bis dahin aufgegeben hast.“

Conrado holte tief Luft und schaute seinen Onkel mit funkelnden Augen an.

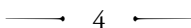
„Ich werde mich bei meinem Vater beschweren!“, fauchte er.

„Das wirst du nicht!“, brummte Jacome und reichte dem jungen Mann ein Schreiben. Conrado nahm es und las es mehrmals durch, während er blass wie Kreide wurde.

„Aber ...“, setzte er an, doch sein Onkel unterbrach ihn.

„Du bekommst die hübsche Wilde, auf die du schon die ganze Zeit so scharf bist, obendrauf. Sie gehört dir. Gute Nacht.“

Damit stand er auf und verließ den Raum. Nach ein paar Minuten herrschte im Haus Totenstille.



Nun saß Conrado also allein am Esstisch und grübelte über seine Lage nach.

Frustriert griff er sich in die blonden Haare und riss an ihnen, bis es fast schmerzte.

London. Antwerpen. Köln.

Städte mit Leben und Annehmlichkeiten.

Stattdessen:

La Palma, eine elendige, gebirgige Insel mitten im Atlantik.

Wütend stand Conrado auf und ging im Raum auf und ab. Dann trat er ans Fenster und schaute hinaus. Draußen war nichts als eine rabenschwarze Dunkelheit zu erkennen. Der Himmel war bedeckt, kein einziger Stern leuchtete, und auch der Mond schien beschlossen zu haben, sich von diesem verhexten Ort fernzuhalten. Die Dunkelheit war von solch einer Schwärze, dass es Conrado fast ängstigte. Ausgerechnet in diesem Moment erlosch die Kerze. Die Finsternis hüllte ihn ein wie ein dicker, undurchdringlicher Nebel. Sollte er dazu verdammt sein, den Rest seines Lebens hier zu fristen? Was sollte das denn für eine Aussicht auf das Leben sein? Alle hatten sich gegen ihn verschworen!

Er ballte die Fäuste, während sich in seinem Inneren ein gewaltiger Druck aufbaute.

Er brauchte dringend ein Ventil!

Sein Atem wurde stärker, sein Herz schlug schneller.

Nein, er konnte das nicht mehr länger aushalten. Es war, als ob ihn ein glühender Juckreiz erfasst hatte und er dem Verlangen nicht mehr widerstehen konnte, sich ungehemmt zu kratzen.

Verdammt!

Er brauchte ein Ventil. Jetzt sofort!

Sein Herz pochte bis in den Hals, während er am Fenster in die Dunkelheit starrte. Mit unruhiger Hand ergriff er die Karaffe, um erneut Wein in den Becher zu füllen.

„Was ist das denn?“, brummte er, beugte sich schwankend vor und drehte die Karaffe um. Nur ein kleiner Rest Rotwein tröpfelte heraus. War die Karaffe denn schon leer?

„Zum Teufel noch mal!“

Wütend schmiss er die Karaffe gegen die Wand. Sie zerschmetterte und fiel in kleinen Stücken zu Boden. Während er die Scherben mit einer Mischung aus Genugtuung und schlechtem Gewissen betrachtete, schluckte er den letzten Tropfen des Weines herunter, der noch im Becher verblieben war. Dann lachte er höhnisch auf.

„Sie gehört mir, die hübsche Wilde, hat er gesagt“, dachte er. „Als ob ich nicht schon längst mit ihr machte, was ich will! Was für ein zahnloses Lockmittel!“

Als die Tür leise quietschte, erwachte Ariscaya sofort und erstarrte zu Eis.

Ein säuerlicher Alkoholdunst breitete sich im Raum aus, während Ariscaya von einem heftigen Brechreiz ergriffen wurde.

„Yago...“, dachte sie verzweifelt, bevor Conrado die Gerte auf sie niederschmetterte und sich brutal auf sie warf.

— 5 —

„Nun denn“, polterte Jacome de Monteverde und erhob seinen Weinbecher, „Den Zuckermeister könnt Ihr mir zwar nicht ersetzen, Don Yago, aber ganz offensichtlich könnt Ihr gut rechnen und Buch führen. Die Zuckerrohrernte steht kurz bevor, und Ihr müsst alles genau erfassen. Wenn nicht, schicke ich Euch wieder hinauf in die Berge zu diesen Wilden.“

Er fing laut an zu lachen, denn er fand seinen Witz sehr amüsant.

Yago runzelte zunächst die Stirn, doch dann erhob auch er seinen Becher und stimmte in das polternde Lachen des feisten Mannes ein. Während sie anstießen und tranken, dachte Yago, wie gern er zu diesen Wilden zurückkehren würde, zurück in sein Leben mit Ariscaya und

ihrer Familie. Doch diese Möglichkeit war für immer verschlossen. Nun musste er nach vorne schauen, und er hatte es geschafft, in die Dienste der Familie Monteverde zu treten. Bald würde er die gesamte Hacienda kennenlernen und hoffentlich auch Ariscaya finden!

Sie musste hier sein!

Sie saßen beim Abendessen im Pfarrhaus, denn der gerade wieder genesene Monteverde hatte es sich nicht nehmen lassen, höchstpersönlich bei Padre Sebastián vorbeizukommen, um sich für die Hilfe bei seiner Genesung zu bedanken, und neben einer üppigen Spende für die Kirche auch noch einige Karaffen Wein bringen zu lassen.

Daraufhin hatte der Padre Jacome de Monteverde spontan zum Abendessen eingeladen. Dolores hatte eines ihrer schmackhaften Hühnergerichte zubereitet, und zu dritt hatten die Männer beim Abendessen über Monteverdes Heilung, die Hacienda und Yagos Geschichte geredet.

„Ich sage Euch, mein lieber Padre, diese Auarita sind nun wahrlich ein einfältiges, primitives Volk, aber Eure Dolores hat es verstanden, mir mit ihren Kräutern die Schmerzen zu nehmen.“

Padre Sebastián und Yago nickten gleichzeitig. Schließlich hatten beide die medizinischen Künste der Kräuterfrauen von La Palma kennen- und schätzen gelernt.

„Nun habe ich ein weiteres Anliegen, werter Padre“, fuhr Jacome de Monteverde fort. „Wie Ihr wisst, steht die Niederkunft meiner Frau kurz bevor, und ich möchte, dass Dolores dabei ist. Meine Frau ist etwas schwächlich, und sie hat schon zwei Kinder bei Frühgeburten verloren. Es waren zwar nur Mädchen, aber meine Frau hat sehr getrauert, und ich möchte alles dafür tun, damit diese Geburt gut verläuft. Ich könnte noch einen kräftigen Jungen gebrauchen.“

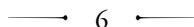
„Sicherlich“, erwiderte Padre Sebastián und nickte, „Lasst nach Dolores rufen, wenn es soweit ist.“ Bedächtig fügte er hinzu: „Hat Eure Gattin denn sonst genügend Unterstützung im Hause?“

Nun ja“, brummte Don Jacome, „wir haben unsere beiden Mägde aus Flandern, aus der Heimat meiner Frau, und dann ist da diese neue Auarita-Magd, aber sie ist noch ungezähmt und stur wie ein Esel. Man muss ständig nachhelfen, um sie anzutreiben. Ihretwegen wurde ich so

verletzt, wenn Ihr Euch erinnert.“

Yago horchte auf, und sein Herz schlug schneller.

Doch er ließ sich nichts anmerken und schwieg. Er hatte es geschafft, in die Dienste der Familie Monteverde zu treten und würde nun die Möglichkeit bekommen, Ariscaya und die anderen zu finden.



Als Yago am folgenden Morgen das Pfarrhaus verließ und hinauf zum Kontor stapfte, das sich ein wenig unterhalb der Hacienda in einem kleinen Holzhaus direkt neben der Zuckerpresse befand, war es ungewöhnlich windig. Er war im Haus des Pfarrers untergebracht und beglich seine Miete mit der Milch seiner Ziegen, die er frühmorgens molk und aus denen Dolores nach alter Auarita-Tradition Gofío-Gerichte und leckeren Käse zubereitete. Dem Padre war die Gesellschaft des jungen Galiciers recht, denn er hatte schnell bemerkt, dass Yago ein kluger Kopf war, mit dem man interessante Gespräche führen und sogar Schach spielen konnte.

Seit Yago in Tazacorte angekommen war, hatte er sich überall aufmerksam umgeschaut und versucht, sich jeden Winkel, jede Mulde und jedes mögliche Versteck genauestens einzuprägen. Immer wieder hatte er versucht, Tegaday, Tenemoche oder Ariscaya zu finden, doch bislang war seine Suche vergeblich gewesen. Das Zuckerrohr stand nun meterhoch und versperrte fast jeden Ausblick. Der starke Wind bewegte die Rohre wie Meerwasser hin und her. Weiter oben, hinter den abgeernteten Getreidefeldern, dort, wo das Wohnhaus der Familie Monteverde lag, hatte man einen Überblick über die Landschaft hinunter bis zum Meer. Das Wohnhaus war recht klein, doch Yago wusste, dass es gerade ausgebaut wurde. Jacome de Monteverde hatte angeordnet, im hinteren Bereich, der vom Weg aus nicht zu sehen war, für die größer werdende Familie zwei weitere Räume anzubauen.

„Ich muss Zugang zum Haus bekommen“, dachte Yago verbissen, während er sich dem Kontor näherte.

Yago klopfte an die Tür.

„Conrado, mach auf“, befahl der alte Monteverde, „das ist Yago

Pérez, der neue Buchhalter.“

„Der Zuckermeister wäre mir lieber“, brummte der junge Mann, stand aber auf und öffnete die Tür. Gerne sah er nicht, dass der Alte diesen sonderbaren Neuankömmling auf die Hacienda geholt hatte, der ihm so seltsam bekannt vorkam, aber wenigstens musste er die lästige Arbeit der Buchhaltung nun nicht auch noch übernehmen und konnte sich voll und ganz darauf konzentrieren, die Arbeit des Zuckermeisters durchzuführen und die Ernte zu kontrollieren. Und kontrollieren machte ihm nun mal deutlich mehr Spaß, als in dieser stickigen kleinen Schreibstube zu hocken und Zahlenreihen aufzuschreiben.

Yago begann seine Arbeit mit Bedacht. Vom Padre hatte er erfahren, was sich auf der Hacienda ereignet hatte, und ihm war klar, dass er mit äußerster Vorsicht agieren musste, wenn er Ariscaya finden und retten wollte. Noch wusste er nicht, ob es Tegaday oder Tenemocha war, der am Drachenbaum erhängt worden war, aber ihm war klar, dass es einer der beiden gewesen sein musste. Während er das schwere Buch des Zuckermeisters aufschlug, um dessen Notizen durchzuarbeiten, und eine Feder zum Schreiben vorbereitete, schielte er hinüber zu Conrado, der gerade an einer Reitgerte herumfummelte und versuchte, einen Knoten an dessen Schlaufe zu lösen. Conrado würde vor nichts zurückschrecken, das wusste Yago genau, und erinnerte sich an die Zeit im Londoner Stalhof.

Dass er ausgerechnet hier erneut auf diesen Mann treffen musste, hatte ihn zunächst vollkommen aus der Fassung gebracht.

Konnte das wirklich sein?

Aber andererseits: War nicht sein gesamtes Leben von Unwahrscheinlichkeiten und Unwirklichkeiten geprägt?

Als kleiner Junge in Baiona hatte er sich oft gefragt, was sich wohl hinter dem Horizont, hinter diesem riesigen Ozean verbarg, und als der Seefahrer Pinzón mit der Karavelle Pinta im Hafen seiner Heimatstadt lag, schien ihm die Welt da draußen voll von wundersamen Verheißungen zu sein. Doch nach all den Jahren war Yago seiner kindlichen Illusionen beraubt. Die Welt da draußen war hart, grausam und voller unvorhersehbarer Wendungen – ein andauernder Kampf,

ganz gleich, wo. Als Yago ein kleiner Junge war, bevor seine Familie auseinandergerissen wurde, da hatte die Welt für ihn eine klare Ordnung, in der alle und alles einen festen, vorgegebenen Platz hatten. Doch inzwischen wusste er, dass dieses Bild ein Trugbild gewesen war. Nichts und niemand hatte seinen festen Platz. Alles konnte sich von einem Moment auf den nächsten vollkommen verändern und das Leben vollständig aus den Angeln heben.

„Gott will uns prüfen“, hatte der alte Moisés in Baiona immer wieder gesagt, als Yago wissen wollte, warum seine Familie getrennt worden war, aber Yago hatte das nicht verstanden. Wozu sollte Gott ihn auch prüfen wollen? Inzwischen schien ihm sein Leben allerdings nichts anderes eine einzige große Prüfung zu sein, doch er glaubte nicht mehr daran, dass sich dahinter eine feste Ordnung Gottes verbarg. Nach all dem, was er erlebt hatte, war er davon überzeugt, dass alle Menschen auf dieser Welt ganz einfach nur von einem Ereignis zum nächsten stolperten, gerade so, wie ein Stück Holz in einem wilden Fluss von einer Stromschnelle zur nächsten trudelte, während sie einfach versuchten, zu überleben.

Der einzig verbliebene Sinn war seine Liebe zu Ariscaya.

Mit einer Handbewegung schob Yago die Gedanken beiseite. Über seine Vergangenheit konnte er später nachdenken. Jetzt musste er sich konzentrieren und seinen Plan Schritt für Schritt verfolgen. Zunächst musste er sich die Gunst des alten Monteverde erwerben. Dass er bei dem misstrauischen Konrad, oder Conrado, wie er sich hier auf La Palma nannte, nicht auf Wohlwollen hoffen konnte, war klar, und er musste sehr vorsichtig sein, denn es bestand die Gefahr, dass dieser ihn letztendlich doch noch wiedererkennen würde. Als nächstes musste er versuchen, ins Wohnhaus der Familie Monteverde zu gelangen. Dort war Ariscaya offensichtlich gefangen und durfte das Haus nicht verlassen. Doch wie konnte er sie befreien und mit ihr fliehen?

Yago seufzte angesichts dieser fast unmöglichen Aufgabe. Wie um Himmels Willen sollten sie denn unbemerkt von einer kleinen Insel mitten im Ozean verschwinden?

„Ist wohl doch nicht so einfach“, grunzte Conrado skeptisch und

zog eine Augenbraue hoch. Er selbst hatte nämlich größte Mühe gehabt, die verschnörkelte Schrift des Zuckermeisters zu entziffern.

Yago blickte verwundert auf und schaute Conrado fragend an.

„Also wenn Ihr die Schrift des Zuckermeisters lesen könnt, dann seid ihr wirklich gut“, polterte der alte Monteverde und lachte laut auf, „der gute Conrado flucht jedenfalls immer über diese Schrift, und obwohl auch ich gut lesen und schreiben kann, geht es mir nicht anders!“

Nun erst verstand Yago. Die beiden hatten gedacht, er seufze über die Papiere, vor denen er gerade saß.

„Nein, nein, die Schrift kann ich gut lesen. Sie ist eine typische galicische Handschrift aus meiner Heimat. Ich habe mich nur gerade an mein Lieblingessen aus meiner Heimatstadt erinnert“, log er.

„Und das wäre?“, fragte der alte Monteverde neugierig.

„Jakobsmuscheln.“

„Ach“, grummelte Conrado und machte mit der Hand eine abwehrende Bewegung, „dieses Meeresgetier ist mir nicht geheuer. Ich ziehe einen guten rheinischen Schweinebraten vor.“

Jacome grinste breit.

„Ihr solltet nicht glauben, was der dürre Hering da alles futtern kann, Don Yago. Wirklich! Man denkt immer, der kann nicht essen, aber ich sage Euch, er frisst mir noch die Haare vom Kopf.“

„Schweinefleisch esse ich nicht“, sagte Yago.

Der Alte stutzte und fragte:

„Wie, seid Ihr etwa ein Jude?“

„Nein, nein,“, erwiderte Yago schnell, „ich meinte, dass ich das nicht so gerne esse, weil, also, ich habe eben schon lange keines mehr gehabt.“

De Monteverde grinste breit:

„Na, das werden wir ändern, mein Junge. Wenn Ihr erst mal einen rheinischen Schweinebraten gegessen habt, dann werdet Ihr nichts anderes mehr haben wollen.“

„Oh“, begeisterte sich Yago, „nichts lieber als das“.

„Sobald wir das nächste Schwein schlachten, werdet Ihr mein Gast sein, Yago“, entgegnete der Alte. „Aber nun an die Arbeit!“.

Erleichtert beugte sich Yago über die Papiere und fing an, die Aufzeichnungen des Zuckermeistes durchzuarbeiten.

— 7 —

„Herr, es ist so weit!“

Die Tür des Kontors flog auf und Anneke, eine der beiden flämischen Mägde der Familie stand atemlos in dem kleinen Raum. Inzwischen war die Zuckerrohrernte in vollem Gange, Yago hatte sich an seinem neuen Arbeitsplatz eingerichtet und trug akribisch alle Informationen in das große, schwere Buch ein, das auf einem dunklen Holztisch vor ihm lag und die Daten und Informationen aller bisherigen Zuckerrohrernten und -geschäfte enthielt. Die Arbeit war langweilig und eintönig, doch Yago erfüllte seine Aufgabe gründlich und zuverlässig, denn er hoffte, so das Vertrauen des alten Monteverde zu gewinnen. Obwohl nun schon einige Wochen vergangen waren, hatte er nichts Genaues erfahren können, und zu einem Essen war er bislang auch nicht eingeladen worden.

Yago schaute auf und warf dem alten Monteverde einen fragenden Blick zu, der am anderen Ende des Tisches saß und irgendwelche Berechnungen anstellte. Dieser sprang sofort auf und packte Yago am Ärmel.

„Yago, schnell, lauft hinunter zum Padre und lasst Dolores holen. Mein dritter Sohn kommt zu Welt! Ich gehe mit Anneke zurück zum Haus und warte auf Euch.“

Aufgeregt sprang er auf und verließ mit der Magd das Gebäude.

Dies war Yagos Chance. Conrado verbrachte die Tage inzwischen draußen an der Presse, um die Verarbeitung des Zuckerrohrs zu überwachen, und nun hatte Yago vielleicht die Gelegenheit, ins Haus der Monteverde zu gelangen, ohne dass Conrado ihn misstrauisch beobachtete.

Yago erhob sich, streckte sich kurz aus und rannte dann den Hang hinunter zur Kapelle. Er fand Dolores im Gemüsegarten, wo sie gerade Fenchel, Lauch und Zwiebeln erntete.

„Dolores“, rief Yago, „bitte komm. Die Señora de Monteverde

braucht Hilfe. Das Kind kommt!“

„Aha“, entgegnete Dolores in ihrer ruhigen Art. „Ich habe schon darauf gewartet. „Ich werde ein paar Dinge zusammenpacken. Bitte warte hier auf mich, Yago, und hilf mir, alles nach oben zu tragen.“

Behäbig erhob sie sich, drückte Yago das Gemüse, das sie gerade geerntet hatte, in die Hand, und ergänzte:

„Bitte trage das in die Küche, Yago. Und dann geh bitte in die Kirche. Dort ist der Padre im Gebet. Sag ihm, dass ich heute vielleicht nicht mehr komme. Es kann sein, dass die Geburt lange dauert. Aber ich habe heute morgen frisches Brot gebacken, und Ziegenkäse ist auch im Haus. Das wird für ein Abendessen reichen.“

Kurze Zeit später hatte sie einen Korb mit Kräutern, Tüchern und anderen Dingen gepackt, und gemeinsam stapften Yago und Dolores den Hang hinauf zum Haus der Monteverde.

Stumm gingen sie einige Minuten lang nebeneinander her. Der Himmel hatte sich zugezogen, und in der Luft hingen die ersten Anzeichen des Herbstes. Die Tage wurden langsam ein wenig kürzer, und Yago überlegte, wie lange er nun schon auf dieser Insel war. Er konnte es nicht sagen.

„Wie lange gibt es Tazacorte schon, Dolores?“, fragte er stattdessen.

„Ach, Yago, das weiß ich nicht genau. Aber schon viele Jahre. Der Ort wurde von den Spaniern gegründet, als ich noch eine junge Frau war, direkt nach der Eroberung.“

„Du bist von hier, oder?“, erkundigte sich Yago.

„Ja, das ist richtig. Ich stamme direkt aus dieser Gegend.“

„Und was gab es hier vor Tazacorte“?

„Den Ort selbst gab es nicht, aber ganz in der Nähe, drüben am Fluss, da hat meine Familie früher gewohnt.“

„Und wo ist deine Familie jetzt? Warum leben hier nur noch so wenige Auarita?“

„Das ist eine komplizierte Geschichte, Yago.“

„Was ist damals geschehen, Dolores?“

Dolores blieb stehen und seufzte.

„Yago“, sagte sie, „was geschehen ist, ist geschehen. Das ist lange her. Ich war noch sehr jung, als die Spanier gekommen sind. Und ich

bin mir ganz sicher: Es war Gottes Wille.“

Yago runzelte die Stirn.

„Aber...“, setzte er erneut an.

„Nicht, Yago!“, unterbrach ihn Dolores bestimmt. Und dann ergänzte sie in der Sprache der Auarita: „Du musst vorsichtig sein, mein Junge. Besonders in der Hacienda Monteverde, wo du ja nicht zufällig Arbeit gesucht hast. Die Wände dort haben viele Ohren.“

Verdutzt schaute Yago in das rundliche Gesicht der Frau.

Diese lächelte sanft und zwinkerte Yago zu.

„Woher weißt du...?“, raunte Yago und schaute Dolores fragend an.

„Weil ich deinen Namen schon gehört habe, bevor du hierhergekommen bist. Und zwar von Ariscaya.“

Yago riss die Augen auf.

„Dann ist sie also dort, im Haus?“, fragte er aufgeregt.

„Ja“, flüsterte Dolores fast unhörbar.

Yago holte tief Luft und atmete mit geschürzten Lippen ganz langsam aus, so als ob er die ganze Anspannung in seinem Körper aus sich herauspusten wollte.

Endlich hatte er die Gewissheit, nach der er so lange gesucht hatte.

„Sie lebt“, rief er erleichtert aus.

Er hatte also richtig vermutet: Sie war im Haus der Familie Monteverde gefangen. Am liebsten hätte Yago das Haus sofort gestürmt und sie befreit, aber er wusste nur zu gut, dass dies für sie beide den sicheren Tod bedeutet hätte. Er musste andere Wege finden, um sie zu retten und mit ihr zu fliehen.

Yago packte Dolores an beiden Armen.

„Ich muss sie sehen!“

„Yago, sei vorsichtig“, ermahnte ihn Dolores. „Wir werden beobachtet. Schau mal hoch zum Haus.“

Da stand schon der alte Monteverde und wartete ungeduldig auf Dolores.

„Na endlich, das hat ja ewig gedauert. Komm sofort herein, Dolores“, brüllte er und fuchtelte mit den Händen.

Als sie am Haus ankamen, schob er Dolores resolut durch die Tür.

„Ihr Weiber wisst ja, was Ihr zu tun habt. Ich warte draußen, eine

Geburt ist schließlich Frauensache.“ Dann wandte er sich an Yago: „Und ihr, Yago, geht jetzt zurück zum Kontor. Conrado hat Euch schon gesucht.“

„Jawohl“, erwiderte Yago ohne Begeisterung. Die Tür wurde zugeschlagen, Jacome de Monteverde setzte sich auf eine Holzbank vor dem Haus, und die Chance, Ariscaya zu sehen, war ungenutzt verstrichen.

Enttäuscht trottete Yago zurück zum Kontor, wo er sah, wie Conrado am Fenster stand und mit finsterner Miene direkt zu ihm hinüberschaute.

— • 8 • —

Beim Abendessen wartete Yago ungeduldig auf Dolores. Doch sie kam nicht. Enttäuscht verzichtete er auf das abendliche Schachspiel mit Padre Sebastián und zog sich frühzeitig in seine Kammer zurück.

Die Nacht war unruhig. Nervös wälzte er sich hin- und her, versank immer wieder in einen traumlosen Dämmerzustand und erwachte im Morgengrauen mit dem unguuten Gefühl, eine entscheidende Chance verpasst zu haben.

Am frühen Morgen molk er wie üblich seine Ziegen und stellte die Milch zur Verarbeitung in die Küche, bevor er hinauf ins Kontor ging.

Er hatte gerade den kleinen Platz vor der Kirche überquert und den schmalen Pfad den Hang hinauf eingeschlagen, als ihm Dolores entgegenkam.

Sie sah müde und erschöpft aus.

„Guten Morgen, Dolores“, sagte Yago. „Sind Mutter und Kind wohl auf?“,

„Gott sei mit dir, Yago“, antwortete Dolores und ergänzte: „Ja, zum Glück, aber beide sind sehr schwach. Das Kindchen, ein kleiner Junge, ist winzig und will noch nicht trinken. Ich hoffe, die beiden kommen durch.“

Dann trat sie nah an Yago heran und flüsterte in der Sprache der Auarita: „Ich habe Ariscaya erzählt, dass du hier bist, Yago.“

Yagos Herz überschlug sich.

„Wie geht es Ihr? Du musst ihr unbedingt sagen, dass ich sie da rausholen werde.“

„Vorsicht, Vorsicht, mein lieber Yago“, murmelte Dolores, aber auf ihrem Mund lag ein sanftes Lächeln.

KAPITEL 15

Taufe

Padre Sebastián saß auf der Steinbank im Garten hinter der Kirche im Schatten der großen Tamariske und schaute nachdenklich auf das Dokument, das vor einigen Tagen mit einer Karavelle nach Tazacorte gekommen war. Stirnrunzelnd las er das Schreiben zum wiederholten Mal durch, ließ es dann mit einem Seufzer in seinem Schoß ruhen und schaute mit Wehmut auf den herrlichen Gemüsegarten, den Dolores mit Hingabe pflegte, und die kleine, gemütliche Kapelle, die er so sehr schätzen gelernt hatte.

Mit solch einer Nachricht hatte er nicht gerechnet.

Durchaus: Für Tazacorte war die Ankündigung zukunftsweisend. Der Ort sollte einen eigenen Dominikaner-Konvent bekommen. Mit dem nächsten Schiff würde ein Abt mit fünf jungen Mönchen auf der Insel landen. Es war bestimmt kein Zufall, dass ausgerechnet ein Abt, der den Namen Miguel hatte, auf die Insel San Miguel de la Palma beordert wurde, um den Konvent San Miguel in Tazacorte aufzubauen. Was für ein Mensch dieser Miguel Ramos wohl war? Hatte er sich etwa dem wunderbaren Erzengel Michael verschrieben?

„Nun, ich werde es ja sehen“, dachte Padre Sebastián.

Allerdings nicht sehr lange, denn Padre Sebastián selbst sollte am Aufbau des neuen Konvents nicht mehr mitwirken. Er hatte die Order, die Dominikanermönche in Tazacorte einzuführen und dann in

sein Kloster Santo Tomás in Ávila zurückzukehren.

„Wahrscheinlich bin ich einfach zu alt“, dachte er und kratzte sich nachdenklich am Hinterkopf. Wie lange war er eigentlich nicht mehr in Ávila gewesen? Ob sich seither viel verändert hatte? Wohl kaum. Eine Stadt wie Ávila mit ihrer gewaltigen Stadtmauer veränderte sich nicht. Aber sicherlich hatte sich das Kloster verändert. Als junger Mönch war er an den ersten Bauarbeiten beteiligt gewesen. Inzwischen waren einige Jahrzehnte vergangen, und das Kloster war bestimmt enorm gewachsen und nicht mehr so neu, wie er es in Erinnerung hatte. Ávila! Wie stolz war er doch als junger Mönch gewesen, den großartigen Tomás de Torquemada, den Stifter des Klosters, als Lehrmeister zu haben. Nur zu gut konnte er sich an den Schock erinnern, als ihn die Nachricht seines Todes erreichte. Aber auch das war nun schon lange her. Wie schnell die Jahre doch verstrichen waren ...

Langsam senkte sich sein Kopf, und er nickte in der milden Morgensonne ein.

„Padre?“, sagte eine wohlbekannte Stimme.

Benommen schaute der alte Mann auf und blinzelte in die Sonne. Vor ihm stand Dolores und lächelte gutmütig.

„Padre“, wiederholte sie, „ich gehe hoch zur Hacienda, um nachzuschauen, wie es Frau Monteverde und dem Kindchen geht. In der Küche habe ich Euch einen Krug Wasser und etwas zu Essen hergerichtet. Spätestens zum Sonnenuntergang bin ich wieder da“.

Ein Stich ging durch sein Herz. Wie sehr würde er Dolores vermissen! Er hatte zärtliche, liebevolle Gefühle für sie entwickelt, und wenn er ein junger Mann gewesen wäre, hätten ihn diese Gefühle leicht in einen gewaltigen inneren Konflikt führen können. Padre Sebastián musste lächeln, nickte Dolores freundlich zu und dachte, dass es immerhin auch ein paar Vorteile hatte, alt zu werden.

Er schaute ihr ein Weilchen nach, während sie sich gemächlich in ihrem wippenden Gang auf den Weg machte, mit einem Korb am Arm, in den sie allerhand Kräuter und frische Ziegenmilch gepackt hatte.

Dann verlor er sich wieder in seinen Gedanken.

Vom Kontor aus beobachtete Conrado derweil mürrisch, wie Dolores den Hang zum Haus der Monteverde hinaufstieg. Es missfiel ihm, dass diese Frau dort inzwischen ein- und ausging, als ob sie Teil der Familie wäre. Mit ihrer Hexerei hatte sich diese primitive, armselige Auarita jetzt auch noch bei seiner schwächlichen Tante Margarita eingenistet!

„Ich verwette meinen Kopf darauf, dass der Padre und dieses Weib was miteinander haben“, dachte er grimmig und hatte das Gefühl, dass ihr Einfluss mit jedem Tag zu wachsen schien. Verdammt! Eine Sklavin sollte sie sein, genau wie die anderen dieser stinkenden Eingeborenen! Wenn er nur irgendetwas unternehmen könnte, um dieses Weib aus seinem Haus zu vertreiben!

Während Dolores weiterhin gemächlich den Hang hinaufstieg und dabei vergnügt eine alte Melodie vor sich hin summt, verließ Conrado wortlos das Kontor. Yago, der am Tisch saß, und geduldig und mit seiner besten Schönschrift die Mengen des am Vortag geernteten und gepressten Zuckerrohrs in das große schwere Buch eintrug, schaute kurz auf, vertiefte sich dann aber wieder in seine Zahlenreihen.

Vorsichtig folgte Conrado Dolores und beobachtete aus sicherer Entfernung, wie sie an die Tür klopfte. Einen Moment lang geschah nichts, doch dann öffnete Ariscaya die Tür und schaute vorsichtig hinaus. Die beiden Frauen lächelten sich an und Dolores sagte etwas, worauf Ariscaya nickte. Dann reichte Dolores Ariscaya ein kleines Päckchen, und die beiden Frauen verschwanden im Haus.

„Hab ich’s doch gewusst“, dachte Conrado wütend, „die beiden Hexen stecken unter einer Decke. Wartet ab! Euch werde ich’s noch zeigen!“

Grimmig wandte er sich um und stapfte zurück ins Kontor. Wütend schlug er die Tür zu und setzte sich hin. Yago schaute stirnrunzelnd auf.

„Guck nicht so blöd“, schimpfte Conrado, „und mach deine Arbeit.“

Yago hielt die Luft an und überlegte einen Moment, ob er sich

gegen diesen Ton wehren sollte, beschloss dann aber, nichts zu sagen und sich wieder über seine Liste zu beugen.

„He, du Rüpel, sei nicht so pampig zu Don Yago!“, sprang ihm Jacome de Monteverde kopfschüttelnd zur Seite. „Wir wollen doch den einzigen Menschen weit und breit, der wirklich richtig gut lesen, schreiben und rechnen kann, nicht an unsere Konkurrenz verlieren. Was ist nur los mit dir, Conrado?“

„Ach, nichts“, murmelte dieser säuerlich, „ich muss rüber zur Presse und nach dem Rechten schauen, das ganze dauert viel zu lange. Ich brauch‘ verdammt noch mal mehr Leute.“

„Tja, da hast du allerdings recht, mein Junge“, nickte Jacome und runzelte die Stirn. „Die Expedition mit Alonso de Lugo hat uns wirklich nicht viel gebracht. Die ganzen Männer, die wir für unsere Plantagen eingeplant hatten, hat er sich einfach selbst unter den Nagel gerissen, der gierige Hund!“

„Ja, und wir haben stattdessen diesen widerspenstigen Wilden bekommen, der Euch dann angegriffen hat.“

„Dafür fehlt er jetzt bei der Ernte, weil du ihn unbedingt aufknüpfen musstest, Conrado.“

„Aber er hat seine gerechte Strafe bekommen“, brummte Conrado.

„Das war total übertrieben, Junge“, erwiderte Jacome streng.

„Man legt sich eben nicht mit einem Monteverde an!“ Conrados Augen funkelten wütend.

Jacome fing an, schallend zu lachen, was Conrado nur noch wütender machte.

„Was soll das, Onkel?“, schimpfte er, „dieser stinkende Wilde hätte Euch fast umgebracht!“

„Tja, mein Junge, das ist zwar richtig, aber ein Monteverde muss auch wissen, wann eine Strafe Vorteile bringt und wann nicht. Kühl und berechnend müssen wir vorgehen, Conrado, nicht aufbrausend und wütend. Nur dann machen wir den Profit, den wir haben wollen. Der Kerl war jung und kräftig – und genau solche Arbeiter fehlen uns hier auf der Plantage. Es wäre besser gewesen, ihn am Leben und richtig hart arbeiten zu lassen.“

„Kühl und berechnend?“, schnaubte Conrado. „Wenn Ihr so kühl

und berechnend seid, Onkel, warum hat sich de Lugo dann die anderen Gefangenen unter den Nagel gerissen und uns ausgebootet, obwohl Ihr die Expedition so großzügig unterstützt habt?“

Yago hielt inne und schaute mit fragendem Blick auf.

„Entschuldigt meine Neugier, werter Don Jacome, aber von was für einer Expedition redet Ihr? Seid ihr etwa über den Atlantik in die Neue Welt gelangt?“

„Nein, nein“, winkte Jacome ab, „wir haben Alonso de Lugo Geld gegeben, um spanische Soldaten in die bislang noch nicht erkundeten Gebiete dieser Insel zu entsenden. Wir wollten neue Arbeitskräfte für die Zuckerrohrplantage holen. Die Expedition ist auch gelungen, soweit ich weiß. Die Soldaten haben einige Siedlungen gefunden, in denen sich noch Wilde verschanzt hatten, aber leider haben sie die dann nach Santa Cruz übergebracht und weiter nach Teneriffa in de Lugos Hacienda verschippert, anstatt sie hier bei uns abzuliefern. Am Ende haben wir nur zwei Männer und eine Frau bekommen.“

„Tazagiza, Tegaday und Ariscaya“, dachte Yago aufgeregt und versuchte, seine Nervosität zu verbergen. Laut fragte er:

„Und wo sind die jetzt?“

„Na ja, einen hat mein Neffe an den Drachenbaum da unten geknüpft, weil er mich angegriffen hat, wie Ihr wisst, und der andere hat sich drei Tage hintereinander die Gedärme rausgekotzt, sich hingelegt und ist dann einfach gestorben.“

Und die Frau?“, fragte Yago.

„Die ist bei uns im Haus“, entgegnete Jacome und grinste breit. „Und sie ist wirklich lecker. Fragt mal meinen Neffen. Dem habe ich nämlich erst neulich ein hübsches Geschenk gemacht.“

Er leckte sich süffisant die Lippen und zwinkerte Conrado schelmisch zu.

„Hübsches Geschenk“, brummte dieser missmutig, „Dass ich nicht lache. Und überhaupt, was geht das Euch an, Don Yago?“

Damit drehte er sich um und verließ das Kontor. Als die Tür ins Schloss fiel, wurde Jacome ernst und sagte zu Yago:

„Wisst Ihr, Don Yago, Conrado soll heiraten, aber er will nicht. Als Zugabe habe ich ihm die hübsche Auarita-Magd geschenkt, doch

Conrado ist mit gar nichts zufrieden. Der verwöhnte Bengel will zurück nach Köln. Wir brauchen ihn aber hier. Schließlich haben wir viel Geld in dieses Vorhaben hier in Tazacorte gesteckt, und wir können es uns nicht erlauben zu scheitern.“

Yago, der die ganze Geschichte mit zunehmendem Unbehagen angehört hatte, fiel es schwer, sein Entsetzen zu verbergen. Wie konnte der alte Monteverde seine geliebte Ariscaya wie Vieh verschenken? Ein Brechreiz stieg in Yago auf, den er nur mühevoll unterdrücken konnte. Er ballte die Hände unter dem Tisch, nahm all seine Kraft zusammen und sagte so ruhig wie möglich:

„Das kann ich gut verstehen, Don Jacome. Die Hacienda zu führen, ist nicht einfach. Erlaubt mir daher bitte, dass ich mich wieder an meine Arbeit mache.“

„Aber selbstverständlich, Don Yago. Ihr seid in der Tat sehr pflichtbewusst“, entgegnete Jacome de Monteverde anerkennend. „Ich schaue jetzt mal zu Hause nach, wie es meiner Frau und dem Kindchen geht. Wir werden ihn Miguel taufen, weil er hier auf San Miguel de la Palma geboren wurde. Ihr seid herzlich zur Taufe eingeladen. Wir werden ein Schwein schlachten, damit unsere Mägde den leckeren rheinischen Schweinebraten zubereiten können, von dem ich Euch schon erzählt habe. Den werdet Ihr bestimmt nicht verschmähen. Zudem wird Antón Sánchez anwesend sein. Eine seiner Töchter wird Conrado nämlich heiraten, und wie Ihr wisst, Don Yago, hat die Familie Sánchez hier ziemlich umfassende Wasserrechte. Damit können wir unsere Plantage profitabler machen. Und vielleicht gibt's ja dann bald eine weitere Taufe, haha.“

Während Jacome de Monteverde laut polternd über seinen Scherz lachte, pochte Yagos Herz bis zum Hals, und er hatte große Mühe, seine Aufregung zu verbergen. Freundlich lächelte er und fragte:

„Wann wird die Taufe denn stattfinden?“

„Welche Taufe? Der Junge muss doch erst mal ran an den Sánchez-Speck!“, grölte Don Jacome, während er sich Tränen des Lachens aus den Augenwinkeln wischte. Er seufzte, holte tief Luft und fuhr fort:

„Ihr müsst wissen, Don Yago, wir Rheinländer nehmen die Dinge nicht so ernst – nur Conrado ist irgendwie aus der Rolle gefallen. Er

hätte ganz wunderbar so ein oller Hanseat werden können. Vielleicht hätten wir ihn nach Visby schicken sollen, aber da gibt es eben nicht so viel zu holen... Nun denn, wo waren wir gerade? Ach ja, die Taufe. Unsere Taufe! Wir haben Padre Sebastián gebeten, das Kind am Sonntag in zwei Wochen zu taufen, an seinem Namenstag. Das ist bestimmt ein gutes Omen. Wisst Ihr, Don Yago, wir haben das ganz geschickt geplant: Wir taufen unser Kind auf der Insel San Miguel de la Palma in der Kapelle San Miguel an seinem Namenstag auf den Namen Miguel. Was meint Ihr, das kann doch nur Glück bringen!“, sagte Jacome und grinste stolz.

„Ganz bestimmt, Don Jacome“, entgegnete Yago, „Und ich danke Euch für die Einladung, die ich sehr gerne annehme.“

Als Jacome de Monteverde das Kontor kurze Zeit später verließ und Yago allein war, atmete er tief durch. Endlich würde er das Haus betreten, in dem Ariscaya gefangen war. Doch wie sollte er sie sehen, geschweige denn mit ihr reden können? Während seine Hand die Zahlen mechanisch in das Buch übertrug, überschlugen sich seine Gedanken. Er musste unbedingt mit Dolores reden.

— 3 —

Am nächsten Morgen molk Yago vor dem gemeinsamen Frühstück mit Padre Sebastián seine Ziegen und brachte die Milch in die Küche, wo Dolores schon dabei war, das frische Brot für den Tag zu backen.

„Guten Morgen, Yago“, sagte Dolores und lächelte, als Yago die Milch auf den Tisch stellte. „Oh, das ist heute aber eine gute Ausbeute. Gibt Burrita jetzt etwa auch Milch?“

Yago grinste und antwortete:

„Guten Morgen, Dolores, das wäre tatsächlich ein Wunder, aber nein, Burrita ist störrisch wie ein alter Esel, wenn es ums Milch geben geht. Sie hat ihren Namen nicht umsonst bekommen. Daran wird sich auch nichts mehr ändern, aber die dunkelbraune Geiß mit dem schon etwas älteren Zicklein war heute sehr großzügig.“

„Wahrscheinlich frisst das Zicklein jetzt selbst eine Menge Gras, und die Geiß hat mehr Milch für uns übrig. Sehr schön, dann kann

ich heute eine extra Portion hoch in die Hacienda bringen. Das Baby bekommt nicht genug Nahrung. Doña Margarita ist zu schwach, um dem Baby genug Milch zu geben, und eine Amme gibt es hier ja nicht.“

Yago schaute sich um und flüsterte:

„Dolores. Bitte richte Ariscaya aus, dass ich zur Taufe eingeladen bin. Ich bin also im Haus, und vielleicht gibt es eine Möglichkeit, dass wir uns sehen können.“

„Yago, Yago, du tanzst auf dem Feuer“, entgegnete Dolores in der Sprache der Auarita. „Wie soll das gehen, ohne dass du dich verdächtig machst?“

Ratlos schauten sich die beiden an.

„Darf Ariscaya mit zur Taufe?“, fragte Yago.

„Gut möglich, aber wie du weißt, muss das Gesinde die Kapelle zuletzt betreten, hinter der letzten Bankreihe stehen bleiben und die Kapelle wieder vor allen anderen verlassen.“

„Ich könnte sie dann wenigstens sehen, wenn ich vom Abendmahl zurück in meine Reihe gehe, Dolores.“

„Gut, ich versuche, etwas in Erfahrung zu bringen“, sagte Dolores.

„Und während des Festes, meinst du, da gibt es Möglichkeiten?“

Nachdenklich wiegte Dolores den Kopf hin und her.

„Du liebst sie wirklich sehr, was?“

„So, wie ich noch nie jemanden in meinem Leben geliebt habe“, entgegnete Yago und errötete. Verlegen wandte er sich ab, während ein flüchtiges Lächeln über Dolores' Gesicht huschte.

„Nun ja“, sagte sie nachdenklich, „Ariscaya ist die meiste Zeit im neuen Anbau hinter dem Haus. Sie kümmert sich seit ein paar Tagen um das Baby. Ich konnte Jacome und Margarita de Monteverde davon überzeugen, dass Ariscaya ein gutes Kindermädchen ist. Außerdem versteht sie sich in der Kunst der Heilkräuter. Und das Baby ist sehr schwach, genauso wie die Mutter.“

„Danke, Dolores“, sagte Yago gerührt, erleichtert darüber, dass Ariscaya nun nicht mehr so hart arbeiten musste.

„Ich konnte nicht mehr mitansehen, wie sie ...“, setzte Dolores an und biss sich auf die Unterlippe.

„Wie sie was?“, fragte Yago und zog die Augenbrauen hoch.

„Äh, nun ja, wie sie bei der anstrengenden Hausarbeit leidet“, log Dolores, um Yago nicht erzählen zu müssen, wie Ariscaya von Conrado misshandelt wurde. „Bei dem Baby geht es ihr besser.“

„Oh ja, das ist sicher richtig“, erwiderte Yago. Wie sehr wünschte er sich, es wäre sein Baby – ihr beider Baby, um das sich Ariscaya kümmerte.

„Hat der Anbau eine Tür?“, fragte er und versuchte, zuversichtlich zu klingen.

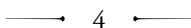
Dolores schüttelte den Kopf.

„Nein, da gibt es nur eine kleine Fensterluke.“

Enttäuscht senkte Yago den Kopf und seine Verzweiflung schien ihn innerlich zu zerbröseln.

Dolores seufzte.

„Yago“, sagte sie sanft, „zu viel Liebe kann sehr gefährlich sein.“



Zwei Wochen später saß Yago nervös beim Frühstück und brachte keinen Bissen hinunter. Sehnsüchtig hatte er auf diesen Tag gewartet, war jeden Tag ins Kontor gegangen, hatte seine Arbeit gewissenhaft und sorgfältig erledigt, und nun war endlich der Tag der Taufe gekommen. Dolores hatte die Kapelle mit hübschen Blumen geschmückt, und Padre Sebastián hatte sich auf seine Steinbank unter der Tamariske zurückgezogen, um sich auf die Messe vorzubereiten. Es würde seine letzte Taufe auf dieser Insel sein, dessen war er sich sicher. Lange würde es nicht mehr dauern, bis die Karavelle mit den neuen Mönchen in der Bucht von Tzacorte ankommen würde. Während Padre Sebastián in der Bibel nach einem geeigneten Taufspruch für den kleinen Miguel suchte, und darüber sinnierte, was Gott ihm damit sagen wollte, dass er es gerade so oft mit dem Namen jenes Erzengels zu tun hatte, der den Teufel besiegt und ihn auf die Erde gestoßen hatte, sprang Yago vom Frühstückstisch auf, trat in seine Kammer, stutzte sorgfältig seinen Bart und zog besonders festliche Kleidung an. Aufgeregt verließ er die Kammer und ging in den Garten, wo seine kleine Ziegenherde gemütlich äste.

„Burrita“, rief er leise, um den über die Bibel gebeugten Padre nicht zu stören.

„Mäh...äh...äh“, sagte Burrita, lief sofort zu Yago hinüber und ließ sich ausgiebig von ihm im Nacken kraulen.

„Burrita“, flüsterte Yago, „du musst mir die Daumen drücken... oder deine Klauen ... ich werde Ariscaya heute sehen. Ich kann es kaum erwarten.“

Burrita legte den Kopf schief und leckte Yagos Hand.

Yago lächelte und tätschelte Burrita liebevoll den Kopf.

„Die Ziege ist Euch wohl besonders ans Herz gewachsen, Don Yago?“, rief Padre Sebastián, der von der Steinbank aufgestanden und zu Yago hinüber gegangen war.

„Ja, Padre, sie gibt zwar keine Milch, aber sie ist treu wie ein Hund, und ich würde sie niemals hergeben.“

„Treue und Zuneigung sind wesentliche Tugenden, um in dieser Welt und vor Gott zu bestehen. Wer im Geringsten treu ist, mein werter Yago, der ist auch im Großen treu, und wer im Geringsten untreu ist, der ist auch im Großen untreu. So steht es im Evangelium geschrieben. Ihr seid ein aufrichtiger Mann, Yago, und das schätze ich sehr.“

Er machte eine kleine Pause, bevor er mit trauriger Stimme fortfuhr:

„Leider werde ich mich nicht mehr lange an Eurer Gesellschaft erfreuen können.“

Erstaunt riss Yago die Augen auf.

„Aber Padre, warum?“

„In den nächsten Wochen wird eine Karavelle mit neuen Mönchen ankommen“, entgegnete Padre Sebastián, „Tazacorte bekommt bald eine neue, größere Kirche und ein Dominikanerkloster. Ich habe die Order, wieder nach Ávila zurückzukehren.“

„Sofort?“, fragte Yago besorgt.

„Nein, nein, nicht mit dieser Karavelle, sondern in einigen Monaten, wenn ich den neuen Abt eingeführt habe und die Vorbereitungen zum Bau des neuen Konvents abgeschlossen sind.“

„Hm...“, murmelte Yago nachdenklich.

„Lasst uns später darüber reden, Don Yago, ich muss jetzt in die Kapelle und die Taufe vorbereiten. Es wird meine letzte hier auf der Insel sein, vermutlich sogar die letzte meines Lebens. Im Kloster in Ávila sind wir Mönche unter uns, da gibt es keine Taufen.“

Damit wandte sich Padre Sebastián ab und ging gemächlich mit der Bibel unter dem Arm zur Kapelle. Yago schaute ihm mit gerunzelter Stirn nach und überlegte, ob dies wohl eine Gelegenheit wäre, mit Ariscaya zu fliehen.

Konnte man statt einen toten nicht auch einen lebendigen Menschen in einem Weinfass verstecken?

— 5 —

Langsam füllte sich die kleine Kapelle, während Yago vor dem Eingang neben Padre Sebastián stand und darauf wartete, dass Familie Monteverde erschien. Padre Sebastián freute sich darauf, den kleinen Miguel als neues Mitglied in die christliche Gemeinschaft aufzunehmen. Yago hatte allergrößte Mühe, seine Nervosität zu verbergen. Mehrmals holte er tief Atem und blies die Luft langsam wieder aus, um sich zu beruhigen.

„Ist alles in Ordnung?“, fragte Padre Sebastián, dem Yagos Unruhe nicht verborgen geblieben war.

Doch bevor Yago antworten konnte, näherte sich die Familie Monteverde. Don Jacome stolzierte feierlich neben seiner Frau her, die das Baby im Arm hielt, dahinter kam Conrado, und in einigem Abstand folgten die beiden flämischen Mägde, die je einen der beiden anderen Söhne der Familie an der Hand hielten.

Ariscaya war nicht dabei.

Yagos Herz barst förmlich vor Enttäuschung. Niedergeschlagen folgte er der Familie in einigem Abstand in die Kirche, bekreuzigte sich, kniete in der für die erwachsenen Männer vorgesehene Reihe nieder und begrub das Gesicht so in den Händen, als ob er sich in ein stilles Gebet vertiefte. Erst als Padre Sebastián am Altar stand, den Gottesdienst mit einem Psalm eröffnete und die Gemeinde in den Gesang einstimmte, schaute Yago wieder auf, und beobachtete, wie die

Eltern mit dem Baby vor das Taufbecken traten. Winzig und schwächlich war das Kind, obwohl es nun schon einige Wochen alt war. Auch die Mutter wirkte angeschlagen und erschöpft. Don Jacome hingegen strahlte das ihm eigene Selbstbewusstsein aus und strotzte förmlich vor Stolz. Als der Padre das Taufwasser über das haarlose, blasse Köpfchen des Kindes tröpfelte, fuchtelte es mit den Fäustchen und fing an, leise zu wimmern. Sanft streichelte es die Mutter und lächelte den Padre bange an. Es war ihr anzusehen, dass sie sich sehr um das Kind sorgte.

„Die anderen beiden Jungs sind ja ziemlich proper“, dachte Yago, „aber der Kleine hier scheint wohl eher Conrado zu ähneln, so blass und durchsichtig, wie er ist.“

Yago wusste allerdings nur zu genau, dass man die schwächlich wirkenden Menschen niemals unterschätzen sollte.

— • 6 • —

Nach der Taufe wanderte die Gemeinde in kleinen Grüppchen den Hang hinauf zum Haupthaus der Familie Monteverde, wo das Festmahl schon seit Tagen vorbereitet worden war. An der Spitze der Prozession bewegte sich die Familie Monteverde, der sich Cristóbal Lebrón, der Stellvertreter des Statthalters der Insel La Palma, angeschlossen hatte. Der Statthalter selbst, Alonso de Lugo, war nicht zur Taufe erschienen. Er hielt sich üblicherweise auf Teneriffa auf, und wenn er La Palma besuchte, so blieb er meist in Santa Cruz auf der anderen Seite der Insel, wo auch der Cabildo, der Stadtrat, tagte. Jacome de Monteverde war nicht sonderlich erbost darüber, dass de Lugo seine Einladung ausgeschlagen hatte, denn er trug ihm noch immer nach, dass dieser die Expedition in den Nordosten der Insel zu seinem Vorteil genutzt und ihn ausgebootet hatte. Mit Cristóbal Lebrón, dem Stellvertreter de Lugos, kam Jacome de Monteverde dagegen weitaus besser zurecht, und er hatte sich fest vorgenommen, den selbstherrlichen de Lugo am Ende zu bezwingen. Ein Monteverde ließ sich durch einen Rückschlag nicht so leicht von seinem Weg abbringen, und bei dieser Taufe würde er die nächsten Schritte seiner Expansionsstrategie einleiten.

Direkt hinter Familie Monteverde folgte Familie Sánchez, und Yago konnte sich ein Grinsen nicht verkneifen, denn Conrado hatte sich der kleinen Gruppe angeschlossen, stapfte in seiner linkischen Art neben Antón Sánchez her und beobachtete aus den Augenwinkeln die beiden ältesten Töchter, die für seine baldige Eheschließung infrage kamen.

„Hübsche junge Mädchen, aber ganz schön klein, die reichen dem Conrado ja höchstens bis zum Bauchnabel, wie soll das denn gehen?“, dachte Yago bei sich und kicherte leise.

Die ganze Familie Sánchez schien tatsächlich aus dem Reich der Zwerge zu stammen, und Yago musste unwillkürlich an Ariscayas langen, schlanken Körper und ihre schmalen Hände mit den langen Fingern denken, die ihm so oft über das Gesicht, den Rücken, den Körper gestrichen waren. Im Vergleich zu den meisten Spaniern waren die Auarita tatsächlich viel höher gewachsen.

Unschlüssig stand Yago vor der Kapelle und wusste nicht, welcher Gruppe er sich anschließen sollte, denn sein Status in dieser neuen Gemeinde war noch lange nicht gefestigt. Da gesellte sich Padre Sebastián zu ihm und sagte:

„Yago, lasst uns zusammen hinauf gehen. Ich hätte eigentlich mit der Familie des Täuflings nach oben wandern sollen, aber meine Knochen... man wird einem alten Padre verzeihen, dass er etwas langsamer ist.“

„Es ist mir eine Ehre, Padre“, antwortete Yago erfreut.

Gemütlich stiegen sie den Pfad hinauf, und Padre Sebastián fragte:

„Wie sieht es aus, Yago? Ihr seid nun schon eine ganze Weile hier im Ort. Wenn der neue Abt kommt, könnt Ihr bestimmt nicht mehr im Pfarrhaus wohnen, dessen bin ich mir sicher. Ihr solltet Euch wie Conrado nach einer Frau umschauen, denn nur als verheirateter Mann könnt Ihr hier die vollen Rechte als Gemeindemitglied genießen. Ihr habt mit Euren Fähigkeiten hervorragende Chancen, in Tazacorte einen guten Stand zu erwerben. Hier sind die Stände nicht so festgelegt wie im Rest der Welt, alles ist anders, viel beweglicher. Das eröffnet Chancen für einen Mann wie Euch.“

„Ach, Padre“, entgegnete Yago nachdenklich, „ich bin mir nicht sicher, ob ich hier auf der Insel bleiben möchte. Mein Ziel war

ursprünglich die Neue Welt; wie Ihr wisst, bin ich hier ja nur gestrandet.“

„Dann begeben Euch doch rüber nach Santa Cruz, Yago, von dort fahren die Karavellen in die neue Welt. Die Kanarischen Inseln haben nun schon seit einigen Jahren das Privileg des freien Warenverkehrs, und viele Schiffe laufen in Santa Cruz ein und laden Proviant, bevor sie die große Überfahrt machen. Hier in Tazacorte kommen fast nur noch Schiffe aus Antwerpen an, seit die Flamen in dieser Gegend immer mächtiger geworden sind. Wenn Ihr wollt, kann ich mich für Euch einsetzen, damit Ihr an Bord einer spanischen Karavelle kommt.“

„Das ist sehr freundlich von Euch, Padre, aber...“

Der Padre hielt inne, zog eine Augenbraue hoch und fragte:

„Aber was, Don Yago? Hat das etwas mit Eurer Burrita zu tun?“

„Was wollt Ihr damit andeuten“, fragte Yago misstrauisch.

„Nun, mein Junge, ein Spanier, der hier als Schiffbrüchiger landet und dann mit einer Ziegenherde und traditioneller Auarita-Kleidung umherläuft, hat nur aus einem Grunde überlebt: die Auarita haben ihn aufgenommen. Sie sind ein sehr hilfsbereites und gastfreundliches Volk, und Ihr hättet ohne sie nicht überlebt.“

Yago schaute den Padre an und seufzte.

„Ja, Ihr habt recht“, murmelte er leise.

„Es gibt da eine Frau, nicht wahr?“, fragte der Padre weiter.

Stumm nickte Yago.

„Und sie ist im Haus de Monteverde, oder?“

Yago seufzte.

„Ja, sie heißt Ariscaya.“

„Aha“, sagte der Padre und lächelte.

„Woher wisst Ihr das, Padre?“

„Nun, mein Junge, ich habe Augen und Ohren im Kopf, Lebenserfahrung – und Dolores.“

„Ach Padre, was soll ich nur tun?“, platze Yago heraus. Seine ganze Verzweiflung brach sich Bahn, und er konnte seine Gefühle nicht mehr verbergen.

„Ich muss Ariscaya befreien, aber wie soll ich das machen?“

„Zunächst einmal müsst Ihr Euch beruhigen“, erwiderte der Padre

und lächelte aufmunternd. „Ein gelassener Sinn ist des Leibes Leben, Ihr müsst also unbedingt Geduld haben. Die Leidenschaft, Don Yago, kann sich wie ein gefährlicher Bandwurm durch Eure Gedärme fressen, und ist daher kein guter Ratgeber. Aber ich werde Euch heute helfen. Wenn ich die Feier verlasse, erhebt Euch bitte und fragt, ob Ihr mich nach Hause geleiten dürft. Dann könnt Ihr möglicherweise unbemerkt hinters Haus huschen und Eure Ariscaya sehen. Morgen kommt Ihr aber zu mir in die Beichte, ist das klar?“

Yago nickte, während sich seine Gedanken und Gefühle überschlugen.

„Gut“, sagte Padre Sebastián zufrieden. „Jetzt feiern wir erst einmal die Taufe, und ich stelle Euch Cristóbal Lebrón vor, der ist hier ein sehr einflussreicher Mann, und es ist immer von Vorteil, sich gut mit ihm zu stellen.“

Damit wandte er sich um, und schweigend stiegen sie den Rest des Weges hinauf, bis sie am Haus der Familie Monteverde ankamen.

Dort hatte sich die Gesellschaft schon in dem holzgetäfelten Raum versammelt, in dem das Festmahl stattfand. Für die Arbeiter hatte die Familie neben dem Gesindehaus ein Essen im Freien organisiert, und Yago erkannte einige der Männer, die unter der Woche an der Zuckerrohrpresse standen. Ariscaya war auch hier nicht dabei.

„Verdammt“, dachte er grimmig, „wieso sperren sie Ariscaya nur die ganze Zeit ein?“



Zur gleichen Zeit, als Yago mit dem Padre zum Haus hinaufstieg, stand Ariscaya in der Küche und reinigte die edlen Weinkaraffen, die sich Don Jacome aus Antwerpen hatte liefern lassen, und die nun extra zur Taufe des kleinen Miguel eingeweiht werden sollten. Gegenüber, an der großen, gemauerten Herdstelle, stand die Köchin und drehte den Spieß, an dem der Schweinebraten über dem Feuer brutzelte. Mit einem spitzen Holzstab stach sie in das Fleisch und schnüffelte daran.

„Ja, der wird prima“, sagte sie leise und hätte nur zu gerne ein wenig davon genascht.

„Na ja“, dachte sie, „davon bleibt heute bestimmt was übrig, und dann bekommen wir ein richtig leckeres Abendessen. An so einem Festtag ist der Alte immer sehr großzügig.“

Da ihr das Wasser im Munde zusammenlief, drehte sie sich lieber um und begann, Wein aus einem großen Fass in die frisch gesäuberten, bauchigen Karaffen zu füllen.

„Ariscaya“, rief sie, „bring die Karaffen schon mal rüber. Und die Teller da.“

Mit dem Ellbogen zeigte sie auf einen Stapel rotbrauner Tonteller, die auf einem Nebentisch standen, und drückte Ariscaya zwei volle Karaffen in die Hände.

„Die heilige Messe ist jetzt bestimmt vorbei, und die Herrschaften werden bald da sein. Wir müssen uns beeilen. Sobald Tine und Anneke zurück sind, kümmerst du dich wieder um das Kind. Hast du das verstanden?“

Ariscaya nickte und trug die vollen Karaffen vorsichtig hinüber in das für das Festmahl vorbereitete Speisezimmer. Dann holte sie die Teller und verteilte sie auf dem Tisch. Gerade, als sie wieder zurück in die Küche wollte, wurde die Haustür aufgestoßen, und Jacome de Monteverde kam hinein.

„Ah, gut, dass du gerade hier bist“, sagte er, „geh mal meiner Frau entgegen und nimm ihr den kleinen Miguel ab. Margarita ist schon wieder völlig außer Atem.“

Ohne weiter abzuwarten, schob er sie durch die Haustür nach draußen, wo Margarita de Monteverde ihr auch schon mit erschöpftem Gesichtsausdruck das Baby entgegenstreckte, das laut schrie und sich wie ein Regenwurm hin und her wand.

„Pst“, beruhigte Ariscaya das Kind und wiegte es sanft im Arm. Während sich der kleine Miguel langsam beruhigte, näherte sich die restliche Taufgesellschaft dem Haus. Aufmerksam wie ein Adler betrachtete sie jedes einzelne Gesicht, bis sie in einiger Entfernung Padre Sebastián erkannte.

Und neben ihm lief Yago!

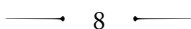
Ihr Herz machte einen Sprung, und sie fühlte, wie ein elektrischer Strom durch ihren ganzen Körper lief und ihr den Atem nahm.

Vorsichtig ging sie ein paar Schritte weiter, um besser sehen zu können. Yago hatte sich verändert. Sein dunkler Lockenschopf war unter einem schwarzen Filzhut verborgen, und er trug einen säuberlich gestutzten Vollbart. Noch nie hatte sie ihn in dieser spanischen Kleidung gesehen, und er wirkte stattlicher, aber auch blasser und freudloser, als sie ihn in Erinnerung hatte.

„Yago, schau hierher, ich bin hier“, flüsterte sie sehnstchtig, während ihre Tränen wie eine zweite Taufe auf das Köpfchen des Babys tropften.

Doch bevor Yago aufschauen und Ariscaya erblicken konnte, stand Conrado vor ihr und zischte:

„Ab mit dir ins Haus!“



Laut schmatzend ergriff Jacome de Monteverde seinen Weinkrug und spülte das Stück Fleisch, auf dem er gerade herumgekauht hatte, mit einen großen Schluck Rotwein hinunter. Rülpsend wischte er sich mit dem Handrücken den Mund ab.

„Dieses Fleisch ist einfach wunderbar, nicht war, Conrado!“, sagte er mit seiner polternden Stimme und klopfte seinem Neffen, der rechts neben ihm saß, kräftig auf die Schulter. Dieser verschluckte sich und begann, heftig zu husten.

Der alte Monteverde grölte vor Lachen.

„Na na, Junge, sei mal kein Mädchen! Du verträgst ja nicht mal 'nen kleinen Klapser.“

Conrado errötete und zischte grimmig: „Macht mich hier nicht vor allen lächerlich, Onkel! Ich glaube, Ihr habt zu viel Wein getrunken!“

„Als ob es dir fremd wäre, zu viel Wein zu trinken“, grinste Jacome und wandte sich fröhlich an Antón Sánchez, „Ihr müsst wissen, verehrter Don Antón, mein Neffe hier ist nämlich absolut kein Kostverächter, wenn es um guten Rotwein geht. In einer Familie, die Wein anbaut, ist er also ganz prächtig aufgehoben. Aber Spaß beiseite. Kommen wir zum Geschäftlichen. Conrado hat sich also für Eure Tochter Ysabel entschieden. Darauf sollten wir anstoßen.“

Jacome griff zur Karaffe, füllte seinen Becher erneut und erhob ihn.

„Auf Conrado und Ysabel“, rief er laut in die Runde. „Ich freue mich, diese prächtige Verbindung heute hier an dieser Tafel verkünden zu dürfen. Wir haben also doppelten Anlass zu feiern: Die Taufe meines dritten Sohnes, des kleinen MIGUELS, und die Verbindung der Familien SÁNCHEZ und de MONTEVERDE. Wenn das keine Feier wert ist, meine verehrten Gäste.“

Nachdem er allen zugeprostet hatte, wandte sich Jacome wieder Antón Sánchez zu und sagte leise:

„Über die Mitgift haben wir uns ja schon geeinigt, es fehlt also nur noch der Ehevertrag und der Standort des neuen Wohnhauses. Wenn es Euch recht ist, Don Antón, werde ich Euch nächste Woche besuchen, damit wir die Einzelheiten besprechen können.“

Antón Sánchez nickte und entgegnete: „Sehr gut, bitte kommt doch am Dienstag zum Mittagessen in mein Haus, Ihr und Don Conrado.“

„Eine sehr gelungene Verbindung, die Tazacorte in der Tat neue Möglichkeiten eröffnet“, mischte sich Cristóbal Lebrón in das Gespräch ein.

„Mein werter Don Cristóbal, das ist vollkommen richtig“, entgegnete Jacome stolz, „und nun müssen wir auch an die Erweiterung unserer Handelsflotte denken. Ich möchte daher Holz schlagen lassen, um Schiffe bauen zu können und hoffe, dass Ihr noch ein paar Tage hier in Tazacorte weilen werdet, damit wir uns mit dieser Thematik befassen können. Es soll Euer Schaden nicht sein, wenn Ihr mir dabei helft, die Lizenz hierfür zu erwerben – auch gegen den Willen unseres allseits geschätzten Statthalters Don Alonso de Lugo.“

„Darf ich Euch am Dienstag einladen, zu uns zu stoßen, Don Cristóbal?“, ergänzte Antón Sánchez, „das wäre eine gute Gelegenheit, diese Pläne zu besprechen“.

Dann wandte er sich an Padre Sebastián:

„Padre, passt es Euch auch am Dienstag? Dann könnten wir auch gleich die Hochzeit besprechen.“

„Nun“, sagte der Padre nachdenklich, „selbstverständlich ehrt mich diese Einladung, aber wie ihr wisst, wird bald der neue Prior in Tazacorte ankommen, und womöglich wird er die Trauung durchführen. Wann soll die Hochzeit denn stattfinden?“

„So bald wie möglich, Conrado kann es gar nicht erwarten!“, entgegnete Jacome und grinste breit, „und eine Trauung mit anschließendem Festschmaus wäre für Euch ja geradezu ein idealer Abschied vom schönen Tazacorte, Padre.“

„Gut“, entgegnete der Padre und schaute Don Jacome eindringlich in die Augen, „aber gestattet mir noch eine Anmerkung.“

„Ja?“

„Mir ist aufgefallen, dass nicht alle von Eurer Hacienda zur sonntäglichen Messe kommen. Nun ist mir bewusst, dass es dem Gesinde nicht immer möglich ist, an der Heiligen Messe teilzunehmen, genauso wenig wie denjenigen, die unpässlich oder krank sind, so wie Ihr selbst vor nicht allzu langer Zeit. Ich möchte aber doch darauf bestehen – auch im Hinblick auf den neuen Abt, der bald hier eintreffen wird – dass in Zukunft alle den Tag des Herrn heiligen, auch die Auarita.

„Ist das alles, Padre?“, fragte Jacome verdutzt, „ich dachte schon, jetzt kommt irgendeine Litanei über eine besondere Beichte oder Buße vor der Hochzeit. Also, das ist ja gar kein Problem, wir werden ab jetzt dafür sorgen, dass alle, denen es möglich ist, sonntags an der Messe teilnehmen, auch die paar Auarita.“

Ein Lächeln huschte über Padre Sebastián's Gesicht, während er nickte und antwortete:

„Halte den Sabbat heilig, mein Sohn, wie es dir der Herr, dein Gott, geboten hat!“

Er erhob sich, machte das Kreuzzeichen und sagte:

„Und nun gestattet, dass sich ein alter Priester zurückzieht. Ich wünsche der Taufgemeinschaft noch eine angenehme Feier.“

Yago, der die Gespräche aufmerksam verfolgt hatte, erhob sich ebenfalls und sagte:

„Padre Sebastián, bitte erweist mir die Ehre, Euch nach Hause geleiten zu dürfen.“

„Danke, Don Yago, das ist sehr aufmerksam von Euch, denn meine alten Knochen sind nicht mehr ganz so sicher, gerade in der Dunkelheit“, entgegnete der Padre mit erfreutem Gesicht.

Yago wandte sich an Jacome de Monteverde.

„Wenn es die Gastgeber erlauben“, sagte er höflich, „dann danke ich Euch aufrichtig für diese Einladung und mache mich jetzt gemeinsam mit dem Padre auf den Heimweg.“

Als die beiden das Haus kurz darauf verließen, war Jacome schon wieder mit Cristóbal Lebrón in Gespräche über den Ausbau der Hacienda und die Erweiterung der Geschäfte durch den Bau eigener Schiffe vertieft.

„Danke, Padre“, sagte Yago leise, während sie sich langsam vom Haus entfernten.

„Wofür“, fragte dieser verschmitzt.

„Für das dritte Gebot“, lächelte Yago und zwinkerte dem Padre zu.

„Nun ja“, sagte Padre Sebastián und hielt inne, „es war mir schon lange ein Dorn im Auge, dass bestimmte Leute von der Hacienda Monteverde nicht an der heiligen Messe teilnehmen – allen voran der Hausherr selbst, dessen überbordender Machthunger noch zu Schwierigkeiten führen wird.“

„Inwiefern, Padre? Jacome de Monteverde hat sich hier doch hervorragend etabliert.“

„Er ist dennoch ein Fremder, und Alonso de Lugo wird bestimmt mit Unmut reagieren, sollte seine Macht infrage gestellt werden.“

„Was meint Ihr damit?“

„Nun ja, durch die Heirat Conrados kommt Jacome an mehr Wasser – denn außer Alonso de Lugo hat nur die Familie Sánchez hier umfangreiche Wasserrechte.“

Yago nickte.

„Ja, das hat mir Don Jacome selbst erzählt.“

„Und durch die eheliche Verbindung kommt er obendrein an mehr Land und den lukrativen Weinanbau. Mit Cristóbal Lebrón versteht er sich außerdem recht gut, und da ist es nur eine Frage der Zeit, bis Jacome de Monteverde auch das Recht erhält, selbst Holz zu schlagen und seine Schiffe zu bauen.“

„Und dann tritt er in direkte Konkurrenz zu Alonso de Lugo, der zwar meistens auf Teneriffa weilt, aber in Santa Cruz auf der anderen Seite von La Palma das Sagen hat, stimmt’s?“

„Genauso ist es, Don Yago. Wir steuern auf einen massiven

Machtkampf zu. Ich bin gespannt, wie sich der neue Prior dazu positionieren wird. Ich selbst halte mich da lieber raus. Meine Tage hier auf La Palma sind gezählt – und wenn ich schon zurück nach Ávila muss, so möchte ich meine letzten Tage auf dieser Insel in Ruhe und Frieden verbringen, ohne noch in irgendwelche Machenschaften verwickelt zu werden. Diese ganze neue Zeit mir ihrer Raffgier ist mir nicht geheuer, wo bleibt da nur die Gottesfurcht der Menschen?“

„Könntet Ihr nicht doch hierbleiben und Teil des neuen Konvents werden, Padre?“

„Nun ja, das habe ich mir auch schon überlegt“, antwortete Padre Sebastián langsam, „vielleicht ginge das schon, aber ein Dominikaner befolgt die ihm auferlegten Anweisungen, sonst ist er kein guter Dominikaner. Und nun macht Euch auf den Weg, Yago, hinter dem Haus ist der neue Anbau, in dem der kleine Miguel und Eure Ariscaya sind, aber seid vorsichtig.“

Damit wandte er sich um und stieg gemächlich den Pfad hinab in Richtung Tazacorte. Yago schaute dem Padre einen Moment lang voller Verwirrung nach und fragte sich, aus welchem Grunde dieser treue Kirchendiener ausgerechnet ihm half, Ariscaya zu sehen. Aber da er keine Antwort auf diese Frage fand, schlich er leise zurück zum Haus, wo er sich hinter einem Busch versteckte und ausführlich in alle Richtungen lauschte. Drüben bei den abgeernteten Getreidefeldern hörte er die Arbeiter feixen und lachen, die nach dem Festmahl um ein Feuer herumsaßen. Aus dem Haus der Familie Monteverde flackerte das orangefarbene Licht der vielen Kerzen und Fettlampen, die im ganzen Haus zur Feier des Tages angezündet worden waren. Oben am mondlosen Himmelszelt flirrte ein endlos weiter Sternenhimmel, der Yago einen Moment lang das Gefühl gab, in das gewaltige Firmament hineingezogen zu werden. Er atmete tief durch und strich sich mit der Hand über die Stirn.

„Das ist nur der Rotwein“, dachte er, um sich zu beruhigen, „der macht mich ein bisschen wirr.“

Natürlich war es nicht nur der Rotwein, sondern auch die Nervosität, die jede Zelle seines Körpers erfasst hatte.

Jetzt nur keine Geräusche machen!

Nur keinen Fehler machen!

Leise und vorsichtig schlich er um das Haus herum, wobei er immer wieder innehielt und lange in alle Richtungen Witterung aufnahm. Aus dem Gemüsegarten kam ein Knacksen, und Yago erstarrte reglos wie eine Spinne. Plötzlich sprang eine Katze wild fauchend aus einem Beet und rannte davon, während eine andere mit einer Maus in der Schnauze direkt auf Yago zukam.

„Schschsch“, zischte Yago und fuchtelte mit den Armen, und auch diese Katze sprang in einem großen Satz davon. Danach war es ruhig, nur unten aus dem Ort konnte Yago das Bellen eines Hundes vernehmen. Die beiden Wachhunde der Hacienda waren glücklicherweise in einen Zwinger neben dem Gesindehaus eingesperrt worden, sonst hätte Yago sich nicht heimlich an das Haus heranwagen können, ohne Aufmerksamkeit zu erregen. In geduckter Haltung durchquerte er den Gemüsegarten und schlich um das Haus herum. Auf der anderen Seite konnte er im Dunkel der Nacht den neuen Anbau erkennen. Auch hier flackerte ein schwaches Licht durch eine kleine, unverglaste Luke, dessen Holzläden noch offenstanden. Vorsichtig und immer mit dem Rücken gegen die Hauswand gelehnt schlich Yago weiter. Sein Herz pochte bis zum Hals, als er sich ein letztes Mal in alle Richtungen umschaute und dann durch die Luke in die kleine Kinderkammer schaute.

Da saß Ariscaya mitten im Raum auf dem Holzboden und wiegte das Baby in ihren Armen – und sie schaute direkt in seine Richtung.

Yago stockte der Atem und sein Herz begann, wie wild in seiner Brust zu schlagen.

Wie oft hatte er diesen Moment herbeigesehnt!

Vorsichtig stieß er einen trillernden Pfiff aus und rief leise: „Ariscaya, ich bin's ... Yago.“

Ariscaya riss die Augen weit auf, erhob sich mit dem Baby im Arm und sprang mit einem Satz an die kleine Luke.

„Yago“, sagte sie, und im Klang ihrer Stimme spürte er all ihr Leid, ihren Schmerz und ihre Verzweiflung.

„Ariscaya!“, hauchte er und klammerte sich mit beiden Händen fest an den Sims der Luke, weil ihn seine Beine nicht mehr tragen wollten,

gerade so, als ob sie plötzlich aus weicher Butter bestünden.

„Warte“, flüsterte sie, drehte sich um und legte das schlafende Baby in eine kleine Kinderkrippe.

Wie mager sie geworden ist, und wie traurig ihre Augen aussehen, dachte Yago betrübt, während er sich wie ein Schiffbrüchiger noch fester an den Sims klammerte.

Ariscaya kam wieder an die Luke und flüsterte fast unhörbar:

„Ich wusste, dass du kommen würdest. Ich habe gewartet.“

„Ariscaya, mein Liebling“, sagte Yago „ich hol‘ dich hier raus.“

Er hob seinen Arm, streckte ihn durch die kleine Fensterluke und streichelte zärtlich ihre Wangen, über die große Tränen kullerten.

„Mein Mädchen“, sagte er sanft und schluckte mehrmals heftig, um seine eigenen Tränen zu unterdrücken.

Ariscaya streckte sich empor, und während ihre Lippen zu einem leidenschaftlichen Kuss verschmolzen, verschmolzen auch Zeit und Raum, und das Glück ihrer unbändigen Liebe verdrängte für einen kurzen Augenblick all ihre Not und Verzweiflung.

Doch da öffnete sich die Tür, und beide wurden gnadenlos in die grausame Realität zurückgeschleudert.

„Ariscaya, komm“, rief eine laute, harte Frauenstimme, „abräumen! Die Gäste gehen, wir müssen jetzt sauber machen“.

Ruckartig löste sich Ariscaya von Yago und sprang erschreckt zur Tür.

„Am Sonntag“, rief Yago hastig, bevor Ariscaya den Raum verließ, „da darfst du zur Messe in die Kirche, dann sehen wir uns wieder.“

Die Tür schlug zu, und Ariscaya war verschwunden. Aufgewühlt starrte Yago in den kleinen Raum, während das Baby zu wimmern anfang und schließlich laut schrie. Da öffnete sich die Tür erneut, Margarita de Monteverde kam hinein, nahm das Baby auf den Arm, blies die flackernde Kerze aus und verließ den Raum wieder.

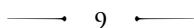
Wie hypnotisiert schaute Yago minutenlang in die Dunkelheit der kleinen Kammer, aus der nun nichts als eine kühle Stille herausdrang, und es schien gerade so, als sei die Begegnung mit Ariscaya nichts als eine gewaltige Fata Morgana gewesen.

Unschlüssig stand Yago an Ort und Stelle und wusste nicht, was er

nun tun sollte. Dann drehte er sich wie ferngesteuert um, setzte sich mit dem Rücken an die Hauswand auf den Boden und rieb sich die Augen.

„Was soll ich nur tun?“, dachte er ratlos. „Verdammt, ich muss Ariscaya da rausholen! Und zwar jetzt! Ich habe schon viel zu lange gewartet!“

Erregt und wütend erhob er sich, doch da vernahm er drüben von der anderen Seite des Hauses laute Stimmen und das polternde Lachen von Jacome de Monteverde, der offensichtlich einige der Gäste verabschiedete. Der gerade eben so mächtig in ihm aufgestiegene Mut verpuffte während eines einzigen Wimpernschlags, und Yago huschte vorsichtig wieder hinüber zu dem Busch vor dem Haus, wo er sich versteckte und reglos abwartete, bis erneut Ruhe einkehrte. Nach und nach erloschen die Lichter der Hacienda, und auch drüben beim Gesinde wurde es still. Die Müdigkeit kroch in Yagos Knochen, während er resigniert vor sich hinstarrte und grübelte. Es war Zeit, nach Hause zu gehen und in Ruhe nach einem Ausweg zu suchen. Überstürzte Aktionen würden nichts weiter als seinen Tod – und den seiner geliebten Ariscaya – bedeuten. Vorsichtig in alle Richtungen schauend erhob er sich schließlich und machte sich leise auf den Heimweg, in Gedanken immer bei Ariscaya.



In Gedanken bei Ariscaya war auch Conrado. Er war nach der Verabschiedung der letzten Gäste zurück ins Haus gegangen, hatte sich noch einen Becher mit Wein gefüllt und war nach einer Weile wieder vor die Haustür getreten, um in der angenehm milden Nachtluft abzuwarten, bis die Luft rein war. Die Gelegenheit wollte er sich nicht entgehen lassen, denn Margarita de Monteverde hatte das Baby mit in ihre eigene Schlafkammer genommen, so dass Ariscaya diese Nacht allein unten im neuen Anbau verbringen würde. Während er an seinem Wein nippte und genüsslich überlegte, was er gleich mit der Hexe anstellen könnte, beobachtete er, wie sich ein dunkler Schatten aus dem Busch vor dem Haus löste und langsam den Pfad hinab schlich.

Conrado kniff die Augen zusammen, um die verschiedenen, schwankenden Bilder in seinem Kopf zu einem einzigen zu verschmelzen.

Das war kein Tier, das war doch ein Mensch!

Oder etwa nicht?

Conrado reckte den Hals, um noch genauer sehen zu können.

„Moment mal“, dachte er, „das ist doch der Pérez!“

„He“, rief er laut. „stehenbleiben!“

Er trat ein paar Schritte nach vorne und äugte angestrengt in die Dunkelheit hinein. Doch der Schatten war wie von Geisterhand verschwunden, und sein Blick spaltete sich erneut in verschiedene Bilder auf, die immer wieder miteinander verschmolzen und sich erneut voneinander trennten.

„Scheiß Wein!“, brummte er. „Scheiß Insel!“

Entschlossen drehte er sich auf dem Absatz um, doch er verlor das Gleichgewicht, und wie ein Eistanzer, der eine Pirouette vorführt, wirbelte er auf einem Bein um seine eigene Achse, fuchtelte wild mit den Armen und plumpste schließlich wie ein nasser Sandsack vornüber direkt auf sein Gesicht, wo er bewegungslos liegen blieb und nach einer Weile laut schnarchend in einen traumlosen, dunklen Schlaf fiel.

In dieser Nacht schlief Ariscaya zum ersten Mal, seit sie nach Taza-corte verschleppt worden war, tief und fest, während Yago sie in ihrem Traum eng an sich geschmiegt im Arm hielt und ihr sanft über die Wange streichelte.

KAPITEL 16

Umbruch

„Eine w... w... wunderschöne M... M... Madonna“, sagte der neue Prior Miguel de la Vega stotternd zu Padre Sebastián, während sie in der Kapelle vor der kleinen Marienstatue standen.

„W...w...wie gut sie doch die Reinheit und Jungfräulichkeit unserer heiligen Muttergottes widerspiegelt“, setzte er etwas zügiger fort, „dieses zarte Gesicht und diese Demut in den Augen! Die irdischen Weibsbilder sollten sich wahrlich ein Beispiel an ihr nehmen!“

Sanft strich er mit langen, blassen Fingern über das fein gearbeitete Holz und schien auf einmal vollkommen in Gedanken versunken zu sein.

Padre Sebastián schaute den Prior abwartend von der Seite an.

„Ja, die Madonna ist wirklich einmalig“, sagte er schließlich, während er einmal mehr überlegte, wo der alte Monteverde diese Madonna wohl hergeholt hatte.

„W...w...wir werden ihr in der neuen Kirche einen eigenen Marienaltar bauen, um dort den Rosenkranz zu beten“, ergänzte der Prior, „Wie schön, dass Don Jacome de Monteverde der Gemeinde eine solch außerordentlich generöse Gabe hat zukommen lassen. Eine großzügige und einflussreiche Familie hier im Ort, die Familie de Monteverde.“

„Ja, Jacome de Monteverde ist in der Tat ein großzügiger Mann“,

entgegnete Padre Sebastián trocken und schaute dem Prior zu, wie er sich andächtig bekreuzigte und leise das Ave-Maria murmelte.

Miguel de la Vega war ein glatzköpfiger, asketischer Mann mit scharfsinnigen, durchdringenden Knopfaugen, einer viel zu klein wirkenden Stupsnase und schmalen, zusammengepressten Lippen.

„Vielleicht wirkt er ja nur so befremdlich auf mich, weil er ein wenig stottert“, dachte Padre Sebastián, „und ich irre mich.“

Sein Gefühl sagte ihm allerdings, dass es besser war, sich niemals mit diesem Mann anzulegen.

„Nun ja“, dachte der Padre bei sich, „er ist bestimmt hervorragend geeignet, um hier für Ordnung zu sorgen und ein frommes, gottesfürchtiges Kloster aufzubauen. Barmherzigkeit ist nicht immer der richtige Ratgeber, gerade in diesem habgierigen Wespennest, das sich hier zusammengefunden hat und die althergebrachten Bräuche gerne missachtet.“

„W... w... wie ist es denn um die Reinheit unserer Gemeinde bestellt?“, fragte der Prior inquisitorisch, gerade so, als ob er die Gedanken des alten Mannes erraten hätte, und bohrte seinen durchdringenden Blick fest in Padre Sebastíans Gesicht. Das linke Auge schielte dabei leicht nach außen und schaute in eine andere Richtung als das rechte, was den Padre nur noch mehr irritierte.

„Wie meint Ihr das, werter Prior?“, fragte er und fühlte sich auf eine unerklärliche Art an den Pranger gestellt. Hatte er etwa einen Fehler gemacht, gar eine Sünde übersehen oder sich nicht gut genug um seine Gemeinde gekümmert? Missbilligte der Prior womöglich sein freundschaftliches, enges Verhältnis zu Dolores? Schweißperlen traten auf seine Stirn, und er trat einen Schritt zur Seite, um aus dem Blickfeld des Priors zu gelangen.

„Nun ja“, sagte Miguel de la Vega langsam, „ich w...w...weile nun schon seit einigen Wochen hier in Tazacorte, und da ist mir schon das eine oder andere aufgefallen.“

„Und das wäre?“, fragte Padre Sebastián misstrauisch, während sie langsam aus der Kapelle in die winzige Sakristei schlenderten.

„Nun ja, Padre, überall macht sich ein ketzerischer Eigensinn breit, der mit absoluter Härte ausgerottet w...w...werden muss.“

„Ich verstehe Eure Sorge“, entgegnete Padre Sebastián und nickte, innerlich erleichtert über diese Antwort. „Auch ich frage mich mitunter, ob diese neuen Zeiten nicht zu immer mehr Habgier und Geschäftemacherei führen, gerade unter der jungen Generation der fremdländischen Kaufleute, die in den letzten Jahren nach Tzacacorte gekommen ist.“

Miguel de la Vega zog die Augenbrauen hoch und schüttelte den Kopf.

„Aber nein, nein“, sagte er, „die Kaufleute meine ich nicht, denn ihr Streben nach Gewinn stärkt das Streben unserer Könige nach der Vergrößerung des spanischen Reiches und somit auch das Bemühen der heiligen katholischen Kirche um die Verbreitung des wahren Glaubens. Denn wie schon unser großartiger Ordensgründer, der heilige Dominikus, zu sagen pflegte: Das Weizenkorn trägt Früchte, wenn es ausgestreut wird, verrottet aber, wenn es liegenbleibt.“

„Ja, der großartige heilige Dominikus. Ihm müssen wir in der Tat nachstreben. Erst neulich habe ich genau diesen Satz Don Jacome erläutert“, sagte Padre Sebastián und setzte sich mit einem leisen Stöhnen auf eine dunkle, mit Schnitzereien verzierte Holztruhe, die in der Sakristei an einer Wand stand.

Entschuldigend fügte er hinzu:

„Ihr verzeiht, werter Prior, meine Hochachtung ist Euch gewiss, doch meine Gelenke schmerzen heute sehr.“

Miguel de la Vega nickte kurz und setzte seine Ausführung fort:

„Es geht um nichts anderes als die Erhaltung der reinen Lehre, denn es besteht die ständige Gefahr, dass sie durch falsche Einflüsse verunreinigt und verwässert wird. Ihr w...w...wisst selbst, dass es seit Jahren – ja seit Jahrzehnten – mit den ganzen judaisierenden Conversos Probleme gibt, ebenso wie mit den Moriskanen! Und hier auf dieser Insel kommen noch die ganzen Auarita und Afrikaner hinzu, deren ketzerischer Einfluss eine große Gefahr für den wahren Glauben ist – und deren w...w...wollüstige Weibspersonen eine noch größere Gefahr für die Reinheit des Blutes darstellen.“

„Und nun wollt Ihr den christlichen Acker hier in Tzacacorte vom Unkraut befreien, nicht wahr?“

„Ganz genau!“, ereiferte sich Miguel de la Vega. „Die Ketzerei nimmt zu, sie ist allgegenwärtig, auch und gerade hier! W...w...wir müssen mit eiserner Hand darüber wachen, dass die spanische Christenheit nicht degeneriert.“

„Ich verstehe“, murmelte Padre Sebastián und rieb sich die Fingergelenke.

Beide Männer versanken in nachdenkliches Schweigen. Padre Sebastián fragte sich, ob das allzu eifrige Streben des Priors nach christlicher Vollkommenheit womöglich etwas mit dessen eigener, allzu leiblicher Unvollkommenheit zu tun haben könnte.

Da wurde die Tür aufgestoßen und zwei junge Mönche kamen ungestüm in die Sakristei gesprungen. Sie glichen sich wie ein Ei dem anderen, denn es waren Zwillinge, die mit dem Prior zusammen nach Tazacorte gekommen waren.

„Prior Miguel“, riefen sie fast gleichzeitig, was Padre Sebastián zu einem Grinsen veranlasste, „die Karavelle mit den Handwerkern und dem Baumaterial ist da. Jetzt können wir endlich mit dem Bau der neuen Abtei beginnen!“

— 2 —

Schlagartig herrschte in Tazacorte emsiges Treiben. Die Nachricht von der Ankunft des Schiffes verbreitete sich rasend schnell im ganzen Ort, und die neugierige Gemeinde versammelte sich am Meer, um die Kirchenbau-Karavelle zu begrüßen. Auch Yago und Conrado hatten sich eingefunden und standen Seite an Seite, um die willkommene Abwechslung von der täglichen Routine zu genießen.

„Als ich ein kleiner Junge war“, erzählte Yago, „da kam bei uns im Ort die allererste Karavelle aus der Neuen Welt an, und ich habe einen der Indios gesehen, die mit an Bord waren.“

„Die Neue Welt hat mich nie interessiert“, entgegnete Conrado abweisend, „ich habe Mundus Novus gelesen, und das hat mich echt abgeschreckt. Splitternackt laufen sie da herum, mit durchlöchernten Nasen und Ohren. Pfui, das ist doch unappetitlich. Außerdem gibt's da weder Wein noch rheinischen Schweinebraten. Ha! Ich für meinen

Teil möchte viel lieber zurück nach Köln – oder aber nach London. Da war ich vor einigen Jahren im Stalhof bei den Tuchhändlern!“

Sein Blick schweifte sehnsüchtig in die Ferne.

„Ach, London, das ist wahrlich eine herrliche Stadt, und im Gegensatz zu diesem Kaff hier wird einem da auch was geboten! Der Stalhof...“

Abrupt hielt Conrado inne, legte den Kopf schief und schaute Yago mit zusammengezogenen Augenbrauen an.

„Moment mal“, raunte er, „der Stalhof, natürlich! Daher kenne ich dich. Du bist doch dieser miese kleine Dreckfeger, oder nicht? Der Typ, der da rumgeschnüffelt hat. Das ist ja unfassbar! Was machst denn ausgerechnet du hier, du Ratte? Schleichst dich einfach so bei uns ein! Das ist unerhört! Ich fasse es nicht.“

Yago zuckte zusammen, während ihm das Blut in den Adern gefror. Fieberhaft überlegte er, wie er reagieren sollte. Seine Befürchtung hatte sich bewahrheitet. Conrado hatte ihn wiedererkannt. Aber war das wirklich eine Gefahr?

„Don Conrado, dass muss eine Verwechslung sein“, log er, „Ich war noch niemals in London.“

„Wirklich nicht?“, fragte der junge Mann und begutachtete Yago von oben bis unten.

„Ich könnte schwören, dass du der Dreckfeger vom Stalhof in London bist“, insistierte er. „Genau die gleichen Locken und die gleichen dunklen Augen!“

„Nein“, entgegnete Yago bestimmt. „Ich bin Galicier und stamme aus einer ehrenwerten, hoch angesehenen Weinhändlerfamilie in Baiona. Ich habe noch nie einen Fuß auf den Boden Londons gesetzt. Ihr verwechselt mich. Ich bin doch kein Dreckfeger! Wie kommt Ihr nur auf solch abstruse Gedanken, Don Conrado!“

Verunsichert wich Conrado einen Schritt zurück.

„Der Dreckfeger im Stalhof war auch Spanier, und der konnte lesen und schreiben, und dann war er plötzlich verschwunden“, sagte er trotzig.

„Und?“, fragte Yago, „was hat das mit mir zu tun? Wie gesagt, ich kenne London nicht. Verzeiht nun, Don Conrado, aber ich gehe jetzt

besser wieder hoch ins Kontor und kümmere mich um die Arbeit, anstatt mir solch ungeheuerliche Unterstellungen anzuhören.“

„Erlaubt Ihr mir, mich zu Euch zu gesellen, Don Yago?“, fragte eine tiefe Frauenstimme hinter den beiden. Die Männer drehten sich um und schauten in das runde, freundliche Gesicht von Dolores. Sogar sie war hinunter zum Ufer gekommen, um das Schiff zu begrüßen, denn wie für ganz Tazacorte war die Ankunft dieser Karavelle auch für Dolores ein ganz besonderes Spektakel.

„Aber sicher, Dolores“, lächelte Yago, erfreut über die Gelegenheit, Conrado entrinnen und mit Dolores eine Zeitlang allein sein zu können. Höflich verabschiedeten sich die beiden von Conrado und wanderten gemeinsam den Hang hinauf zurück nach Tazacorte.

Stirnrunzelnd wandte sich Conrado wieder der Karavelle zu, doch sein Interesse war auf einmal vollkommen erloschen. Sein Misstrauen gegen Yago war größer denn je. Schon lange hatte er das Gefühl, dass sich hinter seinem Rücken ungute Dinge zusammenbrauten. Irgendwelche finsternen Mächte hatten sich gegen ihn verschworen.

„Verdammt!“, fluchte er und spuckte verächtlich auf den Boden. „Das geht doch schon seit London so, oder etwa nicht?“

Missmutig dachte er an die Dirne im Stalhof, durch die er so viel Ärger mit dem alten Paulsen bekommen hatte, und an den Tod des Hofwarts in Southwark, durch den sein angenehmes Leben in London abrupt beendet wurde – konnte es sein, dass dieser unheimliche Spanier etwas damit zu tun hatte? Und: Was bedeutete die eigentümliche Vertrautheit zwischen Yago und dieser Hexe Dolores? Hatten sie etwa irgendwelche Zaubereien gegen ihn angewandt? Und was hatte Yago mit Ariscaya zu tun? Es war doch offensichtlich, dass zwischen den beiden irgendetwas im Gange war! Überhaupt: Warum hatte Padre Sebastián diesen Mann, der so plötzlich aus dem Nichts aufgetaucht war, sofort bei sich aufgenommen? Er musste ihn doch schon vorher gekannt haben! Und warum hatte sein Onkel diesem Fremden Arbeit im Kontor gegeben, wodurch er Einblick in die Finanzen der Hacienda bekam? Das alles hatte doch etwas zu bedeuten! Und nun auch noch diese lausige Hochzeit, durch die seine baldige Rückkehr nach Köln vereitelt worden war.

Grimmig zog Conrado die Augenbrauen zusammen und beschloss, Yago und Dolores zu folgen.

„Der schleicht sich hier ein und zerstört mein Leben, aber das werde ich nicht zulassen! Und diesen Hexen und dem alten, klapprigen Pfaffen werde ich es auch noch zeigen“, zischte er zwischen den Zähnen hervor, während er dem Ufer den Rücken kehrte und sich mit finsternen Gedanken an den Aufstieg nach Tzacorte machte.

— 3 —

Den ersten Teil des Weges, der sehr steil war, stapften Dolores und Yago schweigsam nebeneinander her, wobei sich Yago dem gemächlichen Rhythmus von Dolores anpasste. Als der Weg etwas flacher wurde und die ersten Häuser von Tzacorte ins Blickfeld der beiden kamen, hielt Dolores inne und setzte sich auf einen Felsbrocken, um einen Moment zu verschnaufen. Dann schaute sie sich vorsichtig um und flüsterte in der Sprache der Auarita:

„Yago, du solltest ein Weilchen keine nächtlichen Ausflüge mehr zur Hacienda machen.“

„Warum nicht, Dolores?“, fragte Yago und setzte sich neben sie.

„Ich habe keine Kräuter mehr, mit denen du die Hunde einschläfern kannst, und ...“

Mitten im Satz hielt sie inne.

„Und?“, fragte Yago.

Als Antwort stieß Dolores einen leisen Pfiff aus und zeigte mit dem Kinn in Richtung eines Busches, in dem es auffällig raschelte. Yago folgte ihrem Blick und erkannte Conrado, der sich hinter dem Busch in Deckung brachte. Ein breites Grinsen huschte über Yagos Gesicht. Eine Stadtpflanze wie Conrado hatte natürlich nie gelernt, sich lautlos anzuschleichen, und die erfahrene Dolores hatte das sofort wahrgenommen.

Laut und deutlich fragte Yago:

„Dolores, geht es wieder oder sollen wir noch einen Moment verschnaufen?“

„Ja, es geht wieder“, antwortete Dolores und stöhnte theatralisch,

„ich bin eben auch nicht mehr die Jüngste.“

Schelmisch zwinkerte sie Yago zu, und beide setzten ihren Fußmarsch fort, ohne ein weiteres Wort zu wechseln. Als sie gerade den gepflasterten Platz vor der Kapelle betraten, sahen sie erstaunt, wie Ariscaya ihnen völlig außer Atem entgegenrannte.

„Dolores, schnell“, kreischte sie mit sich überschlagender Stimme, „das Kind!“

„Ariscaya?“, riefen beide wie aus einem Munde und blieben wie angewurzelt stehen.

„Das Kind, das Kind“, brachte Ariscaya atemlos hervor, und große Tränen kullerten aus ihren Augen.

„Was, Ariscaya? Was ist mit dem Kind?“, fragte Dolores beunruhigt.

„Es... hat geschlafen, und dann ist es ganz blau geworden, und es atmet nicht mehr. Frau de Monte Verde hat mich geschickt, Hilfe zu rufen. Im Haus ist nur sie allein, alle anderen sind doch unten am Meer, sogar die Mägde, und das Kind ist ganz blau...Dolores, du mußt sofort kommen!“

Energisch nickte Dolores, während sie Ariscaya resolut am Arm packte und über den Platz zum Pfarrhaus schleifte. Perplex folgte Yago den beiden Frauen. Am Haus angekommen, drückte Dolores die junge Frau in Yagos Arme und sagte:

„Geh‘ sofort mit ihr hoch zur Hacienda. Ich hole ein paar Kräuter und komme so schnell wie möglich nach. Das Ganze hört sich gar nicht gut an.“

Yago umschloss Ariscaya fest mit den Armen und streichelte sanft über ihren Kopf, während sie leise wimmerte:

„Das Kindchen...“

„Was machst du da mit der Hexe?“, keifte plötzlich eine zornige Stimme hinter ihnen.

Erschrocken drehten sich Yago und Ariscaya gleichzeitig um und blickten Conrado direkt in die Augen, der sich mit wutverzerrtem Gesicht vor den beiden aufgebaut hatte.

Voller Angst drückte Ariscaya ihren Körper eng an Yago, der sie nur noch fester umschloss als zuvor.

„He, lass sie los!“, brüllte Conrado und zerrte an Ariscayas Kleid.

„Sie gehört mir! Glaubst du, ich habe nicht gemerkt, dass du ein Auge auf sie geworfen hast, du Dreckskerl?“

„Was soll das, Conrado?“, blaffte Yago und versuchte, Ariscaya ins Pfarrhaus zu schieben.

„Ihr bleibt hier!“, brüllte Conrado.

Mit aller Macht zog er weiter an Ariscayas Kleid, dessen Nähte nachgaben und an der Seite aufrissen.

„Lass sie!“, rief Yago erbost, während er Conrado mit dem Arm von Ariscaya wegschob.

„Her mit ihr“, keifte Conrado und zerrte wie von Sinnen weiter an ihrem Kleid, bis es vollständig aufgerissen war und er die Fetzen in den Händen hielt.

„He, lass dass, du mieser Schuft! Niemals werde ich Ariscaya aufgeben! Sie ist meine Frau!“, schrie Yago, während er Ariscaya, die nun im Unterkleid dand und vor Angst heftig zitterte, weiter in Richtung Pfarrhaus schob.

Conrado warf den Stoff des zerrissenen Kleides auf den Boden, ergriff Ariscayas Arm und zog daran, so fest er konnte. Ein Knirschen verriet Yago, dass der wahnsinnig gewordene Kölner ihr gerade das Schultergelenk ausgekugelt hatte.

„Ay!“, schrie Ariscaya und verzog das Gesicht vor Schmerz, „lass mich los, du tust mir weh!“

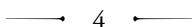
Zornig drehte sich Yago herum und verpasste Conrado aus der Drehung heraus einen kräftigen Kinnhaken. Ungläubig riss Conrado die Augen auf, japste nach Luft und fiel geradewegs nach hinten, wo er mit dem Schädel auf einen harten Pflasterstein krachte und reglos auf dem Rücken liegenblieb.

„Yago“, schrie Ariscaya panisch.

Im selben Moment trat Dolores aus der Tür heraus, schaute zuerst auf den am Boden liegenden Conrado, dann auf die entkleidete Ariscaya und zuletzt auf den erblassten Yago.

„Au weia“, sagte sie und biss sich auf die Unterlippe. Dann packte sie Ariscaya resolut an der Hand und zerrte sie den Hang hinauf zur Hacienda Monteverde. Sie warf einen schnellen Blick zurück auf Yago und sagte streng:

„Wir müssen sofort hoch zu Hacienda, das Kind retten. Und du Yago, schnapp den Kerl da und bring ihn rein in die Sakristei. Padre Sebastián ist drin und wird dir helfen, ihn zu versorgen.“



„Tja, da kann man nichts mehr machen“, seufzte Dolores traurig und streichelte zärtlich den kleinen, leblosen Körper, während Margarita de Monteverde wimmernd in sich zusammensackte und Ariscaya verzweifelt aufschluchzte. Sachte legte Dolores das Baby in die Krippe und deckte es zu.

„Ariscaya“, sagte sie, „helf mir, Doña Margarita in ihre Kammer zu bringen. Ich gebe ihr beruhigende Kräuter, damit sie sich etwas ausruhen kann.“

Ariscaya schniefte, wischte sich die Tränen aus den Augen und nickte. Als die beiden Frauen Doña Margarita versorgt hatten, standen sie im Hausflur und schauten sich ratlos an.

„Ariscaya“, sagte Dolores schließlich, „ich laufe am besten runter zum Padre und sag‘ ihm, dass er umgehend eine Trauerfeier vorbereiten soll. Außerdem muss ich schauen, was mit Conrado passiert ist. Und du, zieh dich erst mal ordentlich an und bleib bei Doña Margarita. Die Mägde und Don Jacome werden bestimmt bald kommen“, fuhr sie fort.

„Die werden mich umbringen“, schluchzte Ariscaya, „so wie sie meinen Bruder und meine ganze Familie umgebracht haben.“

Dolores strich Ariscaya tröstend über das Haar.

„Alles wird gut, meine Kleine“, sagte sie sanft.

Doch sie wusste selbst, dass die Karten nicht gut für Ariscaya standen.

„Weder für Ariscaya noch für Yago“, dachte sie seufzend und verließ das Haus.

Als sie den Kirchplatz erreichte, herrschte dort ein wildes Durcheinander. Matrosen, Mönche und Männer des Ortes schleppten Baumaterial auf den Platz, auf dem sich nach und nach ein ansehnlicher Stapel auftürmte. Prior Miguel de la Vega und die Zwillingsmönche

standen gerade bei Jacome de Monteverde, der offensichtlich noch nichts von der doppelten Tragödie in seiner Familie mitbekommen hatte. Tine und Anneke, die flämischen Mägde der Familie de Monteverde stapften lachend und laut redend mit den beiden älteren Brüdern des gerade verstorbenen Babys über den Platz, um zurück zur Hacienda zu gehen.

„Wie nahe doch Freud und Leid beieinander liegen“, dachte Dolores, während sie tief durchatmete und überlegte, was sie zuerst tun sollte: Conrado verarzten, Jacome informieren oder den Mägden Anweisungen geben?

„Ich muss zuerst nach Conrado schauen“, brummte sie düster, „das Kind kann ich nicht wieder lebendig machen.“

Eilig hastete sie hinüber ins Pfarrhaus, wo Padre Sebastián und Yago schon ungeduldig auf sie warteten.

„Schnell, Dolores, er blutet immer noch am Kopf“, sagte Padre Sebastián, während sie durch die Eingangstür huschte. „Er ist oben, in Yagos Kammer.“

„Oh je“, raunte Dolores und stapfte kopfschüttelnd die Stiege hinauf.

Oben in der Kammer lag Conrado mit geschlossenen Augen auf Yagos Schlaflager. Yago saß neben ihm, hielt seinen Kopf im Arm und drückte ein blutdurchtränktes Laken gegen seinen Schädel.

„Lebt er?“, fragte Dolores.

„Ja, aber er hat ein Loch im Kopf, und er rasselt und röchelt beim Atmen.“

„Drück das Laken weiter fest gegen die Wunde, ich mache erst mal einen blutstillenden Kräutersud.“

Kurz darauf hatte sie die Blutung gestillt und Conrados Kopf verbunden. Vorsichtig schloss sie die Tür und ging hinunter in die Küche, wo Yago und Padre Sebastián saßen und ungeduldig auf sie warten.

Mit einem Seufzer setzte sie sich an den Tisch und sagte:

„Tja, das sieht nicht gut aus“.

„Ja“, brummte Padre Sebastián, „das wird Konsequenzen haben.“

„Du meine Güte“, fuhr es Yago durch den Kopf, „warum hocke ich tatenlos hier herum? Das ist die Chance!“

Hastig stand er auf, wobei der dreibeinige Holzhocker, auf dem er gesessen hatte, mit einem Ruck umkippte.

Dolores und Padre Sebastián schauten fragend auf.

„Ich muss mal an die Luft“, murmelte Yago und verschwand, ohne sich umzudrehen.

Der Padre und Dolores wechselten einen kurzen, vielsagenden Blick, doch beide blieben schweigend sitzen.

In Windeseile verließ Yago das Haus und rannte über den Kirchplatz, der immer noch voller Menschen war. Ohne es zu merken, steuerte er direkt auf Jacome de Monteverde und Prior Miguel de la Vega zu.

„Yago“, poltere Jacome, „kommt mal her, wir haben das Schiffbau-recht erhalten, ist das nicht eine großartige Neuigkeit? Jetzt können wir richtig mit dem Handel loslegen!“

„Ähem, ja“, stammelte Yago, „ich bitte um Entschuldigung, aber ich muss ...“

Damit war er an den beiden Männern vorbeigeeilt und rannte den Hang hinauf zur Hacienda, so schnell er nur konnte.

„Was ist denn in den gefahren?“, wunderte sich Monteverde und kratzte sich am Hinterkopf.

„Sagt, Don Jacome, w...w...wer ist eigentlich dieser Yago?“, fragte Miguel de la Vega und bohrte seinen stechenden Blick in Monteverdes Augen. „Er kommt mir doch sehr eigenartig vor.“

„Ach, der ist eines Tages einfach hier aufgetaucht. Er hat auf einer Reise in die Neue Welt Schiffbruch erlitten und ist hier gestrandet. Er ist ein komischer Kauz, aber er kann sehr gut rechnen und hält mir meinen Laden prima zusammen.“

„Gestrandet?“, Miguel de la Vega runzelte die Stirn. „Was wisst Ihr sonst noch über ihn?“

„Fragt bitte den Padre, der weiß mehr über Yago. Mich interessiert nur, ob er seine Arbeit gut macht und uns Geld einbringt. Alles andere

ist mir gleichgültig.“

„Ist er denn ein guter Christ?“

„Ja, ja, ganz bestimmt“, wiegelte Jacome de Monteverde ab, dem das Gespräch zunehmend lästig wurde. Waren nicht alle gute Christen? Yago war doch unwichtig! Wichtig war das Schreiben der spanischen Krone, in dem ihm die Erlaubnis zum Bau eigener Schiffe erteilt wurde. Er räusperte sich und sagte höflich:

„Bitte verzeiht, werter Prior, und erlaubt, dass ich mich jetzt zurückziehe.“

Als Jacome gegangen war, dachte der Prior bei sich: „Diesen Yago Pérez muss ich mal genauer unter die Lupe nehmen.“

Wie genau, sollte sich einige Zeit später herausstellen.



Derweil hastete Yago so schnell er konnte hinauf zur Hacienda. Die Mägde Anneke und Trine hatten mit den beiden Kindern inzwischen schon einen beträchtlichen Teil des Weges zurückgelegt, und er musste unbedingt vor ihnen am Haus ankommen.

Fröhlich nickten sie Yago zu, als er an ihnen vorbeipreschte. Einer der beiden Jungs rief freudig:

„Don Yago, habt Ihr das große Schiff gesehen? Auf so einem sind wir mit unserer Mama hergekommen.“

Yago lächelte und sagte:

„Ich auch.“

Eilig schob er sich an der Gruppe vorbei und spurtete den Hang hinauf.

Völlig außer Atem klopfte Yago an die Haustür der Hacienda.

„Hallo“, rief er, „Ariscaya, mach auf, schnell!“

Schon nach einem kurzen Moment wurde die Tür einen Spalt geöffnet, und Margarita de Monteverde schaute vorsichtig hinaus. Ihre Augen waren vom Weinen rot und verquollen, und sie wirkte noch blasser und schwächer als sonst. Einen kurzen Moment hielt Yago inne und murmelte leise eine hilflose Beileidsbekundung. Dann schob er sie sachte, aber bestimmt beiseite, rannte durchs Haus hinüber in

den Anbau und rief:

„Ariscaya, wo bist du? Wir müssen sofort verschwinden.“

Doch Ariscaya war nicht da. Irritiert wandte sich Yago um und ging zurück in den Hausflur, wo Margarita de Monteverde erstaunt zurückgeblieben war.

„Wo ist Ariscaya?“, fragte er nervös.

„In der Küche.“

„Wo ist die?“

Verdutzt hob Margarita de Monteverde den Arm und zeigte in die andere Richtung.

„Da.“

Ohne weiter zu warten, rannte Yago in die angezeigte Richtung, riss die Tür auf und schaute hinein. Ariscaya stand vor dem Herd und schaute ihn mit großen, fragenden Augen an.

„Komm“, sagte er und ergriff ihre Hand, „wir müssen verschwinden.“

Damit zog er sie aus der Küche in den Flur, vorbei an der verblüfften Margarita de Monteverde und durch die Haustür hinaus, wo ihnen schon die beiden Mägde mit den Kindern entgegenkamen.

„Schnell“, sagte er, „da lang.“

Beide rannten um das Haus herum in den Garten, hinter dem ein schmaler Pfad in ein kleines Wäldchen führte, das der Abholzung für die Zuckerrohrplantagen bislang nicht zum Opfer gefallen war.

Dort angekommen, hielten sie kurz an, und Yago küsste Ariscaya leidenschaftlich.

„Wir sind frei, jetzt müssen wir nur schnell weg von hier, komm, weiter!“



„Was ist denn hier los?“, brummte Jacome de Monteverde und stieß verwundert die halb geöffnete Haustür auf. Schon bevor er das Haus betrat, hörte er das Jammern und Wehklagen der Frauen. Stirnrunzelnd folgte er den Stimmen, die aus der Kinderstube kamen. Wie angewurzelt blieb er an der Türschwelle stehen und starrte unglaublich

auf das Bild, das sich ihm bot: Zwischen den laut jammernden Mägden saß seine Frau zusammengesunken auf dem Boden und hielt das leblose Baby in den Armen. Die beiden kleinen Jungen saßen betreten daneben und wussten nicht, wo sie hinschauen sollten. Jacques Augen weiteten sich vor Schreck:

„Aber Margarita, was ist...?“

„Es ist gestorben“, schluchzte sie, während ihr Tränen über die Wangen liefen.

„Oh Gott, nein“, stöhne Jacques, „was ist passiert?“

Sachte ergriff er seine Frau und zog sie an sich. Zu den Mägden gewandt sagte er:

„Kümmert Euch um die Jungs, bringt uns etwas zu trinken und sagt dann sofort Padre Sebastián Bescheid.“

„Er weiß es schon“, flüsterte Margarita, „Dolores war da und hat versucht, das Kind zu retten. Der Padre wird sicher bald kommen.“

Als Margarita ihrem Mann erzählt hatte, was geschehen war, saßen beide lange still beieinander und hingen ihren Gedanken nach. Mechanisch streichelte er ihre Hand, die so kalt wie Eis gewesen war, nun aber langsam wieder wärmer wurde. Irgendwann erhob sich Jacques und verließ leise den Raum.

„Nun denn“, murmelte er, beugte sich über das Baby und betrachtete es eingehend.

„Nur gut, dass ich schon zwei Stammhalter habe“, dachte er seufzend. „Ein weiteres Kind wird Margarita wahrscheinlich nicht mehr zur Welt bringen, sie ist ja selbst so schwach.“

Plötzlich wurde die Haustür aufgerissen und eine der Mägde kam herein.

„Don Jacques“, sagte sie völlig außer Atem, „Ihr müsst sofort runter ins Pfarrhaus. Don Conrado ...“

Am Abend saß die Gemeinde von Tzacorte bei Kerzenschein in der Kapelle und murmelte leise den Rosenkranz. Conrado hatte man inzwischen in die Hacienda gebracht, wo Anneke und Trine rund um

die Uhr nach ihm schauten, und der Leichnam des kleinen Miguels lag aufgebahrt in der Kapelle.

„Gegrüßet seist du, Maria ...“, murmelte Jacome de Monteverde und schaute sich in der Kapelle um. Margarita kniete winzig und blass neben ihm auf der Bank in der ersten Reihe vor dem Altar und hielt einen Rosenkranz in den Händen, während sie stumm die Lippen zum Gebet bewegte.

„Wo ist eigentlich Yago?“ wunderte sich Jacome und überlegte, wie die Geschäfte nun weitergehen sollten.

„Ich brauche ihn gleich morgen nach der Beerdigung; er muss jetzt einiges von Conrado übernehmen. Und dann muss ich schnellstmöglich jemanden aus Köln holen lassen.“

Dass Yago Conrado niedergeschlagen hatte, wusste Jacome nicht. Padre Sebastián hatte ihm erzählt, Conrado sei gestolpert und hingefallen, und Yago habe ihn gefunden und in seine Kammer getragen.

„Das sieht diesem elenden Tölpel ähnlich“, dachte Jacome erbost, während er im Chor mit der Gemeinde das Vater Unser anstimmte, „der Kerl hat bestimmt wieder mal zu viel gesoffen, wie nach der Taufe, als ich ihn hackevoll vor dem Haus gefunden habe.“

Auch Miguel de la Vega schaute sich während des Rosenkranzes in der Gemeinde um. Viele Gesichter waren ihm nun schon bekannt, und er hatte sich auch schon fast alle wichtigen Namen einprägen können. Während er andächtig über die Gemeinde schaute, überlegte er, wie viele dieser Schäfchen wohl echte Altchristen waren und wie viele möglicherweise etwas aus ihrer Vergangenheit zu verbergen hatten.

„Wir müssen den Bau des Klosters schnell vorantreiben“, dachte er, „und dann mehr Mönche holen, damit wir in Zukunft alle hier genau unter die Lupe nehmen können. Diesen Yago Pérez knöpfe ich mir als ersten vor, aber wo ist der eigentlich?“

KAPITEL 17

Versteck

„Yago, was machen wir jetzt?“, fragte Ariscaya, während sie sich ausgiebig im dem frischen, klaren Wasser des Baches wusch. Sie konnte gar nicht genug davon haben, ihren Körper vom Dreck und den Demütigungen der Hacienda zu reinigen. Yago beobachtete sie lächelnd und sog jede Rundung ihres nackten Körpers in sich auf.

„Ich weiß es nicht“, antwortete er ehrlich, „in dieser Schlucht sind wir jedenfalls erst mal sicher. Ich war hier schon einmal, als ich auf der Suche nach dir war. Wenn man dem Flusslauf immer weiter folgt, kommt man hoch zum Gipfel, und von da aus kann man auf der anderen Seite runter nach ...“, Yago stockte.

„Nach Tagaragre, also nach Hause“, ergänzte Ariscaya, „Ja, ich weiß, wo wir sind, Yago. Wir nennen diese Gegend Aceró. Idafe ist nicht weit von hier.“

„Idafe“, sagte Yago nachdenklich, „ja, ich erinnere mich, die große Felsnadel, die göttliche Stütze zwischen Himmel und Erde.“

Ariscaya wusch derweil ihre Kleidung und legte sie zum Trocknen in die Sonne. Dann setzte sie sich neben Yago auf einen großen runden Stein und sagte:

„Immer, wenn wir ein Tier geschlachtet haben, haben wir Idafe die Innereien geopfert, um zu verhindern, dass die Felsnadel einstürzt und es zu einer großen Katastrophe kommt. Vielleicht ist sie eingestürzt,

und deswegen ist dieses ganze Unheil über unsere Insel gekommen.“

„Hm“, brummte Yago, „Idafe bringt uns jetzt auch nicht weiter. Wasser haben wir hier erst mal genug, aber was sollen wir essen? Ich habe einen Bärenhunger.“

„Ich such‘ uns was“, sagte Ariscaya und hüpfte davon. Yago schaute ihr einen Moment nach und fing dann an, sich selbst und seine Kleidung ausgiebig zu waschen.

Als Ariscaya wiederkam, hielt sie einen Büschel Farne und ein paar Zweige mit kleinen runden Früchten in den Händen.

„Davon werden wir erst mal satt“, sagte sie und begann, die Früchte zwischen zwei großen Steinen zu zermahlen. „Daraus machen wir Gofio. Und die Wurzeln hier kann man auch essen.“

Als sie gegessen hatten, fühlte sich Yago wieder kräftiger. Er zog Ariscaya fest an sich heran und küsste sie.

„Wie lange habe ich darauf gewartet, dich endlich wiederzuhaben“, flüsterte Ariscaya und strich Yago sanft über die Wange. Dann streckte sie sich ausgiebig und schaute Yago fragend an.

„Was machen wir jetzt? Gehen wir zurück nach Tagaragre? Ich möchte nach Hause.“

Nach Hause.

In Yagos Gedanken blitzte das Bild seiner Mutter auf, die in Baiona am Feuer stand und kochte, während der alte Moisés ihm und seiner kleinen Schwester Débora Geschichten erzählte. Yago schloss die Augen und schluckte heftig, um den Kloß in seinem Hals, der ihn plötzlich zu ersticken drohte, hinunterzuwürgen.

„Das kann ich verstehen, Ariscaya“, sagte er mit belegter Stimme, ich möchte auch nach Hause. Aber unser Zuhause gibt es nicht mehr“.

Er seufzte und schüttelte den Kopf, während Ariscaya Tränen in die Augen schossen.

„Schon lange nicht mehr“, ergänzte Yago und fügte aufmunternd hinzu:

„Zu Hause ist jetzt da, wo wir beide sind.“

Ariscaya zog eine Grimmasse und überlegte.

„Dann suchen wir uns jetzt erst mal eine sichere Unterkunft, wo wir uns die nächste Zeit gut verstecken können“, sagte sie, rieb sich die

Tränen aus den Augen, stand auf und stapfte resolut davon.

„Komm, Yago.“

— 2 —

„So schaffen wir das nicht“, brummte Yago und spuckte ein holziges Stück Farnwurzel aus, auf dem er schon eine Weile herumgekauht hatte. „Sie haben zwar so gut wie keine Chance, uns hier in dieser Höhle zu finden, aber wir werden nicht satt. Und wir können uns hier auch nicht ewig verstecken, wir müssen was machen.“

„Du hast recht“, entgegnete Ariscaya, „außerdem geht es auf Dauer nicht ohne Ziegen.“

„Dann müssen wir uns welche holen“, sagte Yago nachdenklich. „Am besten unsere eigenen.“

Sein Gesicht hellte sich auf und er lächelte Ariscaya an.

„Genau! Wir holen uns unsere Ziegen, und dann verstecken wir uns oben in den Bergen. Wenn genügend Zeit vergangen ist, wandern wir nach Santa Cruz und versuchen, auf ein Schiff in die Neue Welt zu gelangen.“

„Na ja, ich weiß nicht“, meinte Ariscaya skeptisch, „können wir nicht einfach irgendwo in Tagaragre leben, so wie früher? Also, fast wie früher, nur vorsichtiger, damit sie uns nicht finden, und eine Familie gründen? Ich habe Angst vor einer fremden Welt.“

„In Tagaragre haben sie sich vielleicht auch schon breit gemacht und ihre Plantagen aufgebaut. Auf Dauer sind wir hier auf der Insel nirgends sicher, Ariscaya. Was haben wir für eine Zukunft? Wir müssen immer Angst haben, entdeckt zu werden.“

Yago schüttelte den Kopf.

„Nein, das ist doch kein Leben! In der Neuen Welt aber, da brauchen wir keine Angst mehr zu haben, mein Liebchen, dort kennt uns niemand, und keiner wird uns verfolgen. Wir können ganz neu anfangen!“

Ariscaya kratzte sich nachdenklich am Kopf.

„Hm... Und wie wollen wir jetzt an die Ziegen rankommen?“

„Ganz einfach. Andere Häuser haben Wachhunde, nicht aber

Padre Sebastián. Wir warten, bis Neumond ist. Dann schleiche ich mich an und hole sie uns. Wir brauchen nur zwei, nicht alle. Eine junge Ziege und den Bock. Das geht ganz schnell. Du bleibst so lange hier und wartest auf mich.“

Ariscaya runzelte die Stirn.

„Nein, Yago“, sagte sie entschlossen, „wenn, dann machen wir das gemeinsam. Hast du vergessen, dass ich eine Auarita bin?“

Yago grinste breit und gab ihr einen neckischen Klaps auf den Hintern.

„Gut, dann machen wir es zusammen. Und Burrita holen wir uns auch noch. Sie hat mir Glück gebracht, also wird sie auch uns beiden Glück bringen.“

Doch diesmal sollte sich Yago gewaltig täuschen.

— 3 —

„Neumond, wie schön“, dachte Miguel de la Vega und streckte sich auf seinem Schlafager aus. Es war mitten in der Nacht, doch der Kirchenmann hatte noch kein Auge zugemacht. Die Vorfreude hatte ihn fest im Griff.

Es war jedes Mal das Gleiche: Schon einige Tage vor Neumond hatte er enorme Mühe, einzuschlafen, und die Gedanken ratterten unaufhörlich in seinem Kopf. Bislang hatte offensichtlich niemand etwas bemerkt. Das war gut so. Aber wie lange konnte er diese Treffen noch so fortführen? Der Neubau kam schnell voran, das Kloster würde wachsen, genauso wie der Ort Tzacorte, und somit würde es immer mehr Augen und Ohren geben, die auch in der schwärzesten aller Nächte etwas mitbekommen würden.

„Ich muss mir bald was Neues überlegen“, dachte er, während er sich ankleidete. Leise schlich er die Treppe hinunter in die Küche und von dort in den Garten, wo er mit dem Rücken an der Hauswand stehen blieb und die Ohren spitzte.

Kein Laut war zu hören, und der Garten lag in tiefster Dunkelheit. Am Himmel funkelten ein paar Sterne blass durch eine dichte Wolkendecke.

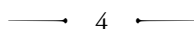
„Sehr gut“, dachte er, „das ist ideal heute.“

Vorsichtig und so lautlos wie möglich näherte er sich der Bank unter der Tamariske, auf der Padre Sebastián so gerne saß, die Bibel studierte oder seinen Gedanken nachhing.

„Pst“, zischte er, „Seid Ihr schon da?“

Hinter dem Stamm der Tamariske raschelte es, und die beiden Zwillingsmönche traten hervor. In der Ferne bellte ein Hund, und eine der Ziegen auf der anderen Seite des Gartens meckerte leise.

Miguel de la Vega hielt erneut inne und lauschte in alle Richtungen. Dann zog er die beiden Mönche zu sich heran und streifte ihnen erregt die Kutten ab. Langsam fuhr er ihnen mit beiden Händen über den Hintern und zwischen die Beine, während sein Herz immer schneller schlug.



„Bleib du hier auf dieser Seite der Mauer in Deckung“, flüsterte Yago, „ich hole die Ziegen und reiche sie dir rüber.“

„Geht's nicht schneller, wenn ich mitkomme und wir die Ziegen gleichzeitig schnappen?“

„Möglich, aber wenn was ist, dann kannst du von hier aus leichter verschwinden.“

„Ohne dich verschwinde ich nicht! Ich komme mit“, flüsterte Ariscaya bestimmt und huschte behände über das Steinmäuerchen, hinter dem sich der Garten erstreckte. Kopfschüttelnd folgte ihr Yago. Ariscaya konnte stur sein wie ein Esel. Eilig folgte er ihr auf die andere Seite und raunte:

„Schau du nach einer jungen, kräftigen Ziege, ich hole den Bock.“

Ariscaya nickte und hielt ihren Zeigefinger an den Mund. Ziegen sind auch in der Nacht sehr aufmerksame Tiere, daher mussten die beiden so lautlos wie möglich sein.

Vorsichtig pirschten sie sich an den Bereich des Gartens heran, wo die kleine Herde vor sich hindämmerte. Yago und Ariscaya hielten inne und beobachteten die Tiere. Die meisten standen eng beieinander, aber einige hatten sich etwas abgesondert und lagen wiederkäuend

auf der Erde. Ariscaya zeigte mit dem Finger auf eine kleine Ziege, die ganz in ihrer Nähe lag, und dann auf sich selbst. Yago nickte und schaute sich nach dem Ziegenbock um. Er stand mitten in der kleinen Herde und hatte den Kopf schon neugierig in Richtung der beiden nächtlichen Besucher gestreckt.

„Das wird nicht ganz einfach“, dachte Yago bei sich, während er Burrita suchte. Die hatte sich schon erhoben und stieß ein leises Meckern aus. Ziegen haben einen ausgeprägten Geruchssinn, und Burrita hatte Yagos Geruch sofort wahrgenommen. In der Herde machte sich Unruhe breit. Der Ziegenbock stand auf und scharrte mit den Klauen. Burrita meckerte erneut und lief geradewegs auf Yago zu.

„Was ist das?“, fragte einer der Zwillinge.

„Was denn?“, fragte der andere.

„Na die Geräusche da, von den Ziegen.“

„Keine Ahnung, wird schon nichts sein.“

„Und wenn uns jemand beobachtet?“

Hastig streiften die beiden jungen Männer ihre Kutten über und versteckten sich hinter der Tamariske. Miguel de la Vega hatte den Schauplatz des heimlichen Liebesspiels schon verlassen und war gerade im Haus verschwunden.

„Psst, sei leise, Burrita“, flüsterte Yago und hielt ihr die Schnauze zu. Das gefiel Burrita gar nicht, und erbost schlug sie mit den Hinterläufen aus. Die Herde wurde unruhiger, und immer mehr Tiere fingen an, laut zu meckern. Der Bock senkte den Kopf und stob geradewegs auf Yago zu. Ariscaya, die die kleine Ziege geschnappt hatte, schon wieder an der Mauer angekommen war und gerade mit ihr darüber klettern wollte, hielt erschrocken inne und ließ die Ziege los. Mit einem Satz stob das Tier davon und rannte zurück zur Herde.

„Weg hier“, rief Yago und rannte zur Mauer, wo Ariscaya wie angewurzelt stehen geblieben war. Mit großen erschrockenen Augen starrte sie hinüber zur Tamariske, von wo die beiden jungen Mönche mit Holzstöcken bewaffnet angerannt kamen.

„Stehenbleiben!“, rief einer und fuchtelte wild mit dem Stock in der Luft.

„Halt!“, rief der andere.

Mit einem großen Satz warfen sich die beiden Männer auf Yago, der nur zwei Schritte von Ariscaya weg war. Während er auf den Boden fiel, schrie er:

„Hau ab, Ariscaya, schnell!“.

Doch Ariscaya floh nicht.

KAPITEL 18

Domini Canes

Angekettet lagen beide in einem düsteren Verließ, irgendwo in einer unheimlichen dunklen Welt. Es war kühl und feucht, der Boden bestand aus festgetretenem Lehm und war mit Sägespänen gefüllt. Die Decke war gewölbt und schien aus Ziegelsteinen zu bestehen. Aus einem winzigen Schacht drang ein wenig Licht hinein, so dass sie gegenseitig ihre Umrisse und die schwere Holztür des Verließes erkennen konnten. Nachdem man sie gefangen hatte, waren sie auf Anweisung von Miguel de la Vega nach Santa Cruz gebracht und in diesen Kerker gesperrt worden. Voller Angst hatten sie gewartet, und die Tage, Stunden, Minuten und Sekunden waren wie im Schneckentempo verstrichen, während sie immer durstiger und hungriger wurden und die Feuchtigkeit in ihre Glieder kroch. Irgendwann ging die Tür auf, und Prior Miguel de la Vega erschien höchstpersönlich mit den beiden Zwillingsmönchen. Zuerst holten sie Yago und brachten ihn in einen anderen dunklen Raum, wo zwei weitere Männer saßen und warteten. Einer der Männer zog Yago aus und inspizierte ihn genau.

„Beschnitten“, sagte er zum Prior.

„Aha“, rief Miguel de la Vega, „hab ich's doch gewusst! Nun w...w... werden wir hier mal richtig Ordnung schaffen – und den christlichen Acker dieser Insel von Unkraut befreien. Die Reinheit des Blutes muss auch hier gewahrt werden. Hexen, Häretiker und marranos werde ich

nicht dulden!“

Marrano.

Seit seiner Kindheit hatte Yago diesen Begriff nicht mehr gehört. Es war, als sickerte der Schmerz der Vergangenheit aus seiner Seele heraus wie Eiter aus einem aufgeplatzten Geschwür.

„Wie vorgeschrieben, werden wir nun die Prozedur des heiligen Offiziums durchführen“, erläuterte Miguel de la Vega und bohrte seinen stechenden Blick in Yago. „Wir sind das Bollwerk der Kirche, der Pfeiler der Wahrheit, die Wächter des Glaubens. Wir verteidigen die Kirche gegen Ketzer!“

„Ich bin kein Ketzer“, widersprach Yago aufgebracht.

Miguel de la Vega beugte sich zu Yago vor, kniff die Augen zusammen, packte Yagos Gesicht und quetschte seine Wangen mit der Hand zusammen.

„Du bist ein mieser kleiner Converso, der sich hier eingeschlichen hat und versucht, sich wie ein Parasit bei der Familie de Monteverde und beim alten, tattrigen Padre Sebastián einzunisten. Hast du etwa gedacht, das merkt niemand? Ich habe dich durchschaut, genau wie Don Conrado dich durchschaut hat!“

Mit diesen Worten stieß er Yago auf eine Streckbank, und der Mann, der ihn vorher entkleidet hatte, bedeckte seine Schamteile mit einem Tuch. Dann nahm er einen Strick und schlang ihn um Yagos Arme und Beine. Als er fertig war, nickte er Miguel de la Vega und den Zwillingsmönchen zu.

„Escribano“, fragte der Prior, „seid Ihr so weit?“

Der andere der beiden Männer setzte sich an einen Tisch, nahm eine Feder zur Hand und nickte.

„Ja, wir können anfangen. Ich bin bereit, alles gewissenhaft zu notieren.“

„Gut“, sagte der Prior, „Henker, anfangen, drei Umdrehungen.“

Langsam drehte der Henker die Stricke immer fester.

„Oh Gott, hilf mir“, rief Yago unter Schmerzen.

„Gestehe“, sagte der Prior.

„Was soll ich denn gestehen?“, blaffte Yago, „Ich habe nichts getan.“

Miguel de la Vega wandte sich an den Henker: „Drei weitere.“

„Ay“, stöhnte Yago.

„Nun?“

„Ja, ich habe Conrado niedergeschlagen, aber das war Notwehr“, quetschte Yago zwischen den Zähnen hervor.

„So?“, fragte der Prior, „ich dachte, der ist ausgerutscht und hingefallen. Na, das wollen wir doch mal genauer wissen.“

Er wandte sich an den Henker: „Drei weitere.“

„Conrado hat mich angegriffen, und ich habe uns nur verteidigt. Er ist unglücklich hingefallen. Es war ein Unglück!“

„Aha, ein Unglück also. Na, das werden wir ja noch genauer erfahren. Das passt zu Leuten wie Dir! Nochmal eine Umdrehung!“

Yago schrie vor Schmerz laut auf.

„Ich weiß nicht, was ich noch gestehen soll. Ich habe doch gesagt, was ich getan habe. Was wollt Ihr denn noch von mir?“

„Gib es zu“, entgegnete der Prior, „du bist ein Ketzer.“

„Nein!“, rief Yago, „das bin ich nicht!“

„Ach ja, und warum bist du beschnitten? Warum magst du kein Schweinefleisch? Warum treibst du Unzucht mit Hexen?“

„Ich sage die Wahrheit“, entgegnete Yago.

„Drei Umdrehungen“, befahl der Prior.

Erneut schrie er vor Schmerz laut auf.

„Nun, gestehe!“, insistierte Miguel de la Vega.

„Ja, ich bin ein Converso, aus Galicien, aus Baiona. Ich bin Spanier. Ich bin kein Ketzer, ich bin Katholik“, brachte Yago mühsam hervor.

„Also ein Jude!“

„Nein, ich bin Katholik.“

„Noch mal drei Umdrehungen“, ordnete der Prior an. Immer tiefer gruben sich die Stricke in Yagos Fleisch, aus dem nun an allen Stellen Blut heraussickerte, und Yago verlor das Bewusstsein.

„Das reicht“, sagte de la Vega zufrieden. „Escribano, habt Ihr alles notiert? Gut. Losbinden, wir machen jetzt mit der Frau weiter.“

Die Zwillingsmönche brachten Yago zurück in den Kerker und holten Ariscaya. Yago wusste nicht, wie lange er vor sich hingedämert hatte, aber die Blutungen hatten aufgehört, als sie Ariscaya zurückbrachten. Die Zwillingsmönche öffneten die schwere Kerkertür,

schleiften Ariscaya hinein, ließen sie wie einen Kartoffelsack auf den harten Boden fallen und ketteten sie an der Wand gegenüber von Yago an. Dann stellten sie einen Krug Wasser auf den Fußboden und verließen wortlos den Kerker.

Vorsichtig zerrte Yago an seiner Kette und rutschte unter Schmerzen so weit zu ihr hinüber, wie er konnte.

„Ariscaya“, flüsterte er verzweifelt.

— 2 —

In den folgenden Wochen vegetierten die beiden im Kerker von Santa Cruz de la Palma dahin wie in einer Zwischenwelt. Wenn die Tür aufging, gab es nur zwei Möglichkeiten: sie bekamen zu Trinken und zu Essen – oder sie wurden zum Verhör geholt.

Während Yago gerade noch im Halbschlaf vor sich hindämmerte, war Ariscaya schon hellwach und spitzte die Ohren.

„Yago“, rief sie und starrte gebannt zur Tür, „was ist das für ein Geräusch?“

Stöhnend richtete sich Yago mit dem Oberkörper auf und lauschte in die Dunkelheit. Sein Mund war ausgetrocknet, und seine Zunge klebte zäh an seinem Gaumen. Er schluckte und räusperte sich, bevor er leise antwortete:

„Das sind Stimmen da draußen.“

Voller Angst weiteten sich Ariscayas Augen, und ihre Nasenlöcher bebten wie die Nüstern eines aufgescheuchten Pferdes.

„Sie werden uns doch nicht schon wieder holen ...“, ihre Stimme brach und sie schluchzte, „ich kann nicht mehr. Was habe ich denn getan?“

Erneut räusperte sich Yago, in dem verzweifelten Versuch, den trockenen Kloß in seinem Hals aufzulösen.

„Ich bin in deiner Nähe“, sagte er hilflos, zerrte an den Ketten, steckte seine Beine aus und rückte so nah hinüber zu Ariscaya wie möglich. Auch sie streckte ihre Beine zu ihm hinüber. So konnten sich ihre Zehen gerade berühren.

„Du bist unschuldig, mein Liebchen. Sie müssen dich frei lassen!“,

sagte er und versuchte, Ariscayas Fuß mit seinen Zehen zu streicheln. Sie streckte ihren Fuß so weit hinüber zu Yago, wie sie nur konnte.

„Und du, Yago, was ist mit dir? Werden sie dich töten?“

Resigniert zog Yago seinen Zeh zurück.

„Wahrscheinlich“, flüsterte er fast unhörbar.

„Dann will ich auch nicht mehr leben“, schluchzte Ariscaya. „Was ist das für eine grausame, erbarmungslose Welt, in die uns diese Bestien katapultiert haben? Warum sind sie auf unsere Insel gekommen und haben unser Leben zerstört? Alles war bestens hier. Uns ging es gut! Wir waren glücklich. Doch sie haben nichts als Tod und Elend über uns gebracht!“

Yago wusste nichts darauf zu erwidern. Ein bleiernes Schweigen legte sich schwer über die beiden, und die Feuchtigkeit des dunklen Verließes drang bis ins Mark ihrer Knochen. Der muffige Geruch der Feuchtigkeit mischte sich mit dem Gestank von Urin, Exkrementen und Blut. Ariscaya in solch einer erniedrigenden Lage zu sehen, war für Yago die schlimmste aller Strafen, und in einem Anfall rasender Ohnmacht begann er, wie ein wildes Tier an den Ketten zu rütteln.

„Verdammt“, brüllte er und rüttelte weiter, bis er schließlich kraftlos aufgab.

„Yago, bitte ...“, rief Ariscaya und streckte ihren Fuß erneut so weit hinüber zu Yago, wie sie konnte. Die Berührung beruhigte Yago, und beide lauschten wieder den Geräuschen jenseits der Tür, die nun deutlicher zu hören waren.

Quietschend wurde die Tür geöffnet, und das Licht einer Fackel drang in die Zelle.

„Da hinein“, fauchte eine Stimme, und eine Frau wurde schroff in die Zelle gestoßen.

„Und ihr da, hier habt Ihr Wasser.“

Ein spanischer Soldat stellte mitten in der Zelle einen Krug auf den Fußboden, drehte sich um und schloss die Tür ab, so schnell er konnte.

Gierig reckte sich Yago nach dem Wasser, ergriff den Krug und setzte an. Doch dann hielt er inne.

„Ariscaya, du zuerst“, sagte er und schob den Krug so weit hinüber

zu ihr, dass sie ihn mit den Füßen zu sich heranziehen und dann mit der Hand ergreifen konnte.

„Danke, Yago.“

Auch sie hatte schon viel zu lange nichts mehr zu trinken bekommen, und ihre Zunge klebte trocken an ihrem ausgedörrten Gaumen. Während sie trank, fragte eine tiefe, bekannt klingende Frauenstimme:

„Ariscaya? Yago?“

„Dolores?“, fragte Yago ungläubig, während Ariscaya sich verschluckte und heftig husten musste.

„Warte“, sagte Dolores und zog sich auf dem Boden liegend mit den Armen hinüber zu Ariscaya, nahm ihr den Wasserkrug ab und reichte ihn Yago.

Gierig trank auch er und gab in zurück an Dolores, die vorsichtig ein paar Schlucke nahm und dabei laut stöhnte.

„Was ist mit dir, Dolores?“, fragte Ariscaya ängstlich.

„Sie haben mir die Beine fast abgequetscht“, brachte Dolores zwischen den Zähnen hervor und drehte sich auf den Rücken, wo sie erschöpft liegen blieb.

„Wer?“, fragte Yago entsetzt.

„Der neue Prior und seine Leute“, antwortete sie.

„Miguel de la Vega? Aber um Gottes Willen, Dolores, warum?“, fragte Yago weiter.

„Sie haben mich der Hexerei bezichtigt. Ich soll für den Tod des kleinen Miguel verantwortlich sein, weil ich ihm angeblich teuflische Kräuter gegeben habe. Und Frau de Monteverde soll ich auch verhext haben. Seit das Kind tot ist, sagt sie kein Wort mehr.“

„Und Padre Sebastián hat das zugelassen?“

„Sie haben mich ganz früh am Morgen abgeholt, also die beiden ganz jungen Mönche, die Zwillinge, die de la Vega immer wie zwei Schatten folgen. Es waren auch Soldaten dabei ... und Padre Sebastián, nun... ich glaube, er hat es nicht sofort bemerkt, weil er noch in seiner Kammer geschlafen hat. Es ging alles so schnell. Ich wollte gerade Feuer machen und dann zu den Ziegen raus, um die Milch zu melken...“

„Wann war das?“, wollte Ariscaya wissen.

„Ich weiß nicht genau“, stöhnte Dolores. „Es ist vielleicht sieben oder acht Tage her, oder auch schon länger. Die Zeit verschwimmt, ich weiß nicht mal mehr, ob es Tag oder Nacht ist. Sie haben mich fast nackt ausgezogen und auf so ein Holzding gelegt, und dann ...“

Ihre Stimme brach und sie stöhnte laut.

„Aha, darum haben sie dich nicht angekettet, du kannst ja nicht mal mehr auf deinen Beinen stehen. Ach, diese gemeinen Hunde“, schimpfte Yago grimmig. „Domini Canes sagt man bei uns zu den Dominikanern, Hunde des Herrn, und es ist wahr, verdammt!“

„Warum, Yago?“, fragte Ariscaya.

„Weil sie Glaube und Frömmigkeit in Aberglauben und Scheinheiligkeit verkehren!“, schnaubte Yago.

„Wie kannst du so was sagen, Yago? Padre Sebastián ist doch auch ein Dominikaner!“, entgegnete Dolores. „Und der ist der beste und weiseste Mensch, der mir je begegnet ist. Aber jetzt zu euch beiden, seit sie euch gefangen genommen haben, konnte ich keine Nacht mehr schlafen. Ich bin so froh, dass ihr noch am Leben seid.“

„Wer weiß, wie lange noch“, brummte Yago, „Ketzerie, Häresie, Unzucht, Hexerei ... Ich habe keine Chance, denn sie haben gemerkt, dass ich beschnitten bin.“

„Was bedeutet das, Yago?“, fragte Dolores.

„Christen werden nicht beschnitten, das machen nur Juden und Moslems, und ich bin ein Converso, Dolores, weißt du, was das ist?“

„Ein Converso?“, wiederholte Dolores nachdenklich, „Ja, ich glaube, ich weiß es. Padre Sebastián hat es mir einmal erklärt.“

„Jetzt kann uns nur noch Abora helfen“, meinte Ariscaya.

„Abora?“, fragte Dolores resigniert. „Nein, ich glaube, dass der böse Iruene zurückgekehrt ist, denn wenn du sagst, dass die Dominikaner Hunde sind, Yago, dann kann es sein, dass Iruene sich ihrer bemächtigt hat, denn er verwandelt sich in einen zotteligen Hund mit großen, furchteinflößenden Zähnen.“

Sie wunderte sich, dass die alten Gottheiten der Auarita auf einmal wieder in ihr zum Leben erwachten.

„Iruene!“, rief Ariscaya aus und erschauerte. „Ja, der war schon mal bei uns, damals, als Yago zu uns kam. Aber wir haben ihn besiegt, also

jedenfalls dachten wir das alle. Yago hat in damals getötet. Was hat das Ganze nur zu bedeuten? Ist Iruene zurückgekommen, um sich an uns zu rächen?“

„Abora, Iruene, Idae, Gott, Teufel, Jahwe, Hexen, Dämonen... das ist doch alles Humbug!“, ärgerte sich Yago. „Jetzt kann uns niemand mehr helfen. Verdammt noch mal! Niemand! Wir sind im Kerker. Und da kommen wir nie wieder raus!“

— 3 —

Während im dunklen Kerker von Santa Cruz de la Palma eine bedrückende Stille einkehrte und die drei Gefangenen deprimiert ihren Gedanken nachhingen, saß Padre Sebastián im Garten auf seiner Steinbank unter der großen Tamariske und kraulte Burrita im Nacken. Die Bibel lag aufgeschlagen in seinem Schoß, doch er schaute traurig auf die kleine Ziege, die das Kraulen sichtlich genoss, ihren Kopf schief legte und ihn noch ein kleines bisschen mehr in seine Hand drückte.

„Tja, Burrita, was machen wir jetzt?“, fragte er ratlos.

Padre Sebastián war von den Ereignissen der vergangenen Wochen buchstäblich überrollt worden. Miguel de la Vega hatte seine schlimmsten Befürchtungen nicht nur erfüllt, sondern übertroffen. Der wunderbare Erzengel Michael, der Bezwinger Satans, schien ein grotesker Namenspatron für den neuen Prior zu sein, oder besser gesagt: Miguel de la Vega war offensichtlich besessen von dem Gedanken, genau wie der Erzengel ein Bezwinger des Satans zu sein. Nur, dass er die falschen Menschen der Teufelei verdächtigte.

„Er schießt weit über das Ziel hinaus, Burrita. Er hat alle drei nach Santa Cruz in den Kerker bringen lassen und stellt sie vor ein Inquisitionsgericht, das erste hier auf La Palma! Aber was hat das alles mit der Inquisition zu tun? Mit dem Heiligen Offizium? Ja, Burrita, es gibt viele Ungläubige, Ketzer oder Zweifler. Aber Reinheit des Blutes? Zählt nicht die Seele des Menschen mehr als die Herkunft des Blutes? Dolores hat mit Nichten reines Blut – und doch ist sie eine aufrichtigere Christin als so manche dieser ach so reinblütigen kastilischen Damen. Und Yago, Burrita, ja, er ist ein Converso, das habe ich schnell

bemerkt, aber ist er automatisch ein Ketzer, nur weil seine Familie jüdischer Herkunft ist? Weißt du, in Ávila und in Toledo habe ich viele Menschen kennengelernt, die jüdischer Herkunft waren, darunter sogar Kardinäle! Bei denen hat keiner über die Reinheit des Blutes fabuliert! Und was ist mit Ariscaya? Sie ist keine Christin, das stimmt. Aber woher hätte sie vom Segen der Kirche erfahren sollen? Sie war die ganze Zeit in der Hacienda eingesperrt und hatte keine Chance, die Heilige Messe zu besuchen und unseren Jesus Christus kennenzulernen. Für mich sind solche macht- und geldhungrigen Kaufleute wie Jacome de Monteverde ein Problem des wahren Glaubens, denn sie sind es, die unsere Traditionen verwässern, weil ihnen nur der Profit wichtig ist.“

„Guten Abend, Padre, darf ich mich zu Euch gesellen?“

Padre Sebastián hielt erstaunt in seinem Monolog inne und schaute auf.

Vor ihm stand Alonso de Lugo, der Statthalter und Eroberer der Insel La Palma, der in den Garten gekommen war, ohne dass ihn Padre Sebastián bemerkt hatte.

Bevor Padre Sebastián seinen alten Bekannten grüßen konnte, setzte sich Alonso de Lugo neben ihn auf die Steinbank, streckte seine Beine und sagte:

„Die Entwicklungen in Tzacorte sind bedenklich.“

Stumm nickte Padre Sebastián, kraulte Burrita weiter am Kopf und wartete ab.

„Padre, es muss gehandelt werden, und als Statthalter dieser Insel werde ich das auch tun. Ich habe diesem munteren Treiben hier lange genug tatenlos zugeschaut.“

„Worauf wollt Ihr hinaus?“, fragte Padre Sebastián tonlos.

„Padre, lasst uns ein paar Schritte durch den Garten gehen“, entgegnete de Lugo, erhob sich und machte eine einladende Geste.

Padre Sebastián schlug die Bibel zu und erhob sich mit einem leisen Stöhnen. Burrita gab er einen kleinen Klaps, und sie sprang laut meckernd davon. Ein Lächeln huschte über Padre Sebastián's Gesicht, bevor er wieder ernst wurde und sagte:

„Bitte, Don Alonso, gehen wir.“

Ein paar Schritte gingen sie schweigend nebeneinander her, Padre Sebastián in seiner typischen, leicht schräg nach vorne geneigten Art, Alonso de Lugo hingegen aufrecht und erhaben. Sie gingen an den Gemüsebeeten vorbei, die Dolores so hingebungsvoll gepflegt hatte, und kamen in den hinteren Bereich des Gartens, wo die Zwillinge-Mönche Yago und Ariscaya entdeckt und überwältigt hatten. Hier und da knabberte eine Ziege an Gräsern und Kräutern. De Lugo räusperte sich, schaute hinüber zum Neubau des Konvents und fragte:

„Wie kommen die Bauarbeiten voran?“

„Nun“, entgegnete Padre Sebastián, „Ihr seht ja selbst, die Männer sind überaus eifrig, der ganze Ort unterstützt die Mönche beim Bau, und unser Prior Miguel de la Vega treibt die Dinge ehrgeizig voran.“

„Ehrgeizig“, wiederholte de Lugo und nickte, „in der Tat.“

Der Ton in seiner Stimme ließ Padre Sebastián aufhorchen.

„Was kann ich für Euch tun, Don Alonso? Ihr habt die beschwerliche Reise nach Tzacorté doch bestimmt nicht unternommen, um mit mir über das neue Dominikanerkloster zu reden?“

De Lugo blieb stehen, schaute sich um und trat dann ganz nahe an den Padre heran.

„Padre, wir kennen uns nun schon ein halbes Leben. Und wir beide kennen diese Insel seit der Conquista, unserer Eroberung für die spanische Krone.“

„Und für die katholische Kirche“, ergänzte der Padre.

„Ja, und für die katholische Kirche. Aber es geschehen ungute Dinge hier in Tzacorté.“

„In der Tat“, entgegnete Padre Sebastián vorsichtig, „gleich zwei schwere Schicksalsschläge in einer Familie, und das am selben Tag und fast zur selben Stunde, das ist ungut.“

„Nein, das meine ich nicht, Padre.“

„Was dann?“

„Nun, Padre, der Tod eines weiteren männlichen Nachkommens sowie der tragische Unfall Don Conrados sind zwar für die Familie de Monteverde herbe Schläge.“

Er machte eine theatralische Pause, schaute Padre Sebastián direkt in die Augen und fuhr fort:

„Nicht aber für uns.“

Padre Sebastián zog die Augenbrauen hoch.

„Inwiefern, Don Alonso?“

„Jacome de Monteverde ist hier zu mächtig geworden. Er ist kein Spanier, er ist ein Fremder, aus Köln. Er hat kein spanisches Blut in den Adern. Er achtet weder die spanische Krone noch unsere katholischen Traditionen. Er hätte durch die Heirat seines Neffen noch mehr Macht an sich reißen können. Dank sei Gott, dass es nicht so gekommen ist. Der Cabildo, der Rat der Insel La Palma, ist ganz meiner Meinung: Wir müssen die Macht dieser Familie beschneiden, Padre.“

„Schon wieder diese Sache mit dem Blut“, dachte Padre Sebastián, „wenn auch aus einem ganz anderen Blickwinkel.“

Er nickte langsam und fragte:

„Sieht das Cristóbal Lebrón genauso?“

„Ach, Lebrón, der hat sich den Monteverdes angebiedert, weil er sich davon persönliche Vorteile versprochen hat. Nachdem Don Conrado nun aber aus dem Rennen ist...“

„Ist er das denn?“, unterbrach ihn Padre Sebastián, „ich habe gehört, er sei auf gutem Wege der Genesung.“

De Lugo lachte auf.

„Ja, so kann man es auch nennen...“, sagte er gedehnt. „Jedenfalls kann er wieder selbst essen und sitzen und sich ein wenig bewegen. Aber ein vernünftiges Wort hat er bislang noch nicht von sich gegeben. Er sabbert wie ein kleines Kind.“

„Wart Ihr etwa in der Hacienda?“

„Ja, ich bin mit dem Medicus aus Santa Cruz angereist. Er ist gerade oben in der Hacienda und untersucht Conrado. Jacome de Monteverde hat mich in einem Schreiben persönlich um Unterstützung gebeten. Die konnte ich als fürsorglicher Statthalter dieser Insel natürlich nicht ausschlagen.“

„Aha“, sagte Padre Sebastián und zwinkerte mit dem Auge, „so altruistisch kenne ich Euch ja gar nicht, mein werter Freund.“

„Wie gut Ihr mich doch kennt, Padre“, grinste de Lugo, ging ein paar Schritte weiter und zeigte mit der Hand auf die Landschaft, die sich jenseits von Tzacorte zum Meer herunter erstreckte.

„Da drüben, Padre, da ist das Land von Antón Sánchez.“

„Das ist mir bekannt.“

„Schon bald werden da noch mehr Weinreben stehen“, sagte de Lugo.

„Ja, auch das ist mir bekannt. Worauf wollt ihr hinaus, Don Alonso?“

„Das Land wäre fast der Familie de Monteverde in die Hände gefallen, aber nun bleibt es in spanischer Hand.“

„Fast?“

Triumphierend wandte sich de Lugo um und sagte mit Genugtuung:

„Ich habe höchstpersönlich dafür gesorgt, dass unser Freund Cristóbal Lebrón die kleine Pilar, die jüngere Tochter von Antón Sánchez, ehelicht. Bis sich Conrado endgültig erholt hat, haben wir Fakten geschaffen. Die Wasserrechte bleiben bei uns Spaniern und Lebrón hat alle Gründe, Monteverde nicht noch mächtiger werden zu lassen und endlich wieder unsere ureigenen spanischen Interessen zu verfolgen.“

„Gardez“, sagte Padre Sebastián anerkennend, „ein gelungener Schachzug! Ist das schon offiziell bekannt? Ich jedenfalls habe noch nichts davon gehört. Jacome de Monteverde wird schäumen vor Wut.“

„Die Eheschließung wird offiziell bekannt gegeben, sobald Lebrón aus Teneriffa eingetroffen ist. Ich möchte, dass Ihr die Trauung durchführt.“

„Bedaure, das wird nicht möglich sein. Dafür ist jetzt Miguel de la Vega zuständig, Don Alonso. Ich bin nur noch ein alter Mönch, der darauf wartet, ins Kloster nach Ávila zurückzukehren.“

„Oh doch, das wird möglich sein“, widersprach de Lugo bestimmt und lächelte den Padre an. „Miguel de la Vega ist derzeit in Santa Cruz sehr beschäftigt und nicht abkömmlich. Er möchte ein Autodafé vorbereiten.“

Padre Sebastián's Augen weiteten sich vor Schreck.

„Ein Autodafé? In Santa Cruz? Doch nicht etwa...?“

Ihm versagte die Stimme, und er musste tief Luft holen, bevor er weiterreden konnte.

„Don Alonso, ich muss sofort nach Santa Cruz!“

„Aber warum denn?“, entgegnete de Lugo erstaunt. „Wollt Ihr mal wieder was erleben?“

Padre Sebastián schüttelte heftig mit dem Kopf.

„Nein, nein, ich muss bei Miguel de la Vega intervenieren. Die drei sind unschuldig.“

„Unschuldig? Aber Padre, seit wann stellt Ihr Euch gegen Euren eigenen Orden?“

KAPITEL 19

Santa Cruz

Erschöpft stieg Padre Sebastián vom Pferd und streckte sich, während ein Knecht das dampfende Tier in Empfang nahm und wegführte.

„Nun, Padre“, grinste de Lugo, der neben ihm salopp vom Pferd sprang und dem Knecht die Zügel zuwarf, gerade so, als ob er noch ein Jüngling wäre.

„Ihr seid das Reisen wohl nicht mehr gewöhnt, mein alter Freund.“

„Wie wahr, wie wahr“, stöhnte der Padre und rieb sich den Hintern, „Ich war noch nie ein guter Reiter, und diese gebirgige Insel ist wahrhaftig eine Herausforderung, wenn man, so wie ich, aus der flachen Meseta von Ávila kommt.“

„Ja, ein Zuckerschlecken ist dieses Gelände hier wahrlich nicht. Kommt erst mal ins Haus, Padre, und ruht Euch aus“, entgegnete de Lugo.

Die Reise nach Santa Cruz war für Padre Sebastián überaus anstrengend gewesen. All die Jahre war ihm nicht bewusst gewesen, wie schroff und steil die Insel tatsächlich war, denn seine wenigen Reisen von Tazacorte nach Santa Cruz und zurück waren in den vergangenen Jahren immer mit einem Schiff erfolgt. Fasziniert hatte er beim Aufstieg von Tazacorte beobachtet, wie sich die Vegetation mit der Höhe ständig änderte, und als sie oben auf dem Gebirgskamm angekommen

waren, von wo sie den Abstieg auf die Ostseite der Insel begonnen hatten, waren sie unversehens in einen dichten Nebel geraten, der ihn schwindlig werden ließ.

Nun aber waren sie angekommen, und Padre Sebastián betrachtete voller Bewunderung, was aus dem ehemaligen Apurón, der winzigen Siedlung, die Alonso de Lugo damals direkt nach der Eroberung der Insel gegründet hatte, geworden war.

„Ich muss schon sagen, Santa Cruz de la Palma hat sich entwickelt“, sagte er anerkennend.“

De Lugo nickte zufrieden.

„Ja, vor allem das Kloster San Francisco ist schön geworden, nicht wahr?“

„Tja“, murmelte Padre Sebastián nachdenklich, „vielleicht sollte ich den Orden wechseln... die Franziskaner sind nicht so verrückt nach der Reinheit des Blutes wie die Dominikaner.“

„Was ist denn an der Reinheit des Blutes auszusetzen?“, fragte Alonso de Lugo erstaunt.

„Ach nichts, Padre, ich fäsele Unsinn. Lasst uns hineingehen. Ich bin ein alter Mann und muss mich nun erst einmal ausruhen.“

— 2 —

„Donner und Doria!“, brüllte Jacome de Monteverde in seinem Kontor in Tzacorte und schlug wütend mit der Faust auf den Tisch, „Das darf doch nicht wahr sein!“

Gerade eben hatte Antón Sánchez das Kontor verlassen, nachdem er Jacome kurz und knapp von der bevorstehenden Vermählung seiner Tochter Pilar mit Cristóbal Lebrón in Kenntnis gesetzt hatte.

Grimmig verzog Jacome das Gesicht.

Auch das noch!

Wie konnte dieser hinterhältige Lebrón ihm so in den Rücken fallen und selbst in die Familie Pérez einheiraten? Da steckte doch bestimmt dieser herrschsüchtige de Lugo dahinter! Und das ausgerechnet jetzt, da er endlich das Schiffsbaurecht erhalten hatte und kurz davorstand, richtig gut ins Geschäft einzusteigen!

„So geht das nicht weiter“, dachte er grimmig, „ich muss mit Lebrón reden, oder am besten gleich mit de Lugo! Der blasierte Wichtigtuer ruiniert mich und gefährdet unsere gesamten Investitionen! Wie ärgerlich, dass sich der schusselige Conrado immer noch nicht erholt hat. Und meine beiden Jungs sind viel zu jung, um sie zu verheiraten.“

Verbissen zog er das in dunkelbraunes Leder eingebundene, dicke Buch heran, in dem Yago die Zahlen der Zuckerrohrernte bis zu seinem Verschwinden fein säuberlich notiert hatte, und blätterte darin herum.

„Und dieser schwarze Teufel Yago hat sich hier auch nur eingeschlichen, um sich das Auarita-Mädchen zu schnappen, ist das denn zu fassen?“, brummte Jacome und schüttelte missmutig den Kopf, „Gut, dass sie die beiden eingefangen haben und bestrafen werden. Aber wer macht mir jetzt die Buchhaltung?“

Nachdenklich schloss er das Buch und schaute durch das Fenster, von wo er auf die inzwischen abgeernteten Zuckerrohrfelder blickte. Die Ernte war gut gewesen. Alles hatte so verheißungsvoll begonnen.

Und nun?

Jacome de Monteverde seufzte, erhob sich und trat ans Fenster. Draußen fing es an, heftig zu regnen.

„Auch das noch“, grollte Jacome und runzelte die Stirn.

Bei schönem Wetter konnte man im Hintergrund den azurblauen Atlantik sehen, aber nun war alles wolkenverhangen und so grau und trist wie ein Novembertag in seiner Heimatstadt Köln.

Mit welchem Enthusiasmus war er doch damals nach La Palma gekommen! Das Entdeckungsfieber hatte in jenen Jahren ganz Europa erfasst. Die Mär von unermesslichen Reichtümern lockte die Menschen in immer weitere Ferne, und die Hacienda von Tazacorte war ihm damals wie eine Verheißung erschienen, zumal der Preis lächerlich günstig schien. Es war ein Aufbruch in ein neues Zeitalter, ohne die Zwänge und Rituale der Hanse, eine Möglichkeit, nach Herzenslust Geschäfte machen zu können, ohne Rücksicht auf althergebrachte Normen und Regeln nehmen zu müssen.

Wie sehr hatte er sich doch in diesen eigensinnigen Spaniern getäuscht! Verärgert schaute er auf den niederprasselnden Regen und

dachte über seine Handlungsoptionen nach.

„Ich muss trotz des Regens so schnell wie möglich nach Santa Cruz, und wenn ich mir dabei sämtliche Knochen aufweiche, zum Teufel noch mal“, dachte er grimmig.

Beherzt öffnete er die Tür, spuckte aus und stapfte entschlossen zur Hacienda.

Zwei Stunden später saß er auf seinem Pferd und trottete zusammen mit zwei Knechten auf zwei Eseln den Pfad hinauf in Richtung Santa Cruz.

— 3 —

In Santa Cruz betrachtete Padre Sebastián interessiert den dunklen, eisernen Ring, der an der Hauptpforte des Klosters San Francisco befestigt war.

„Erstklassige Schmiedearbeit“, dachte er, „kommt bestimmt nicht von hier. So was macht man im Norden Spaniens bei Salamanca.“

Resolut ergriff er den Ring und klopfte mehrmals energisch an die Tür. Nach einem kurzen Moment öffnete ein junger Novize in der typischen braunen Kutte des Franziskanerordens die schwere Holztür und schaute neugierig heraus.

„Ja, bitte?“

„Ich bin Padre Sebastián, der alte Abt vom Konvent San Miguel in Tazacorte. Ich möchte den Abt dieses Klosters sprechen, und Prior Miguel de la Vega, der sich meines Wissens derzeit hier aufhält.“

„Padre Sebastián aus Tazacorte?“, fragte der Mönch und öffnete die Pforte etwas weiter, „der Padre Sebastián, der mit Alonso de Lugo die Insel La Palma erobert hat?“

„Na ja, erobert...“, sagte Padre Sebastián und errötete leicht, „aber ja, der Padre Sebastián.“

Eifrig öffnete der Mönch die Pforte, kniete nieder, nahm Padre Sebastíans Hand und küsste sie.

„Es ist mir eine Ehre, Euch persönlich kennenlernen zu dürfen“, sagte der Mönch. „Ich bin Bruder Ricardo.“

„Bin ich denn so berühmt?“, wunderte sich Padre Sebastián.

„Ja sicher“, lächelte der Mönch, „so tretet doch ein, Padre. Bitte hier entlang.“

Wortlos folgte Padre Sebastián Bruder Ricardo, der ihn direkt ins Refektorium führte, in dem sich zu dieser Tageszeit niemand aufhielt.

„Padre, Eure Bekehrung der Auarita ist Legende. Ein heidnisches Volk, dass durch Eure Taten in kürzester Zeit zu gläubigen Christen wurde, das ist großartig. Darf ich Euch eine Erfrischung anbieten, bevor ich den Prior hole?“

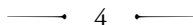
„Ja, einen Schluck Wasser hätte ich gerne“, entgegnete Padre Sebastián und setzte sich auf einen Hocker, „sehr freundlich.“

Während Padre Sebastián sich im Refektorium umschaute und an seinem Wasser nippte, huschte der Novize aus dem Raum und schloss leise die Tür hinter sich.

„Ein bescheidenes Kloster“, dachte Padre Sebastián, „Ich bin mal gespannt, wie der Altar in der Kirche aussieht. Ob es hier auch solch eine schöne Madonna gibt wie bei uns?“

Die Tür wurde wieder aufgerissen und der Novize trat ein.

„Padre“, sagte er, „der Abt ist gerade unabkömmlich und kommt später, aber Prior de la Vega empfängt Euch. Bitte folgt mir.“



„Was macht denn der hier?“, fragte sich Miguel de la Vega, während er Padre Sebastián höflich begrüßte.

„Ich grüße Euch, Don Miguel“, sagte Padre Sebastián mit ruhiger Stimme, „Ihr wundert Euch sicherlich, dass ich in meinem Alter die beschwerliche Reise nach Santa Cruz angetreten habe. Aber ich habe einen triftigen Grund.“

„Aha, und der w...w...wäre?“, fragte Miguel de la Vega skeptisch.

„Die Gefangenen sind unschuldig. Ein Autodafé ist unangemessen.“

„So? Unschuldig? Unangemessen? Das sehe ich aber anders. Alle drei haben gestanden. Die Weiber sind böse, verruchte und wollüstige Hexen, und dieser Yago ist ein judaisierender Converso, der sich der Unzucht schuldig gemacht und zudem Conrado de Monteverde

niedergeschlagen hat.“

Miguel de la Vega zog die Augenbrauen zusammen und sah Padre Sebastián mit seinem durchdringenden, stechenden Blick an.

„So, hat er das?“, entgegnete Padre Sebastián mit eiskalter Stimme und funkelte mit bösen Augen zurück.

„Gibt es dafür Zeugen?“, erkundigte er sich.

„Er hat es selbst gestanden!“, entgegnete Miguel de la Vega knapp.

„Ich kann bezeugen, dass es nicht so war!“

„Wie bitte? Ihr wart doch gar nicht dabei!“

„Oh doch!“

„Ihr lügt.“

Padre Sebastián hielt einen Moment inne, atmete tief durch, schüttelte den Kopf und sagte dann leise:

„Don Miguel, bitte haltet inne in Eurem Eifer und hört mir zu! Ich bin ein alter Priester und habe nicht mehr viel zu verlieren. Ihr hingegen...“

Miguel de la Vega stutzte und runzelte die Stirn.

„W...w...was meint Ihr?“

„Nun ja, Ihr habt etwas Gewichtiges zu verbergen, ist es nicht so?“

„Ich v...v... verstehe nicht“, stotterte Miguel de la Vega und wirkte auf einmal sehr unruhig.

Padre Sebastián faltete langsam die Hände und legte den Kopf zur Seite.

„Wirklich nicht?“

„N...n...nein!“

Padre Sebastián trat nahe an Miguel de la Vega heran und flüsterte in sein Ohr:

„Nun denn... ich denke da an Eure ausnehmend freundschaftliche Beziehung zu den netten jungen Zwillingenovizen.“

Während Miguel de la Vega leichenblass wurde und erstarrte, machte Padre Sebastián eine lange Pause und fuhr dann mit ruhiger Stimme fort:

„Ich bin übrigens nicht der Einzige, der das weiß. Und ich kann dafür sorgen, dass sich diese Information wie ein Lauffeuer verbreitet.“

Zufrieden nahm er wahr, wie Miguel de la Vega vollkommen

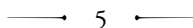
überrumpelt dastand. Er konnte förmlich sehen, wie sich die Gedanken in dessen Kopf überschlugen.

Wie zum Teufel hatte der Padre das bemerkt? Er, Miguel de la Vega, hatte doch immer so gut aufgepasst. Selbst im engen Kloster in Spanien hatte nie jemand etwas bemerkt. Aber andererseits war das auch nicht so ungewöhnlich, denn dort hatten die Mönche kaum Kontakt zur Außenwelt, und enge, mehr als freundschaftliche Beziehungen zwischen den Mönchen waren an der Tagesordnung gewesen. Wer in Tazacorte oder gar in Santa Cruz wusste noch Bescheid? Bluffte der Padre nur oder hatten auch andere ihn bei seinen nächtlichen Eskapaden beobachtet?

Irritiert fuhr er sich mit dem Handrücken über die Augen.

„W...w...was wollt Ihr, Padre?“, stotterte er unsicher.

„Ein Geschäft.“



„Was macht denn der hier?“, fragte sich Alonso de Lugo, während er Jacome de Monteverde höflich begrüßte.

„Kommt herein in mein bescheidenes Kontor, Don Jacome“, sagte er scheinheilig, „welches Anliegen führt Euch zu mir?“

„Don Alonso“, polterte Jacome de Monteverde ohne Umschweife, „Ich komme gleich zur Sache: Ich verlange eine Erklärung! Und ich verlange, dass Lebrón diese Hochzeit absagt, und zwar sofort!“

De Lugo grinste und entgegnete süffisant:

„Da müsst ihr schon selbst mit Lebrón reden, das ist nicht meine Angelegenheit.“

„Aber das habt Ihr doch eingefädelt, um mir zu schaden!“, schimpfte Jacome erregt, holte tief Luft und fuhr fort:

„Don Alonso, ich denke, wir sollten jetzt einmal wie Geschäftsmänner miteinander reden, und nicht wie Konkurrenten. Wir alle haben doch Interesse daran, Gewinn aus unserer Insel zu ziehen, oder etwa nicht?“

„Unsere Insel?“, fragte de Lugo und lachte höhnisch auf, „Habe ich das gerade richtig gehört, Don Jacome? Unsere Insel?“

Er rümpfte die Nase und schüttelte den Kopf. Dann trat er ganz nahe an Jacome de Monteverde heran und sagte mit eiskalter Stimme:

„Diese Insel, guter Mann, ist meine Insel! Ich habe sie erobert, ich bin hier der Statthalter, und ich bestimme, was hier geschieht!“

„Das sehe ich anders“, entgegnete de Monteverde aufgebracht, „Wir Kaufleute haben sehr viel Geld in diese verdammte Insel investiert, und wir wollen einen Gewinn sehen. Glaubt Ihr etwa, dass wir das alles nur für Eure bescheuerte spanische Krone mit ihren pharisäischen Vasallen machen? Habt Ihr jemals verstanden, welch mächtige Geschäftsleute wir von der Hanse sind, Ihr primitiven Maurenfänger? Das darf doch wohl nicht wahr sein!“

Zornig warf er sich mit seinem gesamten Gewicht auf de Lugo und verpasste ihm mehrere Schläge ins Gesicht. Die beiden Männer fielen zu Boden, wo sie erbittert miteinander rangen.

„Sofort aufhören“, brüllte auf einmal eine Stimme hinter ihnen.

Verdutzt hielten die beiden Männer inne und schauten ungläubig in das Gesicht von Padre Sebastián. Während de Lugo hurtig auf die Beine kam und sich vorsichtig den Kiefer einrenkte, der einen heftigen Kinnhaken abbekommen hatte, blieb der behäbige Kölner schwer atmend am Boden liegen.

Ohne zu zögern, stürmte de Lugo an Padre Sebastián vorbei durch die Tür und brüllte:

„Wachen! Sofort kommen! In den Kerker mit ihm!“

— 6 —

„Du da, rauskommen“, rief einer der Zwillingenmönche und zeigte mit dem Finger auf Dolores, „auf geht’s“.

Dolores stöhnte und setzte sich mühsam auf.

„Nein“, hauchte sie schwach, „ich schaff’ das nicht mehr. Was wollt Ihr denn noch?“

Ohne auf Dolores zu hören, trat der Mönch beiseite, und zwei Soldaten betraten den Kerker, ergriffen Dolores und schleiften sie hinaus.

Die Tür fiel zu, und Ariscaya und Yago waren allein.

„Was hat das zu bedeuten?“, fragte Ariscaya voller Angst.

„Wahrscheinlich ein neues Verhör“, entgegnete Yago stumpf. „sie verhören uns immer wieder, nur die Abstände werden größer. Ich weiß gar nicht, wie lange wir schon hier sind und was wir eigentlich noch gestehen sollen. Wir haben doch schon alles mögliche gestanden. Warum fällen sie kein Urteil? Warum sind wir überhaupt noch am Leben?“

„Wenn sie uns nur endlich wieder Wasser bringen würden, ich habe so Durst, Yago. Oder meinst du, sie wollen uns verdursten lassen?“

Yago setzte sich auf, dachte angestrengt nach und entgegnete:

„Nein, das werden sie nicht tun. Es geht ihnen nicht darum, uns zu quälen. Nein, ihr Ziel ist klar: Sie wollen ein Exempel statuieren, so wie sie es immer gemacht haben, genau wie früher in meiner Kindheit. Sie sind fest davon überzeugt, dass sie das einzig Richtige tun. Sie wollen unser Schuldbekenntnis, um uns öffentlich zu bestrafen. Ich glaube, dass sie uns in einem Autodafé verbrennen werden.“

„Verbrennen?“, Ariscaya riss die Augen auf, „aber das ist doch Quälerei, Yago, wie kannst du da behaupten, es geht ihnen nicht darum, uns zu quälen? Anderen absichtlich Schmerzen zuzufügen, ist immer Quälerei, nichts anderes!“

„Tja“, meine Yago nachdenklich, „sie sehen das anders. Die Folter nennen sie peinliche Befragung, und das ist ihrer Meinung nach keine Quälerei, sondern die Suche nach der Wahrheit, und sie glauben fest daran, dass es ein Akt des Glaubens ist, jemanden zu verbrennen, also eine Art Erlösung. Darum nennen sie es Autodafé. Vielleicht haben sie deswegen damals auch deinen kleinen Neffen verbrannt, als sie euch überfallen haben. Also sozusagen, um seine kleine Seele zu erlösen.“

Ariscaya schüttelte vehement den Kopf und lachte höhnisch auf.

„Nein“, rief sie mit zitternder Stimme, „so ein Unsinn! Weißt du, warum sie das gemacht haben?“

„Warum?“

„Das haben sie gemacht, um unseren Widerstand zu brechen. Tazagiza hatte einen von ihnen gefangen genommen, und da haben sie das Baby bei lebendigem Leib verbrannt, um uns zu zeigen, was mit uns passiert, wenn wir uns weiter wehren. Du kannst dir nicht vorstellen, wie das Baby geschrien hat. Das ging durch Mark und Bein und hätte selbst den bösen Iruene dazu gebracht, sich zu ergeben!“

Ungläubig schüttelte Yago den Kopf.

„Diese grausamen Monster“, ächzte er, „und das sind meine Landsleute!“

Deprimiert ließ er sich auf den Rücken fallen und starrte mit düsteren Gedanken an die Decke des Kerkers, während Ariscaya anfangs leise zu röcheln.

„Ich hab‘ so Durst, Yago“, flüsterte sie, „mir klebt die Zunge wie ein Klumpen Teig am Gaumen.“

„Ist im Krug denn gar kein Wasser mehr?“, fragte Yago und rutschte in die Mitte der Zelle, wo sie den Krug so hingestellt hatten, dass jeder an ihn herankam. Mit dem Fuß schob er ihn vorsichtig hinüber zu Ariscaya. Sie nahm ihn und drehte ihn um, während sie den Mund öffnete und wartete.

„Und?“, fragte Yago nach einer Weile.

Niedergeschlagen stellte Ariscaya den Krug auf den harten Boden und schüttelte den Kopf.

„Kein einziger Tropfen.“

Sie fing an, leise zu wimmern, während Yago verzweifelt den Kopf abwandte. Lange lagen sie so in der Zelle, versunken in ihren eigenen Gedanken.

Plötzlich richtete sich Yago auf und spitzte die Ohren

„Hör mal“, rief er aufmunternd, „sie kommen wieder, vielleicht bringen sie uns Wasser.“

„Oder sie quälen uns weiter“, entgegnete Ariscaya sarkastisch.

Kurze Zeit später wurde die Tür aufgeschlossen und die beiden Soldaten schauten in die Zelle. Diesmal war kein Mönch dabei.

„He, ihr beiden, schaut mal, ihr bekommt Besuch“, sagte einer der Soldaten, während der andere einen großen, korpulenten Mann in die Zelle hineinschob. Dann stellte er wortlos einen Krug Wasser und mehrere Stücke Brot auf den Boden, und die Tür wurde wieder verschlossen.

Während Ariscaya gierig zum Krug griff und wie von Sinnen trank, weitete Yago ungläubig die Augen.

„Don Jacome! Was macht Ihr denn hier?“

KAPITEL 20

Entscheidung

„D...d...damit bin ich absolut nicht einverstanden“, sagte Miguel de la Vega unwirsch, „Wie könnt Ihr Don Jacome zu Hexen und Häretikern in den Kerker werfen?“

„Weil er mich angegriffen hat, Padre“, entgegnete Alonso de Lugo lapidar, während er einige Papiere säuberlich auf einen Stapel legte und danach eindringlich in die Runde schaute.

Er hatte Miguel de la Vega, Padre Sebastián und Cristóbal Lebrón in seinem Kontor in Santa Cruz zu einer Sitzung einberufen. Lebrón war am Vortag mit einer Karavelle aus Teneriffa angekommen, um seine Hochzeit vorzubereiten.

„Es ist eine rein weltliche Angelegenheit, die nichts mit der Kirche zu tun hat“, fuhr de Lugo fort, „Leider haben wir hier nur diesen einen kleinen Kerker, sonst hätte Don Jacome gewiss eine eigene Zelle bekommen.“

„Ihr müsst ihn sofort auf freien Fuß setzen!“, insistierte Miguel de la Vega und schaute de Lugo mit seinem stechenden Blick an.

„So?“, entgegnete de Lugo spöttisch, „muss ich das?“

Er lehnte sich zurück und sah zu Padre Sebastián.

„Was meint Ihr, Padre? Ihr wart ja Zeuge des Angriffs.“

„Nun“, entgegnete Padre Sebastián in seiner bedächtigen, ruhigen Art, „Es tut mir leid, aber ich kann nichts dazu beitragen, um Don

Jacome zu entlasten.“

„Was ist denn nun genau geschehen?“, fragte Cristóbal Lebrón neugierig.

Natürlich hatte er schon vorab von de Lugo ausführliche Informationen über die jüngsten Ereignisse erhalten, aber er wusste nur zu genau, dass er die Rolle des ahnungslosen Beobachters einnehmen musste, damit der Plan aufging.

De Lugo kratzte sich am Hinterkopf, schaute Cristóbal Lebrón mit nachdenklicher Miene an und sagte dann leise:

„Ich fürchte, werter Don Cristóbal, das hat etwas mit Euch zu tun.“

„Inwiefern?“, fragte Lebrón und runzelte die Stirn.

„Don Jacome kam hierher nach Santa Cruz und verlangte von mir, Eure Eheschließung mit Pilar Sánchez zu verhindern.“

Lebrón riss die Augen auf:

„Ist das zu fassen?“, rief er empört, „wie kann er sich anmaßen, so etwas zu fordern!“

„Eben“, entgegnete de Lugo, „und als ich das verweigerte, griff er mich tätlich an. Zum Glück kam Padre Sebastián, sonst hätte Monteverde mich womöglich umgebracht. Der Mann war außer sich vor Zorn.“

„Hm, verstehe“, murmelte Lebrón, „das muss selbstverständlich strengstens geahndet werden.“

„Aber doch nicht, indem man ihn mit Hexen und Häretikern zusammen in einen K...K...Kerker w...w...wirft“, warf Miguel de la Vega erregt ein und spürte, wie er wieder stärker zu stottern begann. Ärgerlich runzelte er die Stirn und räusperte sich mehrmals.

„Nun ja“, sagte Padre Sebastián nach einer kurzen Pause, „was wissen wir denn eigentlich genau über seine katholische Gesinnung? Die heilige Messe hat weder er noch seine Familie regelmäßig besucht, und dann die seltsamen Bräuche und Eigenheiten dieser Menschen ... können wir uns wirklich sicher sein, dass er kein Ketzer ist?“

„Padre Sebastián hat recht“, sagte Alonso de Lugo und wandte sich an Miguel de la Vega, „Ist es denn nicht im Sinne der Kirche, Jacome de Monteverde selbst einmal einer peinlichen Befragung zu unterziehen, um die Reinheit seines Glaubens und seines Blutes zu prüfen,

Don Miguel?“

Säuerlich presste Miguel de la Vega die schmalen Lippen zusammen, erhob sich, kratzte sich nachdenklich am Hinterkopf und ging mehrmals im Kontor auf und ab. Eine unbehagliche Stille breitete sich aus, die Padre Sebastián durchbrach, indem er mit versöhnlicher Stimme sagte:

„So weit müssen wir vielleicht gar nicht gehen. Es gibt noch andere Möglichkeiten, Jacome de Monteverde wieder auf den rechten Pfad zurückzuführen.“

„Und die wären?“, fragte Alonso de Lugo mit geheuchelter Neugier.

„Wir lassen Milde walten. Don Jacome wird freigelassen, muss aber eine Strafe zahlen, da er den Statthalter tätlich angegriffen hat. Die Höhe der Strafe ist vom Cabildo, dem Rat der Insel la Palma, festzulegen. In Bezug auf die Kirche muss er sich verpflichten, in Zukunft regelmäßig die heilige Messe zu besuchen und den Bau des Dominikanerkonvents großzügig zu unterstützen. Die Höhe dieser Unterstützung legt Miguel de la Vega fest.“

„Ja“, murmelte de Lugo und nickte langsam, „das klingt vernünftig. So hätten wir den Fall aus der Welt geschafft, und sowohl die weltliche als auch die geistliche Autorität zieht einen Nutzen aus der ganzen Sache.“

„Und Jacome de Monteverde auch“, ergänzte Lebrón, „was auch für La Palma sehr hilfreich ist. Wir dürfen nicht vergessen, dass er das Schiffbaurecht hat – und mit seinen Schiffen können wir unsere Waren in Zukunft schneller nach Europa bringen.“

„Hm“, brummte de Lugo, „mir wäre lieber, es wäre alles in spanischer Hand, aber Ihr habt recht, Don Cristóbal.“

Alle drei Männer nickten und schauten Miguel de la Vega erwartungsvoll an, der inzwischen zum Fenster getreten war und nachdenklich hinausblickte.

„Was meint Ihr dazu?“, fragte Alonso de Lugo an Miguel de la Vega gerichtet. Dieser zögerte einen Moment, drehte sich dann aber um und nickte.

„Das könnte in der Tat eine Lösung sein“, sagte er schließlich.

„So käme der Bau des neuen Konvents sehr viel schneller voran.

Jacome de Monteverde könnte dem Orden zum Beispiel auch Holz und Arbeiter zur Verfügung stellen, um seine Strafe abzubezahlen“, ergänzte Padre Sebastián.

„Das ist gut“, sagte de Lugo und erhob sich. „Dann sind wir uns ja einig. Ich muss in den nächsten Tagen mit dem Schiff wieder zurück nach Teneriffa, mit dem Lebrón hier angekommen ist. Ich schlage daher vor, gleich morgen Vormittag den Cabildo einzuberufen, um die Angelegenheit so schnell wie möglich zu regeln. Jacome de Monteverde lassen wir frei, sobald der Cabildo zusammengetreten ist und das Urteil beschlossen hat. Damit ist die Sitzung geschlossen.“

„Einen Augenblick noch, Don Alonso“, rief Padre Sebastián und erhob sich ebenfalls. „Wir haben da noch die drei anderen Gefangenen.“

„Das ist Sache der Kirche, oder besser gesagt, der Inquisition, das interessiert mich nicht“, entgegnete de Lugo barsch. Er hatte Hunger und zudem genug von diesen lästigen Angelegenheiten.

„Es sollte Euch aber interessieren“, erwiderte Padre Sebastián bestimmt. „Bitte hört mir zu, Don Alonso.“

„W...w...was sollte Don Alonso denn daran interessieren?“, fragte Miguel de la Vega spitz. „Ein Ketzer – und dazu noch ein unreiner – gehört auf den Scheiterhaufen, genauso wie Unzucht treibende Hexen.“

„Das verstehe ich sehr wohl“, entgegnete Padre Sebastián ruhig, „aber wir müssen den Frieden hier auf der Insel bewahren. Wenn wir jetzt ein Autodafé veranstalten, bekommen wir Ärger mit den Auarita, und solange wir nicht genug Arbeitskräfte hier haben, sind wir auf sie angewiesen. Schließlich gibt es auch noch andere Strafen als die Verbrennung. Verbannt die beiden von der Insel, Don Alonso, und sofort wird Ruhe einkehren.“

De Lugo hielt inne und schaute Padre Sebastián an.

„Ja“, sagte er nachdenklich, „warum eigentlich nicht? Dann haben wir hier wieder alles unter Kontrolle“.

„Und ich kann endlich wieder zurück nach Teneriffa, während Lebrón hier auf La Palma dafür sorgt, dass Monteverde nicht zu mächtig wird“, dachte er bei sich.

„Nein, nein“, rief Miguel de la Vega, „das ist ja w...w...wohl keine gerechte Strafe! Für solch schwerwiegende Sünden! Sie müssen

wenigstens im Kerker bleiben, alle drei, und das lange, möglichst ihr ganzes Leben!“

De Lugo trat nah an Miguel de la Vega heran und schüttelte den Kopf.

„Nein! Wer soll das Ganze bezahlen? Ihr etwa?“, fragte er eisig. „Die beiden Gefangenen sind mittellos. Da behalte ich doch lieber Jacome de Monteverde im Kerker – der kann sich wenigstens selbst alimentieren! Nein, Prior Miguel, denkt einmal nach: Es ist doch gut, wenn die beiden von hier verschwinden. Padre Sebastián hat Recht: ein Auto-da-fé bringt zu viel Unruhe mit sich – und kostet uns außerdem einen Haufen Geld, das wir uns von den Gefangenen nicht zurückholen können. Wenn wir sie aber verbannen, kehrt hier wieder Ruhe ein und wir können uns wichtigeren Dingen zuwenden, zum Beispiel dem Bau des Konvents, für den wir ja nun deutlich mehr Mittel zur Verfügung haben werden, um schnell voranzukommen.“

„N...n...nein“, widersprach de la Vega gereizt. „damit bin ich nicht einverstanden! So kommen diese Sünder ungeschoren davon und treiben womöglich zu Hause in Spanien ihr unzüchtiges Unwesen weiter! Wir müssen ein Exempel statuieren! Denn wie heißt es im Buch der Psalmen: Der Tod überhole sie, dass sie lebendig zu den Toten fahren, denn es ist lauter Bosheit bei ihnen.“

„Er klingt genau wie Conrado“, dachte Padre Sebastián bei sich, „der auch mal ein Exempel statuieren wollte. Ich frage mich so langsam, bei wem die Bosheit wirklich ist.“

Laut fragte er:

„Was schlägt Ihr also vor?“

Einen Moment lang sagte niemand etwas. Dann legte Miguel de la Vega den Kopf zur Seite und sagte mit frostklirrender Stimme:

„Sie sollen lebenslänglich den Sanbenito tragen!“

Alonso de Lugo kratzte sich am Hinterkopf und murmelte:

„Hm... das ist eigentlich keine schlechte Idee. Wir verbannen die beiden von der Insel und verurteilen sie zum lebenslangen Tragen des Büßergewands. Das ist Strafe genug, denn so wird jeder erkennen, dass sie verurteilt sind, ganz gleich, wo sie in Zukunft sein werden. Und wer einmal einen Sanbenito getragen hat, der wird sein Leben

lang verachtet werden.“

„Ja, so ist es!“, nickte Miguel de la Vega zufrieden, während sich seine Augen zu schmalen Schlitzten verformten, gerade so, als ob er seine Beute wie ein Raubtier nun endlich im Visier hätte.

„Morgen berufe ich das Inquisitionsgericht ein, gleich, nachdem der Cabildo getagt hat und Don Jacome freigelassen wurde. Don Alonso, bitte sorgt dafür, dass der Notar anwesend ist.“

— 2 —

Spät am Abend kniete Padre Sebastián lange auf einer Holzbank in der hintersten Reihe der bescheidenen Kirche des Franziskanerklosters von Santa Cruz de la Palma und betete den Rosenkranz. Es war dunkel, und außer ihm war niemand mehr in der Kirche. Vorne am Altar flackerte das Ewige Licht. Der alte Mann war müde und erschöpft von den aufregenden Ereignissen des Tages, doch die ewig gleiche Wiederholung des lateinischen Gebets versetzte ihn langsam in eine behagliche Trance und ließ ihn die entsetzlichen Schmerzen in seinem Körper und seiner Seele vergessen.

„Ave Maria, gratia plena, Dominus tecum.“

Wie sehr sehnte er sich angesichts dieser Strapazen nach Ruhe – und nach einer Beichte bei seinem guten alten Beichtvater im Kloster von Ávila, der ihn damals als jungen Novizen so barmherzig unter seine Fittiche genommen und ihm nach dem Verlust seiner Mutter Trost gespendet hatte. Ihm hätte er alles erzählen, alles berichten und beichten können, seine Lügen und Intrigen – und seine Liebe zu Dolores.

„Benedicta tu in mulieribus.“

Es hatte ihm das Herz gebrochen, als ihn der junge Franziskanernovize Ricardo am späten Nachmittag in einen Raum geführt hatte, den die Gemeinde von Santa Cruz als Lazarett nutzte. Dort lag Dolores auf einem einfachen Lager und schlief.

„Er hat sie tatsächlich frei gelassen“, hatte Padre Sebastián erleichtert gedacht, „meine Erpressung hat gewirkt.“

„Sancta Maria, Mater Dei, ora pro nobis peccatoribus.“

Doch als er sich neben sie gesetzt und sie aus der Nähe angeschaut hatte, war die Erleichterung blankem Entsetzen gewichen. Hilflos hatte er ihre Hand ergriffen, während er verzweifelt versucht hatte, die Tränen zu unterdrücken, die ihm mit aller Macht in die Augen stiegen. Dolores war nicht wiederzuerkennen. Sie war bleich und abgemagert, hatte Flecken im Gesicht, ihr Haar war zerzaust und zottelig, und ihr waren ein paar Zähne ausgefallen. Krank und erschöpft lag sie da, mit geschlossenen Augen und eingefallenen Wangen.

„Dolores“, flüsterte er leise und strich ihr zärtlich über die Wange, „ich bin's, Sebastián.“

Dolores öffnete die Augen, und als sie Padre Sebastián erkannte, huschte ein schwaches Lächeln über ihr Gesicht.

„Padre“, hauchte sie fast unhörbar, „meine Beine...“

„Psst, du musst nichts sagen, meine Liebste. Bleib ruhig. Ich pflege dich gesund, und dann kommst du mit mir nach Ávila. Ich lasse dich hier nicht allein zurück.“

Vorsichtig beugte er sich über sie und gab ihr einen zärtlichen Kuss auf die Lippen.

„Ich liebe dich, Dolores“, hauchte er mit bebender Stimme.

Dolores hob den Kopf etwas an und flüstert ihm leise ins Ohr:

„Ich liebe dich auch, Sebastián.“

Dann senkte sie den Kopf wieder ab und schloss erschöpft die Augen. Padre Sebastián strich ihr über die Wange und lächelte sie wehmütig an.

„Nun erhol dich erst mal und schlafe, meine Liebste, ich komme morgen früh wieder zu dir.“

Vorsichtig hatte er den Raum verlassen und war ins Freie getreten, wo ihm die fröhliche Helligkeit des Sonnenlichts wie Hohn erschienen war.

Nun saß er also in der Kirche und setzte erneut an, das Ave Maria zu wiederholen, während seine knöchernen alten Finger den Rosenkranz fest umschlungen hielten.

„Et in hora mortis nostrae. Amen“

„Padre“, flüsterte da eine Stimme neben ihm, „ich bin's, Bruder Ricardo. Bitte verzeiht, dass ich Euch beim Gebet störe, aber es ist wichtig.“

Nur langsam tauchte Padre Sebastián aus seiner Trance auf und schaute den Novizen fragend an. Er hatte ihn nicht kommen hören. Wie lange hatte er eigentlich hier gekniet und gebetet? Er vermochte es nicht zu sagen. Still bekreuzigte er sich, erhob sich und streckte seine Knie, die plötzlich stechend schmerzten. Dann wandte er sich dem Novizen zu.

„Ja, Bruder Ricardo, was gibt es denn?“

„Bitte kommt ins Lazarett, Padre.“

Erschreckt riss Padre Sebastián die Augen auf.

„Dolores?“, fragte er.

„Ja, bitte kommt schnell. Es geht ihr nicht gut.“

Hastig rannte Padre Sebastián zum Lazarett, riss die Tür zum Krankenzimmer auf und beugte sich zu Dolores nieder. Eine junge Frau saß am Krankenlager und tupfte ihr mit einem nassen Lappen das Gesicht und die Stirn ab.

„Was ist mit ihr?“, fragte Padre Sebastián ängstlich.

„Sie hat sehr hohes Fieber“, sagte die Frau.

Vorsichtig legte Padre Sebastián seinen Handrücken auf Dolores' Stirn.

„Sie glüht ja förmlich“, murmelte er.

„Ja, es sieht nicht gut aus“, antwortete die Frau und erhob sich. „Ich geh' mal frisches, kühles Wasser holen, das wird helfen.“

Leise verließ sie den Raum, und Padre Sebastián saß im flackernden Kerzenlicht allein neben Dolores. Er ergriff ihre Hand und flüsterte liebevoll ihren Namen. Dolores blinzelte mehrmals und öffnete dann die Augen. Als sie Padre Sebastián erkannte, huschte ein schwaches Lächeln über ihr Gesicht.

„Ich bin bei Dir, meine Liebste“, sagte Padre Sebastián zärtlich. In seinem Inneren tobte ein Orkan, und es fühlte sich an, als ob sein Herz in Millionen Stücke zerbarst.

„Ich verliere sie“, dachte er voller Verzweiflung, während er mit der Hand sanft über ihre fieberheiße Wange strich.

„Padre“, flüsterte Dolores mit schwacher Stimme, „ich hab' solche Schmerzen.“

„Ganz ruhig, Dolores, ich spende dir das Sakrament der Krankensalbung, das wird dir guttun.“

„Werde ich sterben?“, fragte Dolores.

Ein undurchdringlicher Korken setzte sich in Padre Sebastián's Hals fest, und er musste heftig schlucken, während sich seine Augen mit Tränen füllten. Hilflos wandte er sich von Dolores ab und fuhr sich mit den Händen über die Augen, um die Tränen wegzustreichen. Dann räusperte er sich mehrmals, wandte sich um und schaute Dolores mit einem Lächeln an.

„Die Krankensalbung hilft zu heilen, Dolores. Und selbst wenn ...“

Seine Stimme brach, und einen Moment lang brachte er keinen Laut über die Lippen. Er holte tief Luft, streichelte ihre Wange erneut und wiederholte:

„Und selbst wenn ... du es nicht schaffst, dann nimmt dich Gott in sein Reich auf. Ich hole jetzt das geweihte Öl, weißt du, das Öl, das ich aus Toledo habe, und bin gleich wieder bei dir.“

„Lass mich nicht allein“, flehte Dolores mit vor Angst geweiteten Augen. „Iruene kommt und holt mich, aber ich kann nicht wegrennen, meine Beine, meine Beine...“

„Iruene?“

„Er fletscht schon seine riesigen Zähne, er holt mich, er will mich zerfleischen.“

„Psst, ganz ruhig, Dolores“, versuchte der Padre zu beruhigen.

Dolores war in ein Fieberdelirium verfallen und wälzte den Kopf angstvoll hin- und her, während ihre zerquetschen Beine unter der groben Wolldecke heftig zuckten. Padre Sebastián legte seine Hand auf ihre Stirn und schaute sich hilflos im Raum um. In diesem Moment öffnete sich die Tür, und die junge Frau kam mit einem Wasserkrug in der einen und einem frischen Tuch in der anderen Hand in den Raum zurück.

„Gut, dass du kommst“, sagte Padre Sebastián erleichtert. „Sie fantasiert im Fieber.“

„Ja“, antwortete die Frau, „das hat sie vorher auch schon getan, aber das kühle Wasser auf ihrer Stirn wird sie jetzt wieder beruhigen.“

Sie kniete nieder, goss Wasser aus dem Krug über das Tuch und bedeckte Dolores' Stirn damit.

„Ich hole mein Öl, um ihr die letzte Salbung zu spenden. Ich bin so schnell wie möglich wieder da.“

Ohne ihre Antwort abzuwarten, erhob er sich und hastete aus dem Krankenzimmer.

Dolores wandte den Kopf in Richtung Tür und öffnete ein letztes Mal die Augen. Dann bäumte sie sich kurz auf, schnappte nach Luft und sackte schließlich leblos auf ihrem Lager zusammen.

— 3 —

„Sanbenito?“, fragte Ariscaya, „was ist das denn?“

Sie saß neben Yago auf der Holzbank, auf der sie in den Wochen zuvor gefoltert worden waren, und schaute Miguel de la Vega fragend an.

Dieser hatte sich gerade eben erhoben und mit lauter Stimme das Urteil des Inquisitionsgerichts verkündet. Neben de la Vega saßen Alonso de Lugo, Cristóbal Lebrón, der Notar der Insel La Palma, der Prior des Franziskanerklosters und zwei weitere Männer, die Yago noch nie gesehen hatte. Etwas abseits an einem kleinen Tisch erkannte Yago den Escribano wieder, den Mann, der schon während der Verhöre und Folterungen dabei gewesen war und alles mitgeschrieben hatte. Hinter dem Tisch stand der Henker, der sie gefoltert hatte und schaute mit finsterner Miene auf die beiden Angeklagten. Links und rechts neben der Eingangstür hatten sich die beiden Zwillingsmönche wie römische Statuen aufgebaut und beobachteten die Urteilsverkündung mit verschränkten Armen. An verschiedenen Stellen des Raumes flackerten große Fackeln und tauchten die Szenerie in ein rötlich-gelbes Licht.

„Das Strafgericht des Teufels“, dachte Yago, während er mit erhobem Kopf und aufrechtem Rücken auf der Holzbank saß und abwechselnd fror und schwitzte. Neben ihm knurrte Ariscayas Magen laut, und die gesamte Darbietung erschien ihm plötzlich wie ein absurdes Theater.

Da saßen diese selbstherrlichen Männer mit ihrer aufgeplusterten Macht und Herrlichkeit wie Hühner auf der Stange und richteten über eine junge Frau, die weder ihnen noch irgend jemand anderem jemals in ihrem Leben Leid angetan hatte, und die er liebte wie keinen anderen Menschen auf dieser Welt. Wie verlogen und selbstgefällig sie doch waren, diese Pfaffen und hohen Herrschaften!

Yago verzog keine Miene und nahm das Urteil zur Kenntnis, ohne

nach außen auch nur die geringste Gefühlsregung zu zeigen. Innerlich aber überschlugen sich seine Gedanken. Niemals hätte er mit solch einem milden Urteil gerechnet.

Verbannung von La Palma und lebenslängliches Tragen des Sanbenito ...eine harte Strafe – aber keine Todesstrafe.

Während Yago fieberhaft überlegte, was wohl in den letzten Tagen geschehen sein mochte, und Ariscayas Magen weiter grummelte, erhob sich das Tribunal und verließ wortlos den Raum.

Die Tür schlug zu, und einzig Miguel de la Vega und die beiden Zwillingsmönche waren geblieben. Miguel de la Vega baute sich vor Yago auf, kniff die Augen zusammen und sagte:

„N...n...nun, du dreckiger marrano, du bist viel zu gut davongekommen! Einen wie dich und deine gottlose, dreckige Hexe da sollte man eigentlich auf dem Scheiterhaufen verbrennen! Aber nun gut, Urteil ist Urteil, und bevor wir euch den Sanbenito überstreifen, zeigen wir euch, was man mit solchen Tieren, wie ihr sie seid, am besten macht. Deine Kleine darf sich das in aller Ruhe mit anschauen. Das wird ein Heidenspaß, oder besser gesagt, ein Spaß, den wir uns jetzt mit euch versauten Heiden machen!“

„Kommt, Jungs“, rief er den Zwillingsmönchen zu, die breit grinseten und sich Yago und Ariscaya näherten. Einer der beiden packte Ariscaya, verdrehte ihre Arme auf ihrem Rücken und zerrte sie von der Bank weg. Während sie vor Schmerz laut aufschrie, packte der andere Zwilling Yago und drückte ihn mit dem Kopf nach unten auf die Holzbank. Dann riss er ihm die Kleidung vom Leib und band ihm die Hände mit einem Seil hinter dem Rücken zusammen.

Miguel de la Vega leckte sich die Lippen und verzog das Gesicht zu einer Grimasse.

„Von hinten ist es sehr erquickend“, zischte er. „Ich bin zuerst dran, und dann kommen meine beiden Freunde hier an die Reihe.“

Jacome de Monteverde konnte den unerträglichen Juckreiz kaum ertragen. Diese verdammten Filzläuse! Es war einfach widerlich.

Aber wenigstens hatten die Spanier ihn aus diesem elendigen Kerker rausgeholt.

Nun saß er mit Alonso de Lugo und Cristóbal Lebrón beim Abendessen und versuchte, den Drang, sich permanent zu kratzen, mit aller Macht zu unterdrücken. Wiederholt griff er mit beiden Händen zum Weinbecher und trank glucksend große Schlucke – die wohltuende Betäubung des Alkohols würde ihn vielleicht ein bisschen entlasten.

„Ihr habt Glück gehabt, Don Jacome“, sagte Alonso de Lugo, der jede Bewegung seines Widersachers genau beobachtete.

War dessen Widerstand gebrochen? Konnte er die weiteren Dinge nun beruhigt in Lebróns Hände geben und nach Teneriffa zurückkehren?

„Das nächste Mal werdet Ihr nicht so glimpflich davonkommen“, fuhr de Lugo fort, „Ich hoffe das ist Euch klar.“

Jacome de Monteverde nickte stumm und kratzte sich möglichst unauffällig zwischen den Beinen.

„Die Höhe der Strafe hat der Cabildo also festgelegt. Was Ihr dem neuen Dominikanerkloster spendet, müsst Ihr direkt mit Miguel de la Vega verhandeln. Ich bin sicher, Ihr werdet Euch der Kirche gegenüber als ausnehmend großzügig erweisen“, ergänzte de Lugo, „Sobald Miguel de la Vega seine kirchlichen Verpflichtungen hier in Santa Cruz abgeschlossen hat, könnt Ihr gemeinsam mit ihm und Cristóbal Lebrón nach Tazacorte zurückkehren. Das wird morgen oder übermorgen der Fall sein. So lange seid Ihr mein Gast. Ich werde zudem eine Eskorte für die Rückreise bereitstellen. Selbstverständlich setze ich nach den jüngsten Ereignissen auf eine wohlgefällige und prosperierende Zusammenarbeit – sowohl mit der katholischen Kirche als auch mit den Vertretern der spanischen Krone. Cristóbal Lebrón wird nach seiner Vermählung gute Geschäfte mit Euch sehr zu schätzen wissen, nicht wahr?“

„In der Tat“, erwiderte Lebrón und nickte. „Don Jacome, es wäre mir eine Freude, nach dem Essen mit Euch über den Holzeinschlag für den Bau einiger neuer Schiffe reden zu dürfen. Ich könnte aus meiner Heimat ein paar hervorragende Schiffbauer holen. Die Familie Sanchez stellt einige prächtig gewachsene Kiefern zur Verfügung, wenn Ihr im Gegenzug bei der Verschiffung des Weines nach Antwerpen

und bei der Vermarktung dort behilflich seid. Das könnte in der Zukunft ein sehr lukratives Geschäft werden.“

„Ja, für dich“, dachte Jacome de Monteverde missgelaunt, „Während du dich in der Familie Sánchez einnistest, Conrado wie Gemüse dahinvegetiert und unsere gesamte Planung kaputt ist.“

Er zog die Stirn in Falten, schluckte seinen Ärger hinunter und antwortete süßlich:

„Darüber werden wir selbstverständlich reden, Don Cristóbal, aber bitte versteht, dass ich mich nach dem Aufenthalt in diesem... Loch ... erst einmal etwas regenerieren muss. Wir werden schon noch alles in Ruhe besprechen. Die Herren entschuldigen mich bitte, aber ich möchte mich jetzt zurückziehen.“

— 5 —

Deprimiert und schlaflos wälzte sich Padre Sebastián auf seinem Schlaflager in der kleinen Zelle des Franziskanerklosters hin und her.

Die Trauer um Dolores hatte ihm jeglichen Lebensmut genommen. „Ich bin zu spät gekommen!“ hämmerte es in seinem Schädel.

Zu spät, um ihr in ihren letzten Minuten beizustehen. Zu spät, um ihr das Sterbesakrament zu spenden!

Zu spät!

Wie grausam diese beiden Worte doch waren!

Padre Sebastián setzte sich auf und begann zu schluchzen. Wie ein gewaltiger Staudamm, der plötzlich aufbrach, rannen die Tränen seine Wangen hinunter, und sein ganzer Körper wurde von einem heftigen Weinkrampf geschüttelt.

„Oh Herrgott im Himmel... warum?“, wimmerte er und hielt sich die Hände vor das Gesicht. Es war stockdunkel in seiner kleinen Kammer, doch er sah deutlich, wie Dolores vor ihm lag, mit geschlossenen Augen und bleicher, blutleerer Haut.

Die Beerdigung hatte gleich am nächsten Tag auf dem Friedhof des Franziskanerklosters stattgefunden. Weder Miguel de la Vega noch die Zwillingsmönche waren gekommen – aber warum auch? Für sie war Dolores nur eine ketzerische Hexe, die nicht an der Qual der Folter,

sondern aufgrund ihrer eigenen Sünden gestorben war.

Andächtig und auf seine bescheidene Art und Weise hatte Padre Sebastián sie beerdigt, während ein paar Mönche, darunter auch der Novize Ricardo für ihre Seele gebetet hatten.

Seither waren nun schon mehr als zwei Wochen vergangen.

Jacome de Monteverde war inzwischen mit Cristóbal Lebrón, Miguel de la Vega und den Zwillingsmönchen zurück nach Tzacorte gereist. Yago und Ariscaya hingegen waren immer noch im Kerker gefangen und sollten am nächsten Tag zusammen mit Alonso de Lugo nach Teneriffa segeln, um von dort als Gefangene nach Palos de la Frontera gebracht zu werden, wo sie im Büßergewand an Land gehen und öffentlich aus der christlichen Gemeinschaft ausgeschlossen werden sollten. Ein Leben als zerlumppte und ausgestoßene Bettler war damit vorgezeichnet. Auch Padre Sebastián sollte mit demselben Schiff zurück in die Heimat segeln, um seine restlichen Tage in Ávila zu verbringen.

Mehrere Male war er in den vergangenen Wochen in den Kerker gegangen und hatte versucht, Yago und Ariscaya seelische Unterstützung zu geben. Yago wusste nur zu genau, was auf die beiden zukam, aber Ariscaya konnte die Tragweite dieser Verurteilung nicht erfassen. Um sie zu stärken, hatte er ihnen Essen mitgebracht und mit ihnen gebetet. Und er hatte Ariscaya getauft, damit sie ihr Schicksal wenigstens als Christin auf sich nehmen konnte.

Doch während der endlosen, schlaflosen Nächte, in denen er seiner Trauer um Dolores nicht mehr Herr wurde, war in ihm ein Plan gereift: Er wollte Yago und Ariscaya retten. Was hatte er, der alte, gebrechliche Mönch, denn noch zu verlieren? Das Wichtigste in seinem Leben war ihm genommen worden. Aber diese beiden jungen Menschen hatten das Leben noch vor sich.

Padre Sebastián besaß einen wertvollen Schatz, den er seit dem Tod seiner Mutter vor vielen Jahrzehnten behütet hatte wie seinen eigenen Augapfel. Es war ein wertvolles goldenes Kreuz, besetzt mit einem Saphir in der Mitte und kleinen roten Rubinen an den Rändern.

Dieses Kreuz war vor einigen Stunden in die Hände des Kapitäns einer Karavelle übergegangen, die am folgenden Morgen ihre Segel nach Westen hissen würde.

Langsam legte sich der Weinkampf und Padre Sebastián konnte wieder ruhiger atmen.

„Heilige Maria, Mutter Gottes, bitte für uns Sünder...“, murmelte er, während er sich langsam von seinem Lager erhob, sich ausgiebig die Nase putzte, das Gesicht mit kaltem Wasser abwusch, sich die Mönchskutte überstriefte, ein kleines Bündel unter seinem Schlafflager hervorzog und leise seine Zelle verließ.

Plötzlich überkam ihn ein heftiger Schluckauf. Laut hallte sein Hicksen im dunklen Gang des Klosters wider. Padre Sebastián hielt inne und schaute sich um. Aber nichts war zu hören oder zu sehen. Er hielt sich die Hand vor den Mund, um seinen Schluckauf zu unterdrücken, schlich leise an der Tür des Dormitoriums der Mönche vorbei und begab sich vorsichtig hinüber in den Gebädetrakt, in dem Yago und Ariscaya noch immer gefangen waren.

Bewacht wurde der Kerker seit dem Urteil nicht mehr, denn wie sollten die beiden auch ausbrechen können? Und nachdem Miguel de la Vega abgereist war und seine beiden Zuschläger mit ihm nach Tzacorte zurückgekehrt waren, interessierte sich niemand mehr in Santa Cruz für die beiden Gefangenen. Sie würden sowieso bald auf das Schiff gebracht werden, die Insel verlassen und in Vergessenheit geraten.

Vorsichtig und mit knirschenden Knien tastete sich Padre Sebastián die Treppe zum Kerker hinunter. Mit jedem Schritt wurde es feuchter und muffiger. Langsam setzte er in der Dunkelheit einen Fuß vor den andren, bis er an die Tür der Zelle kam, in der Yago und Ariscaya gefangen waren.

Er klopfte rhythmisch an die schwere Kerkertür und öffnete sie anschließend mit dem Schlüssel, den er direkt nach dem Vespergebet entwendet hatte. Der Schlüssel bewegte sich quietschend im Schloss, und als die Tür aufsprang, hörte er, wie Ariscaya ein leises Trällern ausstieß.

„Seid Ihr bereit“, fragte er leise.

„Ja“, antwortete Yago.

„Hier ist der Schlüssel“, sagte Padre Sebastián, während er die Zelle betrat und sich zu Yago vortastete.

„Hierher“, flüsterte Yago und streckte dem Padre seine Hand entgegen. Er ertastete den Schlüssel, den ihm Padre Sebastián entgegenstreckte, ergriff ihn und befreite sich von den Ketten, die ihn monatelang an die Kerkerwand gefesselt hatten. Dann befreite er auch Ariscaya von den Ketten, und beide rieben sich die schmerzenden Gelenke.

„Schnell, zieht euch an“, flüsterte Padre Sebastián und reichte Yago das Bündel, das aus einer Franziskanerkutte und einem Kleid von Dolores bestand. Hurtig zogen sich beide an. Das Kleid war Ariscaya an der Hüfte viel zu weit und an den Armen viel zu kurz, aber besser als die zerlumpten, stinkenden Fetzen, die nach all der Zeit in Gefangenschaft übriggeblieben waren. Auch die Franziskanerkutte war für Yago zu kurz, aber das würde niemanden stören.

„Seid ihr fertig?“

„Ja“, flüsterte Yago.

„Ja“, flüsterte Ariscaya einen kurzen Moment später.

„Nach links, und dann die Treppe hoch“, sagte Padre Sebastián, „Aber Vorsicht, man sieht absolut gar nichts. Wir müssen so leise wie möglich sein.“

Zwei dunkle Schatten huschten die Treppe hinauf, gefolgt von Padre Sebastián, der ihnen langsam folgte und bei jeder Treppenstufe leise ächzte. Nacheinander betraten alle drei den quadratischen Innenhof des Klosters, überquerten ihn und standen schließlich am Haupttor, das auf die Straße hinaus in die Stadt führte. Dort wartete der Novize Ricardo und nickte Padre Sebastián zu. Vorsichtig öffnete er das Tor einen kleinen Spalt, gerade so weit, dass die drei hindurch schlüpfen konnten. Eine Sekunde später war das Tor des Klosters wieder fest verschlossen und Ricardo verschwunden. Draußen schien ein milchiger Halbmond an einem bewölkten Himmel, der gerade genug Licht gab, um den Weg zu erkennen. Im Osten ließ ein erster heller Streif am Horizont die nahende Dämmerung erahnen.

Padre Sebastián schaute sich in alle Richtungen um und zischte zwischen den Zähnen:

„Kommt hier lang. Das ist der kürzeste Weg zum Hafen.“

Hastig huschten sie eng an die Hausmauern gedrückt durch eine schmale Gasse, bis sie das Meer erreichten. Dort lagen zwei Karavellen vor Anker, ein Zweimaster, der am nächsten Tage nach Teneriffa ansteuern würde, sowie ein großer, vollbeladener Dreimaster, der bei Tagesanbruch in die Neue Welt in See stechen sollte.

Am flachen Ufer erkannte Yago ein kleines Ruderboot.

„Psst“, raunte eine Stimme, „hierher!“

Hurtig stiegen Yago und Ariscaya in das Boot, das sofort in Bewegung versetzt wurde. Der Matrose ruderte kraftvoll hinüber zum Dreimaster, ohne auch nur eine Sekunde abzuwarten.

„Padre“, rief Yago zum Abschied, „Danke.“

„Schon gut“, entgegnete Padre Sebastián, „viel Glück!“

Lächelnd stand er am Ufer und schaute zu, wie sich das Ruderboot entfernte. Im langsam einsetzenden Dämmerlicht erkannte er, wie Yago und Ariscaya die Karavelle bestiegen und von ihr verschluckt wurden.

Zufrieden setzte sich Padre Sebastián in den kühlen Sand und schaute nach Osten, wo der Himmel nach und nach immer heller wurde. Eine sanfte Brise trug die Geräusche der beiden Karavellen über das Wasser ans Ufer. Nach einiger Zeit hörte er das Rasseln des Ankers, der gelichtet wurde. Die Karavelle begann, heftiger zu Schaukeln und sich in Bewegung zu setzen.

„Viel Glück in der neuen Welt“, flüsterte Padre Sebastián, erhob sich langsam, klopfte den Sand von seiner Kutte ab und schlenderte gemächlich durch die stillen Gassen von Santa Cruz zurück zum Kloster.

EPILOG

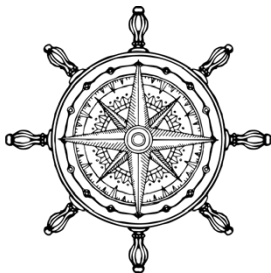
„Land in Sicht“, rief der Matrose, der oben auf dem Ausguck saß und den Horizont absuchte.

Auf der Karavelle herrschte auf einmal freudige und erwartungsvolle Aufregung. Yago und Ariscaya, die an Deck im Schatten eines Segeltuchs gedöst hatten, sprangen auf und schauten über die Reling in die Richtung, die der Matrose mit dem Arm anzeigte.

Tatsächlich, dort hinten am Horizont war eine Bergkette zu erkennen.

Yago ergriff Ariscayas Taille, hob sie hoch und drehte sich mit ihr im Kreis.

„Ariscaya, meine Liebste, wir haben es geschafft. Wir sind in der neuen Welt angekommen!“



ANHANG

Fiktive Personen:

- Yago, Samuel, Débora und Familie Pérez
- Moisés
- Francis, Henry und Familie Rugget
- Hofwart vom Stalhof
- Ariscaya, Tenemoché, Tazagiza, Tegaday
- Dolores
- Padre Sebastián
- Konrad Groenenberg – alias Conrado de Monteverde
- Prior Miguel de la Vega und die Zwillingsmönche

Historisch belegte Personen:

- de Monteverde, Jacome bzw. Jakob Groenenberg
- de Monteverde, Margarita
- de Monteverde, Melchor, Juan und Miguel
- de Torquemada, Tomás, Großinquisitor
- Drei „Indios“, auf der Pinta
- Fernández de Lugo, Alonso, Gouverneur der Insel La Palma
- Gerverode, Johann, Ältermann des Stalhofs in London
- Lebrón, Cristóbal, stellvertretender Gouverneur der Insel La Palma
- Paulsen, Heinrich, Stalhof, London
- Pinzón, Martín Alonso, Kapitän der Karavelle Pinta

- Quintero, Juan, Bootsmann der Pinta
- Sarmiento, Cristóbal García, erster Steuermann der Pinta
- Small, Thomas, Blackwell Hall, London
- Veloso, Payo, Statthalter von Baiona
- Volk der Auarita

Jakob Groenenberg/Jacome de Monteverde

Jakob Groenenberg wird 1472 in Köln geboren und verbringt seine Kindheit und Jugend in Antwerpen, wo er bei den Welsern als Kaufmann ausgebildet wird. Im Jahr 1500 heiratet er Margarita Pruss. Zu dieser Zeit sind die Welser die Eigentümer der Hacienda von Tzacorte, die sie von Juan Fernández de Lugo abgekauft hatten. Im Jahr 1513 verkaufen die Welser die Hacienda an Johan Bissen und Jakob Groenenberg, und ab diesem Jahr ist die Anwesenheit von Groenenberg, der sich nun Jacome de Monteverde nennt, historisch belegt. Auch seine Frau Margarita und seine beiden in Flandern geborenen Söhne, Melchor und Diego, kommen auf die Insel, wo Margarita drei weitere Kinder zur Welt bringt, unter anderem Miguel. Zwischen Monteverde und de Lugo entsteht ein Konflikt um Macht und Ressourcen. 1527 wird Monteverde „wegen seines mangelnden religiösen Interesses“, der Ketzerei beschuldigt und nach Sevilla gebracht, wo er 1530 von einem Inquisitionsgericht schuldig gesprochen und dazu verurteilt wird, 10% seines Besitzes abzugeben und sich ein Jahr in ein Kloster zurückzuziehen. 1531 stirbt er in Sevilla. Das Haus Monteverde kann heute noch in Tzacorte besichtigt werden.

Alonso Fernández de Lugo

Alonso Luis Fernández de Lugo wird 1456 in Sanlúcar de Barrameda in Andalusien geboren. Als junger Mann tritt er in die Marine ein und wird ein für die afrikanische Küste zuständiger General der spanischen Krone. Zwischen 1483 und 1495 erobert er die Kanarischen Inseln Gran Canaria, La Palma und Teneriffa. Am 3. Mai 1493 gründet er die Stadt Villa de Apurón, das heutige Santa Cruz de la Palma. De Lugo wird Gouverneur der Insel und ist für die Verteilung des Landes und der Wasserrechte zuständig. De Lugo stirbt 1525 auf Teneriffa.

Martín Alonso Pinzón

Martín Alonso Pinzón wird 1441 im andalusischen Palos de la Frontera geboren. Er ist Kapitän des Karavelle Pinta, eines der drei Schiffe, mit denen Christoph Kolumbus im Jahr 1492 in See sticht, um nach Westen über den Atlantik zu segeln. Auf der Rückreise wird sein Schiff während eines Sturms von Kolumbus getrennt und erreicht am 1. März 1493 den Hafen von Baiona. Pinzón stirbt am 31. März 1493 in seiner Heimatstadt Palos de la Frontera, die er nach der Reise schwerkrank erreicht.

Volk der Auarita

Die Auarita sind die Ureinwohner der Insel La Palma, die von ihnen Benahoare genannt wird. Sie stammen von den Berbern aus Nordafrika ab. Vor der Eroberung durch die Spanier leben die Auarita in zwölf Stämmen auf der Insel, die in zwölf Gebiete aufgeteilt ist. Eines dieser Gebiete ist Tagaragre im Norosten, in dem sich heute der Ort Barlovento befindet. Die Auarita betreiben Viehzucht, v.a. mit Ziegen, aber auch Ackerbau. Aus Gerste stellen die den Goffio her, der auch heute noch auf den Kanaren gerne gegessen wird. Man schätzt, dass vor der spanischen Eroberung auf La Palma etwa 4.000 Auarita lebten.

BIBLIOGRAPHIE

Bel Bravo, María Antonia: Sefarad. Los Judíos en España, Silex 2006

Concepción, José lluis: Die Guanchen. Ihr Überleben und ihre Nachkommen. Ediciones Graficolor, 2000

de Antonio Rubio, Maria Gloria: Os Xudeos en Galicia. Ediciones Lostrego, 2004

de Antonio Rubio, María Gloria: Judíos e Inquisición en Ribadavia, Lugami Artes Gráficas, 2006

de la Rosa Olivera, L./Serra Rafols, E.: El Adelantado Don Alonso de Lugo y su residencia. Fontes Rerum Canarium III, 1949

Everlaert, John: De lokroep van de suiker. Vlaamse planters en handelaars op het Canarische eiland La Palma (1508- ca. 1635). Bull. Séanc. Acad. R. Sei. Outre-mEr Meded.Zitt. K. Aad. Overzeese Wet, 55 (2009-2), S. 135-162

Hinnebusch, William A.: Kleine Geschichte des Dominikanerordens, benno Verlag, 2004

Jörn, Nils: With money and bloode. Der Londoner Stalhof im Spannungsfeld der englisch-hansischen Beziehungen im 15. und 16. Jahrhundert. Böhlau, 2000

Kamen, Henry: Die spanische Inquisition, Heyne, 1980

Lemm, Robert: Die spanische Inquisition, Anaconda Verlag, 2005

Martín Rodríguez, Ernesto: La Palma y los Auaritas. Litografía Romero, 1992

Mollwo, Carl: Kölner Kaufleute im 16. Jahrhundert auf den Kanarischen Inseln.

National Geographic: Der erste Kapitalist. Wie Jakob Fugger die Globalisierung erfand. Ausgabe März 2009

Lorenzo Arrocha, Jesús Manuel: Las Monedas en las Islas Canarias. La Bamba. Caja Canarias, 1995

Reyes García, Ignacio: El Habla Prehispánica de La Palma. Publicaciones Digitales, 2003

Sierra Ponce de León, Vicente: Baiona. Xunta de Galicia, 2002

Vespucci, Amerigo: Neue Welt - Mundus Novus. Edition Erdmann, 2. Aufl. 2017

Viña Brito, Ana: Conquista y repartimiento de la isla de La Palma. Búho Ediciones, 1997

Viña Brito, Ana: Los flamencos en Canarias en el Siglo XVI. Una comunidad extranjera? Especificidades en la isla de La Palma. Revista de Historia Canaria 194, 04/2012, S. 161-191

Viña Brito, Ana: Jácome Monteverde. 500 años de su llegada a La Palma, 2013

Viña Brito, Ana/de Kuhn, Nikolás: Lucas Rem y la „tierra maldita“. Vicisitudes de un factor alemán a Principios del XVI. Anuario de Estudios Atlánticos, 56 (2010), S. 115-138

Viña Brito, Ana: La primitiva organización eclesiástica de La Palma. Anuario de Estudios Atlánticos, 35 (1989), S. 45-66

Viña Brito, Ana: La Hacienda de Tazacorte. Anuario de Estudios Atlánticos, 50 (2004), S. 545-587

Viña Brito, Ana: La organización social del trabajo en los ingenios azucareros canarios (siglos XV-XVI). En la España Medieval, 29 (2006), S. 359-381

YAGO *auf der suche*

EIN HISTORISCHER ROMAN VON SUSANNE KARCH

Yago ist die abenteuerliche Geschichte eines zwangskonvertierten Juden im katholischen Spanien des frühen 16. Jahrhunderts. Seine Familie wird durch Intoleranz und Antisemitismus auseinandergerissen. Der junge Yago flieht aus seiner Heimatstadt Baiona nach London, wo er zunächst im Stallhof, dem Handelsplatz der deutschen Hanse, unterkommt. Doch er hält an seinem Beschluss fest, in die Neue Welt zu gelangen. Bei der Überfahrt erleidet er vor den Kanarischen Inseln La Palma Schiffbruch, rettet sich ans Ufer, wird von den Einheimischen aufgenommen und findet endlich seine große Liebe. Yago verfängt sich im Spannungsfeld zwischen Macht, Geld, Gier, Leidenschaft, Religion und Inquisition.

Susanne Karchs ausführlich recherchierter historischer Roman zeichnet ein eindrucksvolles Bild des dunklen Beginns der europäischen Kolonialgeschichte.



local global
€ 24,00 (D)
ISBN 978-3-9820948-5-4



9 783982 094854